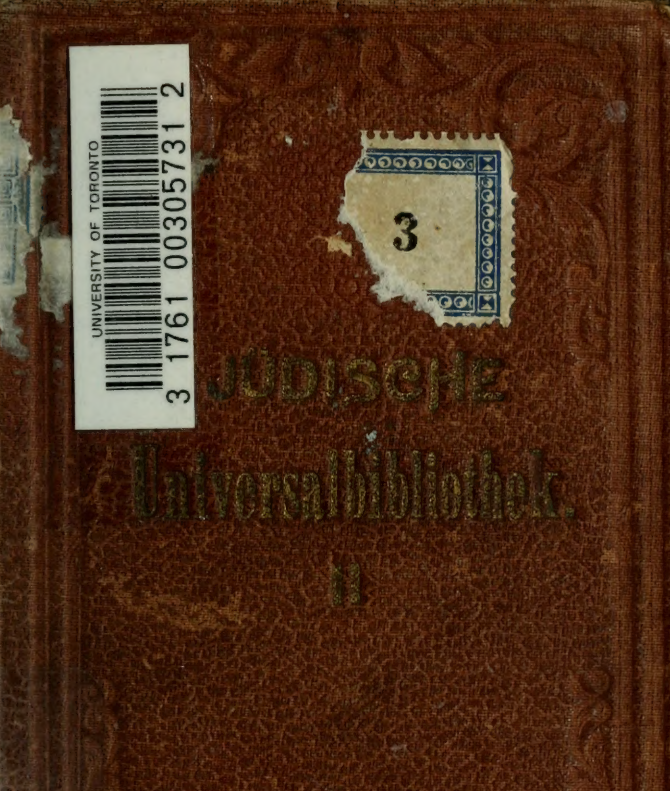
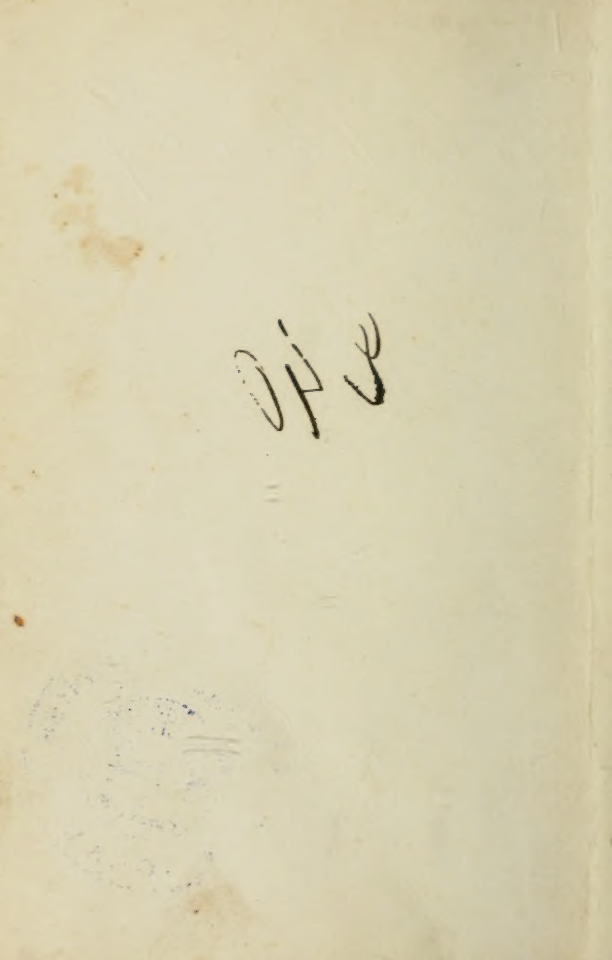


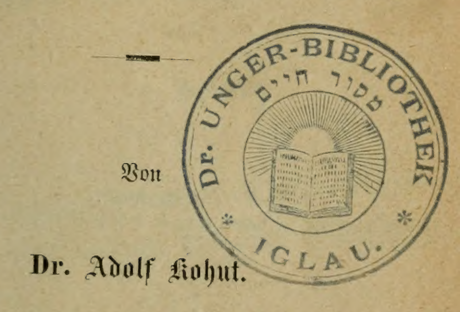
3
JÜDISCHE
Universalbibliothek.
11







Jüdische Culturskizzen.



Von

Dr. Adolf Kohut.



Prag.

Druck und Verlag von Jakob B. Brandeis.


DS
115
K65
LIBRARY
SEP 11 1973
UNIVERSITY OF TORONTO

Herrn Dr. Eugen Dreher

in Berlin

dem kühnen Forscher und edlen Menschenfreund
verehrungsvoll und freundschaftlichst

der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

Christliche Geistesheroen in ihren Beziehungen
zum Judenthum.
Kaiser Josef II.. . . . . S. 5
Christian Wilhelm v. Dohm . . . . „ 17
Johann Caspar Lavater . . . . „ 28
Alexander v. Humboldt . . . . „ 36

Moses Mendelssohn und J. Gottfr. Herder . . „ 73
Moses Mendelssohn und die Frauen . . . . . „ 85

Christliche Geistesheroen in ihren Beziehungen zum Judenthum.

Kaiser Josef II.

In unserer Zeit, wo mehr als hundert Jahre nach dem Tode Kaiser Josefs II. Tausende russischer Juden, dem Elend und dem Untergang geweiht, ihr Vaterland verlassen mußten, erscheint es sehr angebracht zu sein, an jenen gekrönten Menschenfreund auf dem Throne der Habsburger zu erinnern, welcher auch für die Juden der Freiheit eine Gasse brach.

Sehen wir uns die Stellung Kaiser Josefs II. zu den Juden seiner Zeit etwas genauer an.

Von einem Fürsten, welcher das Wort: „Toleranz“ — Duldung — nicht nur im Munde führte, sondern auch thatsächlich bethätigte, konnte man nichts Anderes erwarten, als daß er die Fesseln der Knechtschaft brach und den Juden die ihnen seit Jahrhunderten vorenthaltenen Menschenrechte gewährte. Seine Ansichten über die Duldung hat er als Kronprinz, Mitregent und Kaiser in unzweideutigster Weise bekundet. Wahrhaft goldene Worte sprach er besonders in den Briefen an seinen Vertrauten van Swieten, z. B. die folgenden:

„Der Fanatismus soll künftig in meinen Staaten nur durch die Verachtung bekannt sein, die ich dafür habe; Niemand werde mehr seines Glaubens wegen Drangsalen ausgesetzt. Kein Mensch müsse künftig genöthigt sein, das Evangelium des Staates anzunehmen, wenn es wider seine Ueberzeugung wäre und wenn er andere Begriffe von der Glückseligkeit habe. Die Scenen der abscheulichen Intoleranz müssen ganz aus meinem Reiche verbannt werden."

Gleich nach dem Antritt seiner Regierung verewigte der Kaiser seinen Namen in der Geschichte der menschlichen Humanität: er hob u. A. das „Judenzeichen", den gelben Fleck, und die Leibmaut auf, welche beide Attribute so viel Entehrendes für die Juden hatten. Noch unter Maria Theresias Zeiten galten die Juden als Feiglinge und nicht würdig, des Kaisers Rock zu tragen. Der Sohn der merkwürdigen Fürstin dachte aber auch in diesem Punkte anders; seit 1788, also seit mehr als einem Jahrhundert, sind sie in Oesterreich-Ungarn „militärpflichtig". Sie fanden zunächst Anstellung beim Fuhrwesen. Bei dem Fahneneid, welchen sie leisten mußten, wurde statt des christlichen Bekräftigungsschwures der nachstehende Zusatz vom Kaiser befohlen: „So wahr mir Gott durch die Verheißung des wahren Messias und seines Gesetzes und die zu unseren Vätern gesandten Propheten zum ewigen Leben helfe."

Man weiß, daß der Kaiser am 2. Jänner 1782 sein berühmtes Toleranzpatent für die Juden veröffentlichte und dadurch den ersten und glänzendsten Schritt

zur bürgerlichen Gleichstellung der bisherigen Parias des Staates that. Das Wesen dieses Edicts prägt sich am besten im Willen Josefs II. aus, der an die Hofkanzlei schrieb: „Ohne weitere Modalität soll der Jud als Mensch und Staatsbürger zu Allem verwendet werden, was Anderen obliegt.“ Diese „goldene Bulle“ der österreichischen Judenheit bildete den Grundstein der weiteren freiheitlichen Entwicklung. 25 Punkte enthielt das Toleranzedict; die wichtigsten waren die §§ 8—14, welche den Juden gestatten, christliche Normal- und Realschulen zu besuchen, alle Arten von Handwerken und Gewerben zu betreiben, Manufacturen und Fabriken anzulegen, auf Realitäten Capitalien zu leihen und sicherzustellen, Malerei, Bildhauerei und freie Künste auszuüben ꝛc. Bezeichnend ist § 24, welcher wörtlich lautet: „Alle bisher gewöhnlichen Merkmale und Unterscheidungen, als: das Tragen der Bärte, das Verbot, an öffentlichen und Feiertagen vor 12 Uhr nicht auszugehen, öffentliche Belustigungen zu besuchen und dergleichen werden aufgehoben; im Gegentheil wird den Großhändlern und ihren Söhnen, sowie den Honoratioren auch Degen zu tragen erlaubt.“

Der Kaiser ertheilte verdienten Juden in gleichem Maße Auszeichnungen wie den Christen, ja erhob sogar einige in den Adelstand; ich nenne nur die Nobilitirung von Israel Hönig, welcher sich um die Tabakregie verdient gemacht hatte. Nachdem im Patente für Galizien den Juden daselbst gestattet wurde, Staatsgüter auf öffentlichen Versteigerungen anzukaufen, wurde Hönig erlaubt, die Herrschaft Velm in Niederösterreich zu erstehen, ob-

schon die Hofkanzlei sich dagegen ausgesprochen; aber Josef II. replicirte: „. . . Will ich dem gegenwärtigen Supplicanten sowohl, als jedem anderen wohlbemittelten Juden den Ankauf der Staatsgüter bei einer öffentlichen Licitation gestatten, wonach sich in allen Ländern, wo Juden sind, zu richten ist.“

In seinem Judenpatententwurf vom 19. Mai 1788 gieng der Kaiser noch einen Schritt weiter; so heißt es z. B. in Bezug auf die Armenpflege: „Die Juden werden in allen für Christen bestehenden Gesetzen, sowohl in Unterhaltung der Armen ihrer Gemeinde, wie der Abschaffung der Bettler und Landstreicher gleichgehalten, nur mit dem Unterschiede, daß bei jetzt eingeführter vollkommener Freiheit, in der vermischten Gemeinde der wahre Arme, es sei nun Christ oder Jude, von den eingehenden Almosen, sowohl von Christen als Juden, gleich unterstützt werden muß.“

Selbstverständlich waren die Judenpatente des Kaisers noch nicht das Ideal der israelitischen Glaubensgenossen. Josef II. war auch nicht ganz frei von Vorurtheilen. So hielt er die Gemeindevorsteher (Kahal) für die Vertreter von geheimen Gesellschaften, weshalb er das Gemeindewesen zu zersetzen bestrebt war und beispielsweise in Böhmen nur Prag als Gemeinde anerkannte. Auch muß man es bedauern, daß er darauf losgieng, die hebräische Sprache als vermeintlichen Hemmschuh des Fortschrittes zu beseitigen — aber solche kleine Schwächen heben das unsterbliche Verdienst des großen Monarchen nicht auf. Bei aller Beschränktheit, welche auch den Josefinischen Gesetzen

vielfach eigen ist, war doch der Bruch mit dem Mittel-
alter vollzogen und ein neuer Tag angebrochen.

Der Gegensatz zwischen Josef II. und seiner Mutter
bezüglich der Judenfrage ist ein kaum überbrückbarer.
Wie diese die Juden haßte, beweist schon der eine Um-
stand, daß sie im österr. Erbfolgekriege befahl, die Juden
wegen deren — angeblichen — Unterstützung Friedrich II.
aus Prag und ganz Böhmen auszuweisen, und nur
schwer davon zurückgebracht werden konnte. Die Kaiserin
nennt sie ein „wucherndes, die Bevölkerung verderbendes
Volk, eine Pest des Staates". Sic!

Der Kaiser war viel aufgeklärter und toleranter, wie
sein Hof, der die freiheitlichen Grundsätze des Monarchen
verabscheute. Es zeigte sich dies schlagend in seiner Stellung-
nahme zum — Talmud. Der Staatsrath in Wien
mengte sich auch in den Talmud, als der Prager Censor
Fischer meinte, man sollte den Talmud ganz verbieten
oder nur jene Ausgabe zulassen, die im Jahre 1581 auf
Befehl des Concils durch Ausmerzung aller auf die
Person des Stifters der christlichen Kirche befindlichen
Stellen zu Basel erschienen war. Hetzfeld meinte selbst,
daß der Talmud viele staatsgefährliche Lehren enthalte,
daß daher eine Textescorrectur vor dem Wiederabdruck
des Buches erfolgen müßte. Nur das Machtwort des
Kaisers rettete den Talmud vor solch barbarischer Ver-
stümmelung.

Friedrich II. von Preußen, als er einst über Josefs II.
Staats-Einrichtungen, über seine Toleranz und haupt-
sächlich darüber sprach, daß der Kaiser den Juden in

seinen Ländern Gleichheit mit seinen übrigen Unterthanen zugestanden habe, sagte u. A.: „Ich freue mich über diese gute Einrichtung, aber der Kaiser hat auch die nächste Verbindlichkeit, sich der Juden anzunehmen — er ist ja König von Jerusalem!“ — Um diesen Witz zu verstehen, muß man wissen, daß die Herzoge von Lothringen — Franz I. Stephan war römisch-deutscher Kaiser aus dem Hause Lothringen — seit Gottfried von Bouillons Zeit diesen Titel führten.

Es war gar nicht nach dem Willen Josefs, wenn sich Juden taufen ließen, da er die Proselytenmacherei haßte und es am liebsten sah, wenn Jeder der Religion seiner Väter treu anhieng. Manch getaufter Jude wurde deshalb von ihm gründlich zurechtgewiesen. So kam einst ein solcher „Meschummed“ in den Controlorgang in Wien, wo die Audienzen ertheilt wurden. Dieser schwatzte dem Kaiser ein Langes und Breites vor, wie verdient er sich um die Menschheit gemacht habe, da er sich habe taufen lassen und auch seine Geschwister dazu beredet habe. Schließlich bitte er um eine Pension dafür. Josef II. nahm ihn bei der Hand und sagte, sarkastisch lächelnd: „Sie haben so groß und edel gehandelt, daß ich nicht im Stande bin, Sie zu belohnen, das kann nur Gott thun.“

Ein interessantes Streiflicht auf des Kaisers Anschauungen wirft ein Gespräch, welches er mit dem bekannten Professor Ignaz Aurel Feßler auf der Reise durch Lemberg im Jahre 1787 führte.

„Schreiben Sie hier nichts?“ fragte der Monarch.

„Ich habe geschrieben," antwortete Feßler, zog seine Anthologia hebraica — Hebräische Blumenlese — hervor und überreichte sie ihm: „Ich war genöthigt, dies Buch herauszugeben, weil das Seminarium nicht im Stande ist, eine hinlängliche Anzahl hebräischer Bibeln anzuschaffen."

Der Kaiser nahm das Buch und las die ersten Zeilen in hebräischer Sprache.

„Sehen Sie," sagte er, „so hat man es auch in meiner Jugend lesen gelehrt.... Ich habe Sie zum Censor aller Bücher der Juden im Lande ernannt: nimmt dieses Volk in der Cultur auch einigermaßen zu?"

„Vielleicht könnte ich etwas dazu beitragen, wenn Ew. Majestät meine Censurbefugnisse zu erweitern geruhten."

„Wieso?"

„Sie drucken unter ihre Thora einen chaldäischen Commentar, „Raschi" genannt, welchen der gewöhnliche Jude nicht versteht. Wie, wenn ich ihnen diesen Raschi streichen und sie anhalten dürfte, anstatt desselben Moses Mendelsohns Uebersetzung beizudrucken?"

„Nein, das geht nicht an! Mendelssohn war ein Naturalist und ich will nicht, daß meine Juden Naturalisten werden!"

Die Barmherzigkeit und den Wohlthätigkeitssinn, welche Josef II. beseelten, bekundete er auch gelegentlich der schrecklichen Hungersnoth in Böhmen 1771, als er nach Prag eilte, um Lebensmittel auszutheilen und zu helfen, wo zu helfen war. Er verschmähte es nicht, auch die Prager Judenstadt zu besuchen, wo das Elend

schrecklich hauste, und er ordnete gegen den bisherigen Gebrauch die Aufnahme der Kranken in das Spital, sowie die Einbeziehung der bedürftigen Juden in die öffentliche Betheiligung an.

Die Thaten des Kaisers erregten das größte Aufsehen, nicht nur in Österreich, sondern auch in ganz Europa und der größte Dichter jener Zeit, der Schöpfer der Messiade, Klopstock, widmete ihm eine Hymne, worin es u. A. heißt:

„.... machest zum Unterthan
Den sich beladenen Landmann; machst den
Juden zum Menschen."

Aber auch andere Poeten im In- und im Auslande feierten den Völkerbefreier in schwungvollen Versen.

Im Jahre 1787 erschien zu Wien eine Schrift, welche Josef II. zugeschrieben wurde. Sie betitelte sich „Kaiser Josefs Gebetbuch" und fand außerordentliche Verbreitung. Mag nun das Werkchen von dem Monarchen herrühren oder nicht, jedenfalls waren die nachstehenden Ideen über die „Toleranz" ganz aus der Seele des herrlichen Mannes gesprochen; sie lauteten also:

„Ewiges, unbegreifliches Wesen. Du bist ganz Liebe und Duldung. Du lehrst mich, daß Verschiedenheit der Meinungen Dich nicht abhält, ein wohltätiger Vater aller Menschen zu sein. Und ich, dein Geschöpf, soll weniger duldsam sein, soll nicht zugeben, daß jeder meiner Unterthanen Dich nach seiner Art anbete, soll die verfolgen, die anders denken als ich und Irrende durch das Schwert bekehren? Nein, allmächtiges, mit

Deiner Liebe allumfassendes Wesen, dies sei fern von mir! Ich will Dir gleichen, soweit ein Geschöpf Dir gleichen kann, will duldsam sein, wie Du! Von nun an sei aller Gewissenszwang in meinen Staaten aufgehoben... Verdienen Irrthümer des Verstandes wohl die Verbannung aus der Gesellschaft und ist Strenge wohl das Mittel, die Gemüther zu gewinnen? Zerrissen seien also von nun an die schändlichen Ketten der Intoleranz. Dafür vereinige das sanfte Band der Duldung und Bruderliebe meine Unterthanen für immer!"

Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß Josef, der Marc Anton seiner Zeit, ein feines Verständniß für den Pulsschlag der Aufklärungsperiode fin de siècle hatte. Die Schriften Christian Wilhelm von Dohms über die bürgerliche Gleichstellung der Juden und anderer Philantropen bewegten ihn aufs Mächtigste. Den jüdischen Glaubensgenossen öffneten sich nun auch die Pforten der Universitäten und Akademien, die ihnen bisher verschlossen waren. Der Anregung und dem Beispiel Kaiser Josefs glorreichen Andenkens ist es lediglich zu verdanken, wenn Gelehrte, Staatsmänner und Fürsten sich mit der Judenfrage ernstlicher zu beschäftigen anfingen, und daß auch zahlreiche einflußreiche Stimmen für die Juden laut wurden, welche den Chorus der Judenhasser übertönten. Dröhnend klangen den Zeitgenossen die Worte Klopstocks in die Ohren:

Wen faßt des Mitleids Schauer nicht, wenn er sieht,
Wie unser Pöbel Kanaans Volk entmenscht!
Und schuf der's nicht, weil unsere Fürsten
Sie in zu eiserne Fesseln schmieden?

Du löseſt ihnen, Retter, die roſtige
Eingangelegte Feſſel vom wunden Arm.
Sie fühlen's, glauben's kaum. So lange
Hat's um die Elenden hergeklirrt!

Kaiſer Joſef ragt eben mit Kopfeslänge über ſeine Zeitgenoſſen hervor. Seine Nachfolger, die Kaiſer Leopold II. und Franz I. ließen deſſen wohlthätige Beſtimmungen betreffs der Juden leider unausgeführt, ja fügten noch neue Beſchränkungen der politiſchen Machtſtellung der Juden zu den alten hinzu. Noch Jahrzehnte lang nach dem Tode Joſefs wurden Juden in Oeſterreich wie Verbrecher behandelt. Das Heiraten derſelben wurde in kleinlichſter Weiſe beſchränkt und ſie waren allerlei empörenden Demüthigungen ausgeſetzt. Beſonders ſchlimm ergieng es den Schützlingen Joſefs unter Metternichs Regime. In draſtiſcher Weiſe ſchildert H. Grätz die Lage der Juden in Oeſterreich unter Kaiſer Franz II. Regierung: „. . . Sie (Metternich und Genoſſen) verjagten die Juden allerdings nicht, wie in Lübeck und in Bremen, aber ſie ließen ſie gar nicht dazu kommen, ausgewieſen zu werden; es wurden ihnen Ghettos innerhalb Oeſterreichs angewieſen, über die ſie nicht hinausgehen durften. Tirol, das klöſterliche Gebirgsland, war ihnen ſelbſtverſtändlich ſo gut wie den Proteſtanten verſchloſſen. In Böhmen waren ihnen die Bergſtädte und Dörfer und in Mähren umgekehrt die bedeutenden Städte Brünn und Olmütz unzugänglich, wo ſie nur übernachten oder auf kurze Zeit weilen durften. Und überall gab es Judengaſſen. Die Beſchränkungen der Juden Oeſterreichs waren ſprichwörtlich geworden. Und erſt in Ga=

lizien? Für sie gab es einen noch schwereren Druck als im Mittelalter. Selbst die wohlwollenden Bestimmungen Josefs in Betreff des Schulzwanges und des zweckmäßigen Religionsunterrichtes wurden nicht gehandhabt, um Bildung unter den Juden zu verbreiten, sondern nur um sie zu quälen und zu beeinträchtigen. Der Kaiser Franz adelte zwar diesen oder jenen reichen Juden, aber die Uebrigen wurden entwürdigt; Kriegsdienst mußten sie leisten, aber die Tapferen unter ihnen wurden kaum zu den untersten Staffeln der militärischen Leiter zugelassen." Erst unter der Herrschaft des glorreichen Kaisers und Königs Franz Josef ist die Judenemancipation in Oesterreich voll und ganz durchgeführt worden und Sr. Majestät humanitäre Anschauungen und Thaten bilden kein geringes Ruhmesblatt in seinem an unsterblichen Handlungen so reichen Diadem.

Es verlohnt sich zum Schluße die Stellung der damaligen Judenheit zu den Befreiungsversuchen Josefs II. näher ins Auge zu fassen, und da machen wir denn die betrübende, aber wohl erklärliche Wahrnehmung, daß der Sclave, dem die Ketten abgenommen wurden, in seine veränderte Lage sich nur schwer schicken konnte. Namentlich waren die „Frommen im Lande" mit den Neuerungen des herrlichen Monarchen, weil sie von denselben für die Religion und die Ueberlieferung fürchteten, nicht einverstanden. Einer der eifrigsten und heftigsten Vorkämpfer für die Ideen des Kaisers war der bekannte Freund Moses Mendelssohns, Hartwig Wessely, und gegen ihn richtete sich in erster Linie der erste

Sturmangriff der Finsterlinge. Es ist bedauerlich, zu melden, daß selbst ein so großer Talmudist wie der Oberrabbiner von Prag, der berühmte Verfasser des „Noda-bi-Jehuda“, Ezechiel Landau, an der Spitze der bildungsscheuen Eiferer stand. Dieser hatte bekanntlich auch Mendelssohns deutsche Pentateuchübersetzung aufs Heftigste verdammt. Landau war der Ansicht, daß Männer, wie Moses Mendelssohn, Wessely u. A. nur darauf losgiengen, „die Thora aus der Wurzel zu reißen“ — eine lächerliche Beschuldigung, die sich durch sich selbst richtete. Die orthodoxen Fanatiker sind sich zu allen Zeiten gleich geblieben. Der Hofrath Marcus Herz sprach deshalb Tausenden und Abertausenden aus dem Herzen, als er in seiner Schrift: „Ueber die frühe Beerdigung der Juden“ (Berlin 1788) sich gegen das Treiben der Stockfrommen auflehnte und dieselben mit den Worten bezeichnete: „jene aufgeblasenen, unwissenden Eiferer, die gern die Vernunft vom Erdboden verbannt wissen möchten, Eiferer wie der ehemalige Rabbi Jakob Emden und der gegenwärtige Rabbiner Ezechiel in Prag, welche die Nation, deren Bildung ihnen obliegt, so gerne in der engsten Eingeschränktheit erhalten, alle außertalmudischen Wissenschaften wie Staub achten. . . Wahrlich, so dachten die Talmudisten selbst nicht; denn sie waren weise Männer, und der ist nie weise, der sich einbildet, alle Weisheit erschöpft zu haben.“

Möchte den Juden Oesterreichs das Andenken des modernen Titus, Josefs des Großen, für alle Zeit zum Segen gereichen!

Christian Wilhelm v. Dohm.

Einer der leuchtendsten Vorkämpfer der Befreiung Israels aus dem Sclavenjoche war der bereits erwähnte, am 11. December 1741 in Lemgo geborene preußische Staatsmann, Christian Wilhelm v. Dohm.

Der Vater Dohms, Prediger an der Neustädter oder Marienkirche zu Lemgo im Lippe'schen, ließ seinem Erstgeborenen eine sehr gediegene Erziehung zu Theil werden. Er studirte zuvörderst in Leipzig, wo er sich der Theologie widmete. Hier schloß er sich besonders an den mild und human denkenden Dichter Gellert an. Doch befriedigte ihn die Theologie nicht und er wandte sich deshalb der Jurisprudenz zu. Besonderen Einfluß auf den jungen Bruder Studio übten die Werke Basedows aus. Mit welch' glühendem Eifer der 19jährige Feuergeist von dem Streben nach Wahrheit und Recht schon damals durchglüht war, erkennt man aus einem Schreiben, welches er um jene Zeit an Basedow richtete, worin es u. A. heißt: „Es sei ihm in der Wissenschaft nichts theuerer als die Wahrheit; er suche sie in jeder seiner

Kenntnisse zu erlangen, sei aber bisher noch im Zweifel geblieben, ob und wie eine unbestrittene Definition von ihr zu geben sei; er wende sich deswegen an einen Mann im Vertrauen, der als tiefdenkender Forscher und Freund der Wahrheit bewährt sei, und hoffe durch ihn zur Beantwortung der Frage: was ist Wahrheit? zu gelangen. Die Auflösung dieser Frage liege ihm so sehr am Herzen, daß er sich entschlossen habe, zu ihm zu reisen und so lange bei ihm zu wohnen, bis sein Wunsch erfüllt sei; er frage daher, ob er die Beförderung seiner Hoffnung und eine angenehme Aufnahme erwarten dürfe." In der That reiste er 1771 zu Basedow nach Altona, und beide Männer verband seitdem die wärmste Freundschaft mit einander.

Im Mai 1773 reiste Dohm nach Berlin, um die gerade erledigte Pagenhofmeisterstelle am Hofe des Prinzen Ferdinand, des jüngsten Bruders Friedrichs des Großen, zu übernehmen. Hier widmete er sich mit Eifer literarischen Arbeiten; doch bevor er dieselben zum Abschluß bringen konnte, ging er nach Göttingen, um dort noch einen eigentlichen juristischen Cursus in Verbindung mit einem publicistischen durchzunehmen. Zu seinen Göttinger Freunden zählte damals der später so berühmt gewordene preußische Staatsmann Freiherr von Stein. 1776 vereinigte er sich mit dem Dichter Boje zur Herausgabe der Zeitschrift „Deutsches Museum". Hier veröffentlichte er manche sehr interessante geschichtliche und politische Aufsätze. Ebenso publicirte er manche bedeutsame Werke, wie z. B. „eine Geschichte der Engländer und Franzosen im

östlichen Indien". Vom Herbst 1776 bis Herbst 1779 war er Professor am Collegium Carolinum in Cassel. Von 1779 bis 1786 lebte Christian Wilhelm von Dohm in Berlin. Er begann seine politische Laufbahn als Registrator beim geheimen Hauptarchiv. Seine unermüdliche Arbeitskraft, seine geniale Begabung und sein edler und reiner Charakter lenkten die Aufmerksamkeit Friedrichs des Großen und des Ministers Hertzberg auf ihn und so wurde er auch im Departement der auswärtigen Angelegenheiten mit glänzendem Erfolge beschäftigt und 1783 zum Geheimen Kriegsrath ernannt. Um jene Zeit schrieb er manche zündende politische Schriften, die dem alten Fritz sehr gut gefielen, z. B. über „den deutschen Fürstenbund". 1786 wurde er zum Gesandten im niederrheinisch-westfälischen Kreise ernannt, und er verweilte am Rhein bis zur Mitte des Jahres 1792. Als die revolutionären Bewegungen 1789 in Lüttich ausbrachen, rechtfertigte Dohm die preußische Politik in seinem Werk: „Die Lütticher Revolution im Jahre 1789 und das Benehmen Sr. k. Majestät bei derselben". 1797 wurde er als Gesandter zum Friedenscongreß nach Rastatt geschickt und hierauf bei der Organisation der von Preußen neu erworbenen Länder beschäftigt. Auf dem Tilsiter Frieden von König Jerome als Gesandter nach Dresden geschickt, nahm er 1810 seine Entlassung und zog sich auf sein Gut Postleben bei Nordhausen zurück. Hier widmete er den Rest seines Lebens seinem großen Geschichtswerk: „Denkwürdigkeiten meiner Zeit". Dies berühmte Buch enthält u. A. eine

Geschichte Friedrichs II. und zeichnet sich durch eine Fülle von Kenntnissen und ein höchst objectives gerechtes Urtheil aus. Der ausgezeichnete Staatsmann starb am 29. Mai 1820, von ganz Deutschland betrauert. Dieser ideale, herrliche Mann, welcher stets die Wahrheit suchte und für Recht und Gerechtigkeit eintrat, war religiös gesinnt und glaubte fest an die Unsterblichkeit. So schrieb er noch kurz vor seinem Tode an eine Jugendfreundin, welcher er die Aussicht auf eine von ihr vorgeschlagene Zusammenkunft hatte benehmen müssen: „Ich lebe der Hoffnung, daß wir in einem besseren Zustande uns wiederfinden und dann nicht nochmals getrennt werden. Dieser Gedanke, in welchem ich mich, je mehr und je tiefer ich nachdenke, immer mehr befestige, ist die Hauptquelle der Heiterkeit, mit welcher ich alle Leiden dieses Lebens ertrage und der Zukunft entgegenhoffe."

Dieser namhafte Staatsmann, einer der besten und liebenswürdigsten Menschen seiner Zeit, hat für die Juden ein doppeltes Interesse. Seine Aufsehen erregende Schrift: „Ueber die bürgerliche Verfassung der Juden" (Berlin und Stettin, bei Friedrich Nicolai, 1781, in zwei Bänden), eine der wichtigsten Schutzschriften, welche je für Juden und Judenthum verfaßt wurden, hat wesentlich dazu beigetragen, die staatsbürgerliche Gleichberechtigung der Juden herbeizuführen.

Die nähere, jedoch nicht unmittelbare Veranlassung dazu rührte von Moses Mendelssohn her. An diesen hatten sich nämlich die Juden aus Elsaß wegen

Abfassung eines Memoire gewandt, welches dem französischen Staatsrathe vorgelegt werden sollte, um diesen zur Abänderung ihrer gedrückten Lage zu bewegen. Alle Materialien dazu waren mitgetheilt worden. Moses Mendelssohn beredete nun Dohm, als dieser kaum einige Monate in Berlin gewirkt hatte, an der Redaction dieser Denkschrift Theil zu nehmen, insbesondere die Zusammenstellung der Thatsachen und die geschäftsmäßige, einen erwünschten Eindruck versprechende Abfassung zu besorgen, wenigstens demjenigen, der zuletzt der Vorstellung das französische Gewand geben sollte, darin so vorzuarbeiten, daß wesentliche Aenderungen nicht mehr vorgenommen werden dürften. Bei Dohms Neigung zu gemeinnütziger, möglichst weitgreifender Wirksamkeit war dieser Anlaß ganz erwünscht, um neue Ansichten in einer die Humanität und Politik zugleich interessirenden Angelegenheit aufstellen zu können. Da sich jedoch in der Denkschrift manche allgemeine Betrachtungen und die politisch-philosophischen Untersuchungen, auf welche die Sache hinleitete, nicht wohl ausführlich mittheilen ließen, entstand der Gedanke zur Ausarbeitung der genannten Schrift, welcher jenes Memoire als Anhang angefügt wurde.

Sehen wir uns das bedeutende Werk etwas genauer an.

In dem Vorwort zu dem Buche erörtert der Verfasser die Beweggründe, welche ihn zur Abfassung des Werkes veranlaßten. Er wollte beweisen, daß die drückende Verfassung, in der die Juden damals in den meisten Städten lebten, nur ein Ueberbleibsel der unpolitischen und unmenschlichen Vorurtheile der finsteren Jahrhunderte, also unwürdig

sei, in unseren Zeiten fortzudauern. ... Er — der Verfasser — werde die wenigen Stunden seiner Muße, die er auf diese Arbeit verwenden konnte, sehr gut verwandt zu haben glauben, wenn dadurch Männer von höheren Einsichten und größerem Scharfsinn zum Nachdenken über diese wichtige Materie gereizt werden, und wenn er auch nur einige Veranlassung geben könnte, einen so beträchtlichen Theil des Menschengeschlechts glücklicher und für unsere Staaten brauchbarer zu machen. Er wage es, den Regierern derselben seine Schrift mit Ehrfurcht zu widmen und werde sich hinlänglich belohnt schätzen, wenn er fähig gewesen, ihre Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand zu leiten, der ihnen bisher entgangen zu sein scheine und derselben doch so würdig sei.

Die Vertheidigung der Juden Seitens Dohms ist eine ebenso lebhafte wie besonnene. So sagt er z. B. S. 39 u. A.: „Die jetzige judenfeindliche Politik ist ein Ueberbleibsel der Barbarei der verflossenen Jahrhunderte, eine Wirkung des fanatischen Religionshasses, die, der Aufklärung unserer Zeit unwürdig, durch dieselbe längst hätte getilgt werden sollen.... Unseren festgegründeten Staaten muß jeder Bürger willkommen sein, der die Gesetze beobachtet und durch seinen Fleiß den Reichthum des Staates vermehrt; sie dürfen nicht, wie die zuerst durch Gewalt errichteten Herrschaften anderer Nationen, barbarisch und furchtsam zugleich, die Fremden verbannen und unterdrücken..... Auch der Jude hat auf diesen Genuß der bürgerlichen Gesellschaft, auf diese Liebe Anspruch. Seine Religion macht ihn derselben nicht

unwürdig, da er bei strengster Befolgung derselben ein sehr guter Bürger sein kann."

Mit wohlthuender Wärme hebt Dohm die Vorzüge des Charakters der Juden hervor: ihren Familien- und Wohlthätigkeitssinn, ihren sittlichen Lebenswandel, ihren Patriotismus und ihre uralte Anhänglichkeit an den Glauben ihrer Väter. Daß sie sich vorzüglich dem Handel widmeten, rühre daher, weil sie auf diesen Erwerb allein durch die betreffenden und engherzigen Gesetze beschränkt seien. Er sagt einmal wörtlich (S. 109): „Mit der unbilligen und unpolitischen Behandlung der Juden werden auch die üblen Folgen derselben verschwinden und wenn man aufhört, sie auf eine Art der Beschäftigung zu beschränken, wird auch der nachtheilige Einfluß derselben nicht mehr so bemerkbar sein." Er verlangt demgemäß vom Staate die vollkommenste Emancipation des Judenthums; es dürften keine beschimpfenden Unterschiede mehr geduldet, kein Weg des Erwerbes ihnen gesperrt und von Seite des Staates müßte ihnen, wie den christlichen Confessionen, die gleiche Liebe und Fürsorge entgegengebracht werden. Doch nicht allein der Staat, sondern auch die christliche Gesellschaft müsse angehalten werden, ihre Vorurtheile und lieblosen Gesinnungen gegen die Juden aufzugeben. Man höre diese wahrhaft goldenen Worte (S. 122): „Früh in der Jugend müßten sie schon gelehrt werden, die Juden wie ihre Brüder und Mitmenschen zu betrachten, die auf einem anderen Wege das Wohlgefallen Gottes zu erhalten suchen ... Diese dem Geist der Menschenliebe und des echten Christenthums

so gemäßen Grundsätze ihren Gemeinden recht oft zu wiederholen, müßten die Prediger angewiesen werden, und wie leicht wird es ihnen sein, diese Anweisung zu befolgen, wenn der Geist der Liebe, der in dem Gleichniß der Samariter herrscht, ihr Herz erfüllt, und wenn sie, wie die Apostel Christi, lehren, daß Jeder aus allem Volk, das recht thut, Gott angenehm sei!"

Schon im Voraus beglückwünscht Dohm den Staat, der zuerst die Grundsätze der Toleranz und Gleichberechtigung bethätigt: „Er wird sich aus seinen eigenen Mitteln neue treue und dankbare Unterthanen bilden, und wird seine eigenen Juden zu guten Bürgern machen, wenn er nur anfängt, sie als solche zu behandeln, und wenn andere Staaten ihm nicht bald nachfolgen, auch die Fremden an sich ziehen, welche sicher den Staat vorziehen werden, der auch ihnen die Rechte der Menschheit und die Vortheile der Gesellschaft zu bewilligen verspricht."

Mit großem Scharfsinn widerlegt der hervorragende Jurist alle Bedenken, welche von den Judenfeinden gegen die politische Emancipation der Juden vorgebracht wurden. Mit besonderem Nachdruck wendet er sich gegen Diejenigen, welche behaupteten, die Juden taugten nicht zum Kriegsdienste, sie seien deshalb Staatsbürger zweiter Classe. Er wies demgemäß u. A. darauf hin, daß sie zu allen Zeiten — auch nach der Zerstörung Jerusalems — tapfere Soldaten gewesen. Seine historischen Beispiele dürften noch heute von Interesse sein. Unter den Ptolemäern, sagt er u. A., erwarben sie sich in Aegypten durch

ihre Kriegsdienste die vorzüglichste Gewogenheit dieser Regenten und das Vertrauen, daß nur den Juden die wichtigsten Festungen übergeben wurden. Eben dieses wird von den macedonisch-syrischen Königen bemerkt. Auch unter der römischen Herrschaft von den Zeiten des Pompejus an erwarben durch ihre Kriegsdienste die Juden Zutrauen und Belohnungen. Cäsar selbst gibt ihnen das Lob, daß sie vorzüglich in einer Schlacht wider den Mithridates den Sieg bewirkt hätten, und mehrere Privilegien und ruhmvolle Erklärungen des römischen Senats sind die unwiederleglichen Beweise der Tapferkeit und Treue, die sie in den Kriegen bewiesen haben. Auch Antonius bediente sich jüdischer Truppen, und die, welche Herodes ihm zuführte, bestanden aus 5 Cohorten Römern und 5 Cohorten Juden. Ebenso ungewöhnlich waren die Kriegsdienste dieser Nation unter den heidnischen und christlichen Kaisern, bis endlich im Jahre 418 der König Honorius die Juden für unfähig erklärte, im Kriege zu dienen und damit ein Vorurtheil begründete, das er selbst nicht ohne Bedenklichkeiten zu äußern wagte, daß eben in den folgenden Zeiten tief genug gewurzelt ist und jetzt nicht ohne Mühe ausgerottet werden dürfte (Bd. I, S. 140 ff.).

Nicht von Seiten Friedrichs des Großen, an den Dohm in erster Linie dachte, ging die rettende That der bürgerlichen Gleichstellung der Juden, sondern, wie ich gezeigt habe, von Kaiser Josef II. aus. Die Schrift Dohms war bereits beendet, als die Kunde zu ihm drang, daß im Sohne Maria Theresias ein Retter Israels erstanden sei.

Seiner großen Freude darüber gibt er in einem „Nachwort" Ausdruck, wo es u. A. heißt: „Die Bestätigung dieser Nachrichten und die Billigung seiner Grundsätze von der aufgeklärten Regierung eines in jeder Absicht so erhabenen Monarchen würden dem Verfasser äußerst schätzbar sein und ihm dafür bürgen, daß seine Untersuchungen ihn nicht unrecht geleitet haben. Wenn dieselben richtig sind, so dürften die k. k. Lande sich von der bürgerlichen Verbesserung der Juden vorzüglich erhebliche Vortheile versprechen, da ihre Zahl in denselben so beträchtlich ist. In Böhmen und Mähren sollen sie $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{5}$ der ganzen Volksmenge ausmachen. Welch' eine erhabene Wohlthätigkeit, so viele Menschen auch des Glückes der Gesellschaft ganz genießen zu lassen, und welch' ein Vortheil für die Gesellschaft, sie auf einmal mit so viel brauchbaren Gliedern zu vermehren!"

Als der zweite Theil der Schrift — 2 Jahre darauf — erschienen war, waren die Wünsche Dohms wenigstens in Oesterreich im Großen und Ganzen realisirt. Hier betont er noch schärfer die Wahrheit, daß die Juden alle bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten haben müßten wie die christlichen Nebenmenschen. Höchst interessant ist die kritische Abrechnung Dohms mit seinen Feinden und Gegnern. Er führt eine gar scharfe Klinge. Die Schrift Dohms hatte nämlich eine ganze Literatur pro und contra hervorgerufen: Michaelis, Moses Mendelssohn, ein Anonymus in der Broschüre: „Untersuchung, ob die bürgerliche Freiheit der Juden zu gestatten sei," ein zweiter Anonymus in dem Pamphlet:

„Ueber die Unnütz- und Schädlichkeit der Juden im Königreiche Böhmen und Mähren" und zahllose Kritiker in den Blättern — alle diese bewiesen, daß der Verfasser einen der wundesten Punkte der damaligen bürgerlichen Gesellschaft berührt hatte.

Die großen Verdienste, welche Dohm sich um Juden und Judenthum erworben, mußten bei den preußischen Juden, besonders bei den Berlinern, große Anerkennung hervorrufen. Er erhielt zahlreiche Dankadressen, so z. B. auch eine von den Vorstehern der portugiesischen Juden in Surinam, die sich in der Unterschrift „Regens et Representants de la Nation Juif-Portugaise á Surinam" nannten. Treffliche Worte schrieb namentlich Moses Mendelssohn, der mit Dohm innig befreundet war.

Johann Caspar Lavater.

Am 15. November 1741 erblickte Joh. Caspar Lavater in Zürich das Licht der Welt. Dieser evangelische Geistliche, eine der eigenartigsten Gestalten unserer Nationalliteratur ist uns nicht gerade sympathisch; wir wissen, daß er ein eifriger Proselytenmacher war und unter Anderen gern auch Moses Mendelssohn vom Glauben seiner Väter abwendig gemacht und ihn dem Christenthume zugeführt hätte; wir wissen auch, daß ihm Mendelssohn wegen dieses seines Bekehrungseifers gründlich heimgeleuchtet und die damaligen gebildeten Christen — an ihrer Spitze der Satiriker Lichtenberg — ihn weidlich verspottet haben. Trotz dieser seiner Schwäche muß nachdrücklich hervorgehoben werden, daß Lavater ein warmer Freund der Juden und des Judenthums war und über unsere Glaubens- und Stammesgenossen sowohl wie über die heilige Schrift sich in anerkennendster, zum Theil begeistertster Weise geäußert hat.

In den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts hat er eine Schrift über „Pontius Pilatus" heraus-

gegeben, worin er den Judengegnern in derbster und schneidigster Weise die Leviten liest. Man höre nur die nachstehenden Stellen aus dem Capitel: „Bin ich denn ein Jude?“ Es heißt dort wörtlich:

„Bin ich denn ein Jude?“ Die Verachtung des jüdischen Volkes seit dieser Frage des Pilatus bis auf den Moment, da dies gelesen wird, wäre ein sehr wichtiges, untersuchungsbedürftiges Capitel für die Toleranz-Lehrer unserer Zeit.

„Weiser und menschlicher D o h m! Wohl Dir, daß Du Dich der Verachteten so redlich annahmst! Ist's der so hochgepriesenen Aufklärung unserer Zeit — ein Wort, das ich täglich höre, täglich mit niedergeschlagenen Augen der Wehmuth als ein Unding, ein Modewort, einen sinnlichen Schall vor meiner Seele vorübergehen lassen muß — ist's der so hochgepriesenen Aufklärung und dem Toleranzgeräusche und dem Menschlichkeitsgetümmel und der Christenthumsläuterung unserer Zeit zu verzeihen, daß alle Classen von Menschen, vom heiligen Vater, bis auf den unreinsten Bettelmönch, unaufhörlich beim Anblick eines jeglichen Juden sagen oder denken: „Rühre mich nicht an, denn ich bin heiliger als Du!“ oder: „Bin ich denn ein Jude?“ Gerade, als ob Alles was Jude heißt, auf Alles, was Mensch heißt, sogleich Verzicht thun müßte. Ach! mit welcher Kraft der Beredsamkeit sollte es gesagt, mit welcher leuchtenden Schrift gesetzt werden: „Wer einen Menschen, einen Juden verachtet, verachtet den Vater der Menschen!“ Ach, mit welcher Kraft der Beredsamkeit sollte es gesagt, mit

welcher leuchtenden Schrift geschrieben werden: seid menschlich gegen Menschen, so werden sie menschlich gegen Euch sein! Ehret die Menschheit in jedem Individuum! Wer sie nicht in jedem Individuum ehrt, ehrt sie überall nicht! Trauet dem Menschen Menschheit zu, so wird er Mensch sein!

„Ich, der dieses schreibt, habe mehrmals die Erfahrung gemacht, besonders mit Juden. Aeußert Vertrauen gegen sie, behandelt sie würdig und edel; die Gemeinsten unter ihnen werden würdig und edel gegen Euch handeln.

„Bin ich denn ein Jude?" Verächter der jüdischen Nation, Ungläubige an jüdische Tugend und Rechtschaffenheit, Hohnsprecher aller jüdischen Sitten und Gebräuche! Unberufene, unbevollmächtigte Scharfrichter alles dessen, was nicht ihr selbst seid! Möchtet ihr einmal, ich will nicht sagen, mit diesem Mißtrauen, mit diesem Luchsauge des Argwohns, dieser gnadenlosen Strenge, nur mit Ruhe, mit gelassenem, billigem Ernste euch selbst ansehen und beurtheilen! Oft, darf ich es sagen, das Beste von Euch dem Schlechtesten an die Seite dessen setzen, über dessen Vergleichung mit Euch Ihr Jedem mit scharfer Lippe die Frage zurückwerfen würdet: „Bin ich denn ein Jude?" Menschen und Christenkenner! es ist eine zu harte Frage: Ist nicht das Beste mancher hochgepriesenen Christen schlechter als das Schlechteste mancher tief verachteten Juden? Wir machen Mienen des Entsetzens, wenn wir den Grundsatz hören, dessen die Juden

angeschuldigt werden: „es ist keine Sünde, den Christen zu betrügen," aber auch Mienen des Entsetzens oder des schadenfrohen Lächelns, wenn ein Christ wirklich einen Juden betrügt?"

Sehr treffende Ansichten hat Lavater auch über die Bibel, ihre ewigen Wahrheiten und Schönheiten geäußert. Aus der Fülle seiner diesbezüglichen Anschauungen seien nur die nachstehenden Auslassungen über „das Dramatische der biblischen Geschichte" wiedergegeben. Dieselben lauten wörtlich u. A. also:

„Was macht die jüdische Nation groß? Was zur einzigen in ihrer Art? Das Dramatische in ihren Schicksalen! Von Abraham bis auf Moses — welch' ein Drama, diese Nation? Von Josua bis auf Saul — von Saul bis auf Jechonias — von Jechonias bis auf die letzte Zerstörung Jerusalems — welch ein Drama!" Wie einfach, wie mannigfaltig, wie planlos, und planreich, wie gedrängt und auseinanderfallend, wie bestimmt und unbestimmbar, wie frei und fruchtbar sind alle diese, durch viele Jahrhunderte herab unerschöpften Geschichten!"

Er erschöpft seine ganze poetische Kraft, um das Erhabene in der Bibel nachzuweisen und ins rechte Licht zu setzen. Er bringt zahlreiche Belegstellen aus der heiligen Schrift bei, um das Erhabene durch Beweise zu bekräftigen und schließt seine Beobachtungen mit den schönen Worten:

„Findet Ihr eine Spur in allen Magazinen menschlicher Weisheit, Kraft, Dichtkunst, Staatskunst, von der Hoheit und Einfalt, von der Moses uns so viele Be-

weise gibt? Noch einige höchst einfache und höchst sinnvolle Worte von Moses, dem noch nie ersetzten, dem Manne ohne seinesgleichen: „Wie hat der Ewige die Menschen so lieb! Alle seine Heiligen sind in seiner Hand; sie werden sich setzen zu Deinen Füßen und werden lernen von Deinen Worten; es ist kein Gott, als der Gott der Gerechten; der im Himmel thront, der sei Deine Hilfe und dessen Herrlichkeit in den Welten ist. Heil Dir, Israel, wer ist Dir gleich? O Volk, selig durch den Ewigen, einer Hilfe Schild, das Schwert eines Sieges! Deinen Feinden wird es fehlen; aber Du wirst auf ihrer Höhe einhertreten". Wir sind so übergewöhnt und verwöhnt, Gott nennen zu hören und bei diesem Worte nichts oder nur etwas undeutlich Unbestimmtes zu denken, daß es uns ebenfalls unbedeutender, leerer Schall ist, wenn wir von einem sprechenden, thätigen, sich für die Menschheit verwendenden Nationalgott lesen, daß wir gar nichts Erhabenes, unendlich Einfaches und einfach Unendliches darin finden, da doch jede positive Wirkung, jedes hörbare Wort der Gottheit, welches lehrt oder warnt oder droht oder verheißt, für Jeden, der nur einigen Begriff hat von einem unendlichen, doch menschlichen Wesen, von unbegrenzter Wichtigkeit ist. Ein Gott, der wie ein Mensch mit Menschen spricht, Ein Wort, Eine Silbe, Ein Buchstabe von ihm, dem Unendlichen, ihm, gegenüber einer lebenden Handvoll Erde, die Mensch heißt, ist so was ewig Unausdenkliches in der sanftesten Einfachheit, daß nur der dabei vor Erstaunen nicht von Sinnen kommt, der keinen Sinn hat."

Man vergesse nicht, daß selbst Moses Mendelssohn den moralischen Charakter Lavaters stets anerkannte, obschon er, wie gesagt, dessen Proselytenmacherei aufs Entschiedenste zurückzuweisen sich veranlaßt sah. In der „Nacherinnerung", welche Mendelssohn seinem Briefe an Lavater beifügte, finden wir die für beide Männer höchst schmeichelhaften Worte: „Ich erkenne in Lavaters Betragen seine gute Gesinnung und Freundschaft für mich; der Inhalt seiner Antwort aber zeigt, meines Erachtens, seinen moralischen Charakter von der vortrefflichsten Seite. Man findet in demselben die untrüglichsten Merkmale der wahren Menschenliebe und echten Gottesfurcht, brennenden Eifer für das Gute und Wahre, ungeschminkte Rechtschaffenheit und eine Bescheidenheit, die der Demuth nahe kommt. Es freut mich ungemein, daß ich den Werth dieser edelmüthigen Seele nie verkannt habe."

Auch wissen wir, daß Lavater die jüdischen Forscher und Gelehrten sehr hoch schätzte und sich gern von ihnen unterweisen ließ. Die größte Verehrung hegte er doch für Moses Mendelssohn — und als er mit seinen Versuchen, die Seele desselben zu retten, scheiterte, zeigte er nicht den geringsten Groll gegen ihn und dies verringerte in keiner Weise die Bewunderung des evangelischen Pastors für den verwachsenen jüdischen Seidenwarenfabrikanten. Wie er über diesen dachte, ersieht man auch aus einem vertraulichen Briefe, den er unter dem 18. April 1763 an seinen Freund, den Canonicus Breitinger in Zürich, richtete. Bei seinem Aufenthalte in Berlin lernte er auch

den Verfasser des „Phädon" persönlich kennen, und er schildert ihn nun mit folgenden Worten:

„Den Juden Moses, den Verfasser der philosophischen Gespräche und der Briefe über die Empfindungen, fanden wir in seinem Comptoir mit Seide beschäftigt. Eine leutselige, leuchtende Seele im durchdringenden Auge und in einer äsopischen Hülle; schnell in der Aussprache, doch plötzlich durch ein Band der Natur im Laufe gehemmt. Ein Mann von scharfen Einsichten, feinem Geschmack und ausgebreiteter Wissenschaft. Ein großer Verehrer denkender Geister, selbst ein metaphysischer Kopf; ein unparteiischer Beurtheiler der Werke des Geistes und Geschmacks. Vertraulich und offenherzig im Umgang, bescheidener in seinen Reden als in seinen Schriften und beim Lobe unverändert, ungezwungen in seinen Gebärden, entfernt von ruhmbegierigen Kunstgriffen niederträchtiger Seelen, freigebig und dienstfertig. Ein Bruder seiner Brüder, der Juden, gefällig und ehrerbietig gegen sie, auch von ihnen geliebt und geehrt. Aber wie wenig entsprechen seine äußeren Umstände seinen Talenten! Er ist Fabrikinspector bei einem reichen Juden Bernhard, der ihm jährlich 300 Thaler giebt, dafür muß er die meiste Zeit im Comptoir zubringen, und hat wenig Muße, seinem Geist eine würdige Ausbreitung zu geben."

Den Beweis für die Behauptung, daß Mendelssohn in seinen Schriften „unbescheidener" wie in seinem Privatleben gewesen, ist Lavater schuldig geblieben. Ja, wenn man Muth der Überzeugung, Kühnheit der Gedanken

und Entschiedenheit des Ausdrucks — „unbescheiden" nennen will, so war Moses aus Dessau ein unbescheidener Schriftsteller. Eine solche Unbescheidenheit kann man sich schon gefallen lassen!

Johann Caspar Lavater verdient unter den Philosemiten aller Zeiten einen Ehrenplatz.

Die goldenen Worte, welche Lavater über unsere Stammesgenossen sprach, sollten für immer unvergessen bleiben.

Alexander von Humboldt.

Ahnungsvoll gieng es seit Mitte des achtzehnten und Anfang des neunzehnten Jahrhunderts durch die Herzen und Gemüther der edelsten Denker und geistigen Kämpfer des deutschen Volkes, daß der Druck, welcher auf unseren Glaubensgenossen lastete, endlich weichen werde und müsse. Männer, wie z. B. Moses Mendelsohn, Gotthold Ephraim Lessing, Johann Gottfried von Herder, Ludwig Börne, fühlten schon gewaltig das Wehen des neuen Zeitgeistes, dessen freie Schwingen sich bereits derar tregten, daß die rückwärtigen Strömungen und Bestrebungen ohne Wirkung bleiben mußten.

Selbst der am Hofe des Freundes Goethes und Schillers, des Herzogs Carl August von Sachsen Weimar, angestellte Oberhofprediger und Consisterialrath Johann Gottfried von Herder sprach das schöne Wort über Juden und Judenthum: „Israel war und ist das ausgezeichnetste Volk der Erde; in seinem Ursprung und Fortleben bis auf den heutigen Tag, in seinem Glück und Unglück, in Fehlern und Vorzügen, in seiner

Niedrigkeit und Hoheit so einzig, so sonderbar, daß ich die Geschichte, die Art, die Existenz dieses Volkes für den ausgemachtesten Beweis der Wunder und Schriften halte, die wir von ihm haben und wissen. So etwas läßt sich nicht erdichten, solche Geschichte, mit allem was daran hängt und davon abhängt, kurz, ein solches Volk läßt sich nicht erlügen. Seine noch unvollendete Führung ist das größte Poem der Zeiten und geht wahrscheinlich noch bis zur Entwicklung des letzten, noch unberührten Knotens aller Erdnationen hinaus. Dieses sonderbarste Volk hat auch die sonderbarsten Bücher; ein Volk, dessen Religion und Geschichte ganz von Gott abhängt, hat auch Bücher der Art: des Geistes; jene Dinge sind aus diesen, diese aus jenen, entstanden, und Alles ist im Grunde nur Eins: ein Charakter, ein Gepräge, eine Beurkundigung aller Zeiten; ihr Name ist das Volk Gottes, wie dort von Ezechiels Stadt und Tempel."

Dieser Oberhofprediger predigte bereits vor mehr als hundert Jahren Bruderliebe, Versöhnung und Barmherzigkeit. „Wo ist ein solches Volk," sagt er einmal, „zu dem Gott sich nahte, wie der Herr zu diesem Volke? Wo ist ein solches Volk, das so gerechte Sitten und Gebote hatte, wie diese Gottesgebote waren?"

Herder wollte die Juden nicht bekehren, sie ihres Glaubens nicht entfremden. Er hat sich vielmehr eifrig dagegen ausgesprochen.

Wenn schon evangelische Geistliche die Zeichen der Zeit zu deuten verstanden, wie erst die erleuchteten Geister des jüdischen Volkes selbst in den ersten Jahrzehnten des

neunzehnten Jahrhunderts! Ihr scharfes Auge erblickte bereits das Anbrechen der Morgenröthe, einer schöneren, besseren Zeit.

Ein solcher Seher z. B. war Löb Baruch, der allerdings später den Glauben seiner Väter verleugnete und sich Ludwig Börne schrieb. 1820 rief er begeistert aus: „Es wird kommen der Tag des Lichts! Mögen immer Pygmäen Gesinnungen sich in den Kampf einlassen mit dem Riesengeiste der Wahrheit: wir lächeln und sind des Sieges gewiß!"

Aber nur langsam und mühsam ist die Freiheitssonne am Horizonte des Judenthums aufgegangen: die Ahnungen der ragenden Gipfel der Menschheit sind erst nach langen, schweren Kämpfen mit den finstern Feinden der Bildung, Gesittung und Humanität in Erfüllung gegangen; der seit achtzehn Jahrhunderten stets umherirrende, verfolgte, arme Ahasver, der „ewige Jude", hat erst dann Ruhe finden können, als der gute Genius der Menschheit mit der Fackel der Erkenntniß in die Herzen der Völker hineinleuchtete und sich das Wort des Propheten Jesaias erfüllte: „Die Erde wird voll werden der Erkenntniß Gottes, wie Wasser den Meeresgrund bedeckt."

Noch immer, selbst in der Gegenwart, muß es ein erfreuliches Schauspiel darbieten, wenn wir sehen, auf welche Weise jene über ihrer Zeit stehenden, auf den Höhen der Menschheit einher wandelnden Geisteshelden den uralten Schutt der tausendjährigen Vorurtheile weg

zuräumen suchten und wenn wir sehen, welche Mittel und Waffen sie anwandten, um der menschlichen Gesittung und Veredlung neue Bahnen zu eröffnen.

Ein solcher Geistesheld, ein solcher Vorkämpfer der Judenemancipation, der allumfassenden Menschen- und Nächstenliebe war auch Alexander von Humboldt.

Er war nicht bloß Weltreisender, Naturforscher, Entdecker und Universalgelehrter, der von dem wenig ehrgeizigen Gelüste getrieben wurde, der Natur ihre Geheimnisse abzuringen, um dadurch den Menschen auf eine höhere Stufe sittlicher Bildung zu erheben — er war auch ein Hof- und Staatsmann. Er diente zweien preußischen Königen, Friedrich Wilhelm III. u. Friedrich Wilhelm IV. als Kammerherr, Freund und Berather. Als solcher wurde er wiederholt zu wichtigen politischen Missionen verwendet. Ich erwähne hier nur z. B., daß er 1830, nach der Thronbesteigung Louis Philipps von Frankreich, von seinem Monarchen den Auftrag erhielt, dem Bürgerkönig die Anerkennung von Seiten des preußischen Hofes zu überbringen, und daß er dann von Paris aus, zuerst vom Sept. 1830 bis Mai 1832 und wieder von 1832 bis 1835, nach Berlin politische Berichte einsandte. Die gleiche Mission wiederholte sich in den nächsten 12 Jahren noch fünfmal und nahm allemale 1 bis 5 Monate in Anspruch. Mit König Friedrich Wilhelm IV., dem Bruder des verstorbenen ersten deutschen Kaisers Wilhelm I., machte er zwei Reisen, die eine 1841 nach England, die andere 1845 nach Dänemark. Durch seinen umfassenden Geist, seinen Weltruhm, sein unge-

mein liebenswürdiges Wesen und seine unerbittliche Wahrheitsliebe, die dennoch mit aufrichtigem Patriotismus gepaart war, übte er am preußischen Hofe viele Jahrzehnte hindurch, ja man kann sagen, bis zu seinem letzten Athemzuge – der große Mann starb am 6. Mai 1859 in seinem 90. Jahre — einen außerordentlichen Einfluß aus, den er stets zu Gunsten der Geknechteten und Unterdrückten, der unschuldig Verfolgten, der ihres Glaubens und ihrer Nationalität wegen geringschätzig Behandelten bethätigte.

Alexander von Humboldt war Zeit seines Lebens ein von den tolerantesten Grundsätzen erfüllter Mann. Wer seine vorurtheilslosen Anschauungen verstehen will, muß sich die Jugendzeit und die geistige Entwickelung des Forschers vergegenwärtigen. 1769 in Berlin geboren, wächst er in der letzten Zeit Friedrichs des Großen auf. Obendrein glänzt in jenen Tagen Washington, der Begründer und erste Präsident der Vereinigten Staaten, dem er stets die reinste Bewunderung gezollt hat. Dazu kommen eine Reihe bedeutender Bildungseinflüsse. Von frühester Jugend hatte er aufgeklärte Lehrer und Erzieher. Männer, wie Heim, Schlözer und Spittler, vor Allen aber sein Bruder Wilhelm von Humboldt, waren seine Lehrmeister.

Schon frühzeitig kam auch er mit hervorragenden Juden und Jüdinen zusammen, ja, wurde mit ihnen befreundet und lernte so das Judenthum, jüdisches Leben und Denken aus eigener Anschauung kennen.

Vor Allem war es der hervorragendste Popular-philosoph des vorigen Jahrhunderts und einflußreichste Reformator des Judenthums, Moses Mendelssohn, sowie dessen Freundes- und Schülerkreis, welche die Keime der Humanität, der Menschenliebe in das freilich von vorneherein für alles Edle, Schöne und Hohe empfängliche Herz Humboldts gepflanzt hatten.

Schon als Jüngling wurde er in das Haus des jüdischen „Sokrates" eingeführt. Der Mendelssohn'sche Salon war damals der Sammel- und Brennpunkt fast aller Berühmtheiten der norddeutschen Metropole. Der Junker aus Tegel lauschte andächtig den Worten des Schutzjuden aus Dessau, eines schlichten Kaufmanns, er fühlte sich in dessen Nähe wohl und der Umgang mit ihm gewährte ihm seelische Erhebung.

Namentlich verkehrte er viel mit den Schülern und Freunden Moses Mendelssohns, von denen die zwei Juden, der Hofrath Dr. Marcus Herz und David Friedländer, auf ihn den meisten Einfluß übten. In den Kreisen Mendelssohns und seiner Genossen fand Junker Alexander, was er sonst überall vermißte: ein jugendliches Leben, das sich durch geistige Regsamkeit, Ungezwungenheit und wahrhaft wissenschaftlichen Geist auszeichnete.

Es ist bekannt, daß Humboldt die „Morgenstunden" — nebst „Phädon" das bedeutendste Werk Mendelssohns — bei dem Reformator des Judenthums selbst hörte und von dem philosophischen Geiste und dem milden

Wesen, welche sich in diesem merkwürdigen Werke offenbaren, aufs Mächtigste ergriffen wurde. Noch einige Jahre vor seinem Tode schrieb Humboldt an den gelehrten Rabbiner Marco Mortara in Mantua: „Da ich seit meiner frühesten Jugend die Ehre hatte, in Deutschland mit hervorragenden Männern unter Ihren Glaubensgenossen, welche in Philosophie und Mathematik geglänzt haben, verbunden zu sein, und da einer unserer größten und ältesten Schriftsteller, der Freund Lessings, Moses Mendelssohn, auf die Erziehung, welche ich und mein Bruder in der vorsündflutlichen Zeit genossen, Einfluß ausgeübt hat, sehe ich mit sehr lebhaftem Vergnügen, wie sich in allen Theilen Europas die Liebe zur Wissenschaft und zu ernsten Studien mannigfaltiger Art unter den Juden Bahn bricht, inmitten der Hindernisse, welche das traurige Erbe vergangener Jahrhunderte und der religiösen Intoleranz des Mittelalters sind."

Es ist Thatsache, daß Humboldt auch die Kenntniß der Bibel der meisterhaften Pentateuch, Psalmen und Koheletübersetzung Moses Mendelssohns, die er übrigens an verschiedenen Stellen seiner Werke mehrmals anführt, zu verdanken hatte. Nebenbei sei bemerkt, daß Humboldt auch die neuhebräische Poesie kannte, wie dies seine Citate aus den Gedichten des spanischen Synagogendichters Salomo ben Jehuda Gabirol beweisen; ebenso hatte Humboldt von den Schriften des Mose ben Jacob ben Esra Kenntniß.

Wäre Humboldt ein Dichter gewesen, so hätte er seine Jugendeindrücke gewiß in poetischem Gewande wieder

gegeben; so überließ er dies seinem Bruder Wilhelm, der in einem tief empfundenen Sonett den Einfluß des Mendelssohn'schen Genius nicht verleugnen kann. Dieses Sonett lautet:

Die Jungfrau Israels.

Mit Stolz ich auf die Nachbarvölker blicke,
Weil uns der Herr zu seinem auserwählet,
Und Judas Flammenschwert mit Kraft gestählet,
Zu bändigen der Heiden freche Tücke.

Die Blume reiner Frömmigkeit ich pflücke,
Und uns kein Segen der Verheißung fehlet,
Drum Davids heil'ger Harfe laut vermählet
Zum Dank empor ich meine Stimme schicke.

Wenn auch zerstört sind Zions Tempelmauern,
Und wir, zerstreut in allen Ländern, trauern,
Doch edler Stolz in unserem Busen glühet.

Denn bis zur Weltzerstörung Zorngerichte,
Doch in der völkerwägenden Geschichte
Rein, unverwischet unser Zwölfstern blühet. — —

Mit dem genannten berühmten Arzt Hofrath Dr. Marcus Herz, einem Freunde Mendelssohns und Immanuel Kants, sowie dessen geistvoller und schöner Frau, Henriette Herz, stand Humboldt auf dem freundschaftlichsten Fuße. Herz war ein vorzüglicher Talmudkenner und bis in sein spätes Lebensalter ein treuer Bekenner des Judenthums. Zum Beweise dessen sei nur ein Charakterzug desselben hervorgehoben. Er, der eine elegante Equipage besaß und in diesem

Doctorwagen seine Patienten zu besuchen pflegte, bediente sich desselben Sonnabends fast nie und nur in den allernothwendigsten Fällen, wenn man in der Umgegend seine Hilfe erwartete.

Man erzählt, daß, als er einmal an einem solchen Tage auf dem Wege zu einem Kranken war, ein College von ihm, gleichfalls Jude, vorüberfuhr, der — bei mehr Arroganz als Sachkenntniß — sonst wenig Praxis hatte. „Nun, was sagen Sie dazu," rief unserem Herz ein guter Freund zu, „dieser Doctor fährt am Sabbath!" „Ei was," erwiderte der Gefragte, „mich wundert es nicht, daß er am Sabbath fährt, mich wunderts, daß er überhaupt fährt."

Auch sonst war Marcus Herz ein witziger Kopf mit schlagfertiger Zunge, wie dies die folgende Anecdote beweist: Er hatte auf seinem Wagen die Anfangsbuchstaben seines Namens, M. H., stehen. „Jetzt fällt es mir ein," sagte ein vertrauter Freund zu ihm, „dies soll heißen: „Malach Hammoves" (der Todesengel.) — „Schlecht gerathen," versetzte der geistreiche Arzt, das heißt: „Mechaje Hamessim" (Belebet die Todten).

Marcus Herz las in seiner Wohnung philosophische Collegia, zu welchen sich ein sehr gewähltes Publicum einfand; selbst die jüngern Brüder des Königs Friedrich Wilhelm III. und der Kronprinz Friedrich Wilhelm IV. gehörten zu den Hörern des scharfsinnigen Denkers. Alexander von Humboldt hatte besonders Gefallen an diesen Vorlesungen, welche umso mehr eine förderliche Ausdehnung der freundschaftlichen Verbindungen zur

Folge hatten, als Humboldt von dem Hofrath wiederholt in den Kreis seiner Familie gezogen wurde.

Noch mehr freilich wie für den Herrn Hofrath, interessirte sich der junge Humboldt für die größte Schönheit des damaligen Berlin, für Henriette Herz. Schon zu jener Zeit von feiner Sitte, durchaus liebenswürdig und von umfassendem Wissen, konnte es bei seinem Interesse für alles Schöne und Geistvolle nicht fehlen, daß die Reize der Frau Hofräthin sein Herz ebenso in Fesseln schlugen, wie später dasjenige Ludwig Börnes. Wie in ihrem Salon, so verkehrte er mit ihr viel auch in einem ästhetischen Cirkel, dem sogenannten „Tugendbund", dessen Mitglieder u. A. Männer wie Engel, Ramler, Teller, Dohm u. A. waren. Die Versammlungen dieser Gesellschaft fanden beim Castellan des kgl. Schlosses, dem Hofrath Bauer, statt, dessen Frau zu jener Zeit den Anspruch machte, ein Schöngeist zu sein. Stets wurde gelesen. Kleinere und größere Aufsätze, lyrische und epische Dichtungen, Dramatisches 2c. wechselten ab und sowohl Herren als Damen hielten dort Vorlesungen. Es fehlte im Winter natürlich auch nicht an einem Kränzchen nach dem Abendessen, und noch als Matrone erinnerte sich Henriette Herz mit Entzücken daran, daß Alexander von Humboldt sie an einem jener Abende die damals noch neue Menuet à la Rhein lehrte, und wie sie im Sommer mit ihm allerlei gesellige Spiele im Freien spielte, bei welchen sich jedoch oft auch die Eltern betheiligten, wie sie zusammen Ball schlugen und Ähnliches mehr. Die Freundschaft zwischen Beiden dauerte

für's ganze Leben; sie beruhte auf einer Art natürlicher Verwandtschaft zwischen edlen, gleichgesinnten Seelen, die sich einander nähern und anziehen. Es dürfte nicht Vielen bekannt sein, daß die schöne Hofräthin Humboldt in der hebräischen Sprache unterrichtete, die der Naturforscher ziemlich gut verstand und schrieb. Es sind uns von ihm Briefe erhalten, worin so manche Stellen mit hebräischen Lettern geschrieben sind; über alle Gegenstände, welche er discret behandelte und hinsichtlich deren er sich vorsichtig äußern wollte, schrieb er überhaupt gern mit hebräischen Lettern. Wenn er in jenen Jahren an Henriette Herz Briefe schickte, datirte er gewöhnlich seine Zeilen aus Tegel mit „Schloß Langeweile." In den Briefen, deren Inhalt Jedem zugänglich gewesen wäre, kundzuthun, man unterhalte sich besser in der Gesellschaft jüdischer Damen, als auf dem Schlosse der Väter, war damals für einem Junker nicht unbedenklich!

Auch in Briefen an vertraute Freunde, u. A. an Wilhelm Gabriel Wagner — derselbe starb als Superintendent und Oberpfarrer in Züllichau — spricht er sich in enthusiastischer Weise über Henriette Herz aus, indem er sie mit hebräischen Lettern als die „schönste, weiseste und klügste unter den Frauen" bezeichnet.

Nach dem Tode ihres Mannes wurde ihre Lage eine precäre und sie mußte sich manche harte Entbehrungen auferlegen. So geheim sie aber auch ihre Erdennoth hielt, sie kam doch 1845 zur Kenntniß Humboldts. Dieser — stets der treueste Freund seiner Freunde — wußte, daß Friedrich Wilhelm IV. sich oft mit lebhafter Theil-

nahme nach dem Ergehen der edlen Frau erkundigte. Er knüpfte an diese ihm wiederholt geäußerte Theilnahme an, um den König um eine einmalige Unterstützung und eine kleine Pension für die Freundin zu bitten. Der gütige Monarch bewilligte die erstere nicht nur sofort, sondern fügte bezüglich der letzteren noch hinzu: „Für eine Frau, die, solange es ihre Kräfte noch erlaubten, thätig für das allgemeine Beste mitgewirkt hat, muß ich mehr thun, als Sie von mir begehren!“ Der König verfügte noch an demselben Abend die Bewilligung des Doppelten der erbetenen Pension. Die zarte und schonende Form dieser Spende erhöhte noch die Gabe weit über ihre pecuniäre Bedeutung hinaus. In einem Cabinetsschreiben an den Geh. Rath Müller erklärte Friedrich Wilhelm IV., daß, da die Hofräthin Herz, eine Frau, deren Namen er von frühester Kindheit an mit der innigsten Hochachtung habe aussprechen hören, selbst nichts erbeten habe und überhaupt die Sache ohne ihr Wissen geschehen sei, er es angemessen finde, hinsichtlich der Bewilligung keine Cabinetsordre an sie zu richten, vielmehr die ganze Angelegenheit durch Herrn von Humboldt gehen zu lassen. So wurde denn die Nothleidende durch eine sofortige Unterstützung von 50 Friedrichsdors und eine jährliche Pension von 500 Thaler, beide aus der Privatchatoulle des Königs, von schwerer Sorge befreit.

Intime Freundschaft verband Humboldt auch mit dem bereits genannten David Friedländer, einem von den Ideen Mendelssohns erfüllten Reformator, dessen

Verdienste um die Auswirkung des Bürgerrechts für die preußischen Juden unbestritten bleiben werden, wie sehr man auch über seinen radicalen Reformfanatismus getheilter Meinung sein kann.

Hochinteressant ist der Briefwechsel zwischen Beiden, welcher auf das Freundschaftsverhältniß Friedländers und Humboldts ein helles Schlaglicht wirft. Viele Briefe des Letzteren an den Ersteren sind in jüdischer Currentschrift geschrieben; in einem derselben findet sich die Stelle: „Leben Sie wohl und schließen Sie mich in das Gebet Rabbi Hillels ein.“ In einer anderen Zuschrift aus Madrid heißt es: „Ich schreibe Ihnen, weil es mir so wichtig ist, von einem Freunde wie Sie verstanden zu werden. Machen Sie mein Andenken bei unserem Herz (Mann und Weib) lebendig und glauben Sie, daß mir in meinem deutschen, ewig theuren, nie fremden Vaterlande wenige Personen so theuer und werth sind wie Sie.“

Ein Jahr später als Goethe geboren, hat David Friedländer denselben um zwei Jahre überlebt. Er starb am 25. Dec. 1834. Was dieser Freund unserem Humboldt war, mag man schon aus dem Beileidsschreiben des Letzteren an den Sohn des Verblichenen ersehen. Humboldt schreibt dort u. A.: „In den frühesten, dankbarsten Erinnerungen meiner Jugend dämmert Ihres edlen geistreichen Vaters angenehme Persönlichkeit in mir auf. Sein Wohlwollen, dessen ich in besonders reichem Maße genoß, erhöht die Freude dieser Erinnerung. Der Verewigte gehörte zu denen, die wohlthätig auf meine

Bildung, auf die Richtung meiner Ideen und Gefühle gewirkt haben. Er war ein Freund unseres Hauses. Kenntniß des Alterthums, Liebe zur speculativen Philosophie, ein feines und sicheres Gefühl für poetische Schönheit, Fähigkeit, durch die hohe Bildsamkeit unserer vaterländischen Sprache das schwerste Problem der Übertragungen aus dem heiligen Orient kraftvoll zu lösen — all' diese Gaben der Intelligenz waren bei ihm mit den freiesten Ansichten über die Weltbegebenheiten, die wir mit ihm verlebt, mit der wärmsten und edelsten Anhänglichkeit an seinen unterdrückten Volksstamm gepaart."

Aus diesen Mittheilungen ist deutlich zu ersehen, daß ursprüngliche Anlage, Erziehung, Bildung, Zeitumstände und die Jugendfreundschaft mit hervorragenden und hochverdienten Glaubensgenossen schon im Jüngling, wie später im Manne und Greis, die Gefühle der Sympathie und Achtung für das Judenthum wecken und wachhalten mußten. Da sich hierzu noch ein granitener Charakter und der Muth der eigenen Überzeugung gesellte, welcher sich nie scheute, unumwunden die Wahrheit zu sagen und für das Recht einzutreten, mußte er nothgedrungen ein Freund der Juden und ein Verfechter ihrer bürgerlichen und staatsbürgerlichen Freiheiten werden. Er kümmerte sich nicht im geringsten um das Toben Derjenigen, welche ihn als einen Judengenossen zu verdächtigen suchten — er ging ruhig seinen Weg und kämpfte bald mit dem wuchtigen Hammerschlag seines weithin tönenden Wortes und seiner genialen Feder, bald mit dem graciösen Fleuret diplomatischer Ver-

handlungen, wenn es galt, für jüdische Angelegenheiten in die Schranken zu treten.

Derartige Anlässe boten sich in reicher Zahl. Seine großen Verdienste um die politische und sociale Stellung des Judenthums bethätigte er nun in zwiefacher Weise. Erstens, indem er in dem heftig entbrannten Kampfe um die Juden-Emancipation seinen ganzen Einfluß am Hofe, in der öffentlichen Meinung und der Wissenschaft aufbot, um die Rechtsverhältnisse der Juden im preußischen Staate im Geiste der Vorurtheilslosigkeit und der Menschlichkeit regeln zu helfen, und zweitens, indem er talentvollen und verdienstlichen Glaubensgenossen den ihnen von Rechtswegen gebührenden Platz anzuweisen bestrebt war, ohne sich dadurch beirren zu lassen, daß seine Bemühungen zuweilen mit scheelen Augen angesehen wurden und man ihn in gewissen Kreisen dareb verhöhnte, daß er gegen den Strom schwimme.

Wenn man sich die Lage der Juden in Preußen vor einem halben Jahrhundert vergegenwärtigt, so erinnert man sich, daß im Jahre 1833 für die Juden im Herzogthum Posen ein Gesetz unheilvoller Art erschien, welches 1842 allen Juden der preußischen Monarchie auf octroyirt werden sollte. Wie dieses Gesetz beschaffen war, mag man schon aus nachstehenden Beispielen ersehen. Während noch das Edict vom 11. März 1812 in seinen Paragraphen 8 und 9 die Bestimmung enthielt, daß die Juden akademische Lehr-, Schul- und Gemeindeämter, für welche sie sich geschickt zeigen, verwalten könnten und es einer späteren gesetzlichen Regulirung überlassen

werden müßte, inwiefern sie zu öffentlichen Staatsämtern zugelassen werden dürfen, schrieb das neue Gesetz im § 2 vor, daß zu einem unmittelbaren oder mittelbaren Staats-, sowie zu einem Communalamte ein Jude nur dann zugelassen werden könnte, wenn mit einem solchen Amte die Ausübung einer richterlichen, polizeilichen oder executiven Gewalt nicht verbunden sei. An Universitäten könnten die Juden, soweit die Statuten dem nicht entgegenstünden, zwar als Privatdocenten, außerordentliche und ordentliche Professoren der medicinischen und sprachwissenschaftlichen Lehrfächer zugelassen werden, von allen übrigen Lehrfächern aber, sowie von den akademischen Senat-Aemtern des Decans, Prorectors und Rectors, müßten sie ausgeschlossen bleiben. Der § 71 bestimmte ferner, daß die Naturalisation ausländischer Juden vor Ertheilung der Naturalisationsurkunde der Genehmigung des Ministers des Innern bedürfte; ebenso dürften ausländische Juden ohne gleiche Genehmigung weder als Rabbiner und Synagogendiener, noch als Gewerksgehilfen, Gesellen oder Dienstboten angenommen werden u. s. w.

Derartige Bestimmungen waren nur dazu angethan, ein neues politisches Ghetto aufzurichten. Durch dieses Judengesetz wurden die Artikel 4 und 12 der preußischen Verfassung thatsächlich aufgehoben, welche ausdrücklich betonen, daß alle Preußen vor dem Gesetze gleich sind und daß der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte von dem religiösen Bekenntniß unabhängig ist. Durch diese Verordnung sollte die politisch-sociale

Stellung der Juden in ihrer früheren häßlichen Gestalt hergestellt und diese in die düsteren und engen Ghetti aufs Neue verwiesen, das Band, welches die Juden und Christen zusammenhielt, gelockert und die Bruderliebe in Haß und Feindschaft verwandelt werden!

Sofort, als Alexander von Humboldt von dieser dem jüdischen Volke drohenden Gefahr Kunde erhielt, gab er seiner Entrüstung darüber öffentlich Ausdruck; der Entschluß, gegen solche mittelalterliche Bestimmungen mit aller Kraft anzukämpfen, stand bei ihm gleich fest. Alsbald richtete er an einen der ersten Räthe des Königs, den Minister Grafen Stolberg, einen Brief, der aufs Entschiedenste gegen die angedrohten barbarischen Gesetze auftrat. In diesem für die ganze edle Gesinnungsart Humboldts bezeichnenden Schreiben heißt es: „Ich habe mit einem Schmerze, dessen Motive und Richtung Sie mit mir theilen, die Anlage — das Journal des Debats, welches über das Judengesetz die ersten Mittheilungen machte —, die gestern angekommen, gelesen. Ich hoffe, daß Vieles sehr falsch und hämisch abgefaßt ist; wäre es nicht, so halte ich die beabsichtigten Neuerungen nach meiner innigsten Ueberzeugung für höchst aufregend, mit allen Grundsätzen der Staatsklugheit streitend, zu der bösartigsten Interpretation der Motive veranlassend, Rechte raubend, die durch ein menschlicheres Gesetz, bereits erworben sind. Es ist eine gefahrvolle Anmaßung der schwachen Menschheit, die alten Gesetze Gottes auslegen zu wollen. Die

Geschichte früherer Jahrhunderte lehrt, zu welchen Abwegen solche Deutungen den Muth geben. Die Besorgniß, mir zu schaden, muß Sie nicht abhalten, von diesen Zeilen Gebrauch zu machen. Man muß vor allen Dingen den Muth haben, seine Meinung zu sagen."

Ja, Humboldt hatte den Muth, seine Meinung zu sagen! Er hielt mit ihr nicht zurück, sondern äußerte sich Jedermann gegenüber über das Judengesetz in schärfster Weise. Auch sandte er diesen Brief gleichzeitig abschriftlich an einen unserer hervoragendsten Berliner Glaubensgenossen mit den Worten: „Sie sehen, mein Theurer, daß meine etwas ungestüme Vertheidigung des ewig bedrängten Volkes nicht ganz erfolglos bleiben wird! Man wird etwas sehen werden, und damit ist geholfen, wie durch des edlen Stolberg Mitwirkung."

Dem treuen Gesinnungsgenossen und Freund Varnhagen von Ense gegenüber schüttete er gleichfalls sein Herz aus, indem er ihm folgende Worte schrieb, in der Absicht, daß ganz Berlin davon Kenntniß erhalten sollte: „Im letztgekommenen „Journal des Debats" steht ein scharfer, sehr guter Artikel über das scheußliche Judengesetz, das man androht, und über welches ich bereits sehr eindringende Worte habe hören lassen. Es sollte in dem Eingang des Gesetzes von dem: „Wunder Gottes, die jüdische Nation zu erhalten," geredet werden. Ich habe darauf geantwortet: das Gesetz ist mit allen Principien einer einigenden Staatsklugheit streitend — es sei eine gefahrvolle Anmaßung der schwachen Mensch-

heit, die uralten Decrete Gottes auslegen zu wollen; die Geschichte finsterer Jahrhunderte lehre, zu welchen Abwegen solche Deutungen Muth geben."

In der That gelang es den Bestrebungen Humboldts, das Damoklesschwert vom Haupte der Juden abzuwenden und die Pläne der rückschrittlichen Geister zu vereiteln. Die Juden Westphalens gaben damals in einer von dem Briloner Landesrabbiner Friedländer verfaßten Dankadresse ihren dankbaren Empfindungen treffenden Ausdruck. Es heißt dort u. A.: „Ew. Excellenz erlauben wir uns für die öffentlich kundgegebene hohe, humane Theilnahme an den Verhältnissen der preußischen Israeliten den tiefgefühltesten Dank auszusprechen, der umso mehr der unverfälschte Ausdruck unserer Gefühle ist, je glänzender Ew. Excellenz erlauchter Name am Horizonte der Wissenschaft und Cultur strahlt; je geringer die Zahl der Männer ist, die sich so liebevoll und in so eindringlicher Weise des „ewig bedrängten Volkes" annehmen."

In jener Zeit war es auch, als ein gewisser Dr. Emil Löw, ein junger jüdischer Gelehrter, verbittert über die den Juden zu Theil gewordenen Unbilde, sich an Humboldt mit der Anfrage wandte, ob dieser Jenem nicht rathe, aus dem Verbande des Judenthums auszutreten? Der berühmte Philantrop gab dem Zweifler eine diesen und alle Schwachmüthigen äußerst beschämende Antwort, welche zu den vorurtheillosesten Kundgebungen Humboldts gehört. „Es thut mir unendlich weh," heißt es darin unter Anderem, „Sie in einem

so schweren Seelenkampfe zu wissen, der gleich schädlich Ihren Lebenszielen, wie Ihrem menschlichen Bewußtsein sein muß. Harren Sie aus bei Ihren Brüdern, die einen so merkwürdigen Märtyrergang durch die Jahrhunderte vollbracht haben und jetzt an der Schwelle ihrer Freiheit stehen; widmen Sie der Geistesarbeit Ihrer tausendjährigen Geschichte Ihre Kräfte und Ihren Geist; der Erfolg kann und wird nicht ausbleiben, und die Resultate, die Sie, junger Freund, aus dem Schachte freier Wissenschaft erringen, werden Sie für so manche trübe Erfahrung der nebelgrauen, vor Anbruch des lichten Freiheitsmorgens stehenden Gegenwart trösten und beruhigen."

Humboldt fühlte sich verpflichtet, in Zuschriften an so manche hervorragende Gelehrte in ähnlicher Weise seinen Abschen über das beabsichtigte Attentat auf die bürgerliche und staatsbürgerliche Gleichstellung der Israeliten kräftigen Ausdruck zu geben. Als z. B. der Mathematiker Dr. Peter Rieß in die Berliner Akademie der Wissenschaften gewählt wurde, beglückwünschte ihn Humboldt mit den Worten, „daß dieser Schritt der Anfang der Sühne sei, welche den preußischen Juden abgetragen würde, für das 25jährige Unrecht, das sie erdulden mußten."

Als der Verfasser der „Zeitstimmen der Humanität", Bernhard B. Hirsch in Elbing, sein Buch an Humboldt sandte, schrieb ihm dieser, daß diese die Humanität im edelsten Sinne predigende Schrift die weiteste Verbreitung verdiene, was umso wünschenswerther sei, „als im deutschen Vaterlande selbst die Fortschritte religiöser To

leranz und staatsbürgerlicher Gleichheit der Rechte eben nicht glänzende sind."

Und dem jüdischen Mathematiker Chajim Selig Slominski, der eine hebräische Biographie Humboldts verfaßt hatte, schrieb dieser u. A.: „Von früher Jugend an mit den Edelsten Ihrer Glaubensgenossen innig verbunden, ein lebhafter und ausdauernder Verfechter der ihnen gebührenden und so vielfach noch immer entzogenen Rechte, bin ich nicht gleichgiltig für die Ehre, die Sie mir erwiesen haben."

Kurz, aus allen seinen brieflichen Äußerungen spricht eine Hoheit der Gesinnung und ein Herzensadel, namentlich aber das Bestreben, die Parias der Gesellschaft zu trösten und ihnen zu zeigen, daß die Besten unter den Zeitgenossen mit ihnen sympathisiren und ihre Sache zu der ihrigen machen.

Die humane und edle Geistesrichtung Humboldts hängt folgerichtig mit seiner allgemeinen Weltanschauung zusammen, über die wir in seinem Kosmos die schönen Worte lesen: „Indem wir die Einheit des Menschengeschlechts behaupten, widerstreben wir auch jeder unerfreulichen Annahme der höheren und niederen Menschenracen. Es gibt bildsame, höher gebildete, durch geistige Cultur veredelte, aber keine edleren Volksstämme. Alle sind gleichmäßig zur Freiheit bestimmt, welche in unseren Zuständen dem Einzelnen, in dem Staatenleben bei dem Genuß politischer Institutionen der Gesammtheit als Berechtigung zukommt." Ebenso äußert sich der Schöpfer des Kosmos über Fortgang und Ziel menschlicher Entwicklung in

folgender erhebender Weise: „Es liegt nicht in der Bestimmung des menschlichen Geschlechtes, eine Verfinsterung zu erleiden, die gleichmäßig das ganze Geschlecht ergriffe. Ein erhaltendes Princip nährt den ewigen Lebensproceß der fortschreitenden Vernunft."

In dieser Erkenntniß ging sein Bestreben, wie schon erwähnt, eifrig dahin, verdienstvollen jüdischen Gelehrten und Forschern den ihnen gebührenden Platz anzuweisen und ihnen mit Rath und That beizustehen. Hier nur einige Beispiele.

Auf energisches Betreiben Humboldts wählte im Anfang der 40er Jahre die Berliner Akademie der Wissenschaften den bereits namhaft gemachten berühmten Mathematiker und Naturforscher Dr. Peter Rieß zu ihrem ordentlichen Mitgliede. Infolge der Vorstellungen Humboldts wurde Rieß in seiner Würde vom König Friedrich Wilhelm IV. bestätigt. Er war darin glücklicher, wie 70 Jahre vorher Moses Mendelssohn, der gleichfalls von derselben Akademie zum ordentlichen Mitgliede gewählt, aber von Friedrich dem Großen nicht bestätigt wurde. Der Philosoph von Sanssouci strich bekanntlich den Freund Lessings von der Liste der Akademiker, was den also Ausgewiesenen zu einem sehr drastischen Ausspruche veranlaßte.

Die Art und Weise, wie Humboldt bei der Bestätigungsangelegenheit von Rieß zuwege gieng, zeugt von seiner Diplomatie. Vor der Wahl seines Schützlings

fragte er den König an, ob er dieselbe ohne alles Bedenken bestätigen würde, was bejaht wurde. Nun half die Opposition des damaligen Ministers Eichhorn nichts, dem die Angelegenheit sehr unangenehm war und der sich deshalb herausnahm, das Gesuch der Akademie um die königliche Bestätigung volle sechs Wochen liegen zu lassen und obendrein an die gelehrte Körperschaft zu schreiben, ob sie auch gewußt habe, daß Rieß ein Jude sei? Da kam aber Se. Excellenz sehr schlecht an! Die Akademie war über diese Frage sehr aufgebracht; sie antwortete ihm übereinstimmend, sie halte sich an ihre Statuten, habe nach diesen gewählt und weise die Frage des Ministers als eine ungehörige zurück, ohne sie überhaupt zu beantworten.

Peter Rieß war übrigens der Schwager des 1853 an der Cholera verstorbenen einzigen activen preußischen Majors jüdischen Glaubens Meno Burg, Verfassers zahlreicher mathematischer und kriegswissenschaftlicher Schriften. Dieser hatte alle Lockungen, die Religion seiner Väter weltlicher Vortheile wegen zu vertauschen, standhaft zurückgewiesen.

Allezeit war der moderne Aristoteles eifrig bestrebt, den Männern wissenschaftlicher Verdienste die Anerkennung des Königs, sowie Decorationen zu verschaffen. Als Kanzler der Friedensclasse des Ordens pour le merite kannte er keine Unterschiede der politischen Meinung und Nationalität, und der jüdische Gemronist

Giacomo Meyerbeer wurde nicht minder Ritter des Ordens, wie christliche Tondichter.

Er übte eben in Wissenschaft und Leben historische Gerechtigkeit, die schwerste aller Tugenden des Forschers; sein Auge schloß sich nicht, wenn es galt, die Leistungen einer Nation anzuerkennen, deren Capitalsünde stets in der Ausdauer bestanden hat. Jeder Fortschritt in der Judenheit, namentlich jede geistige Regung unter den Juden, suchte er durch seinen Beifall und seine Unterstützung zu fördern.

Zahllosen Gelehrten und Forschern jüdischen Glaubens hat er den Weg zum Erfolg geebnet. Aus der Fülle der Beispiele seien nur noch einige hervorgehoben. Dem bekannten Orientalisten Dr. Julius Fürst, der als Privatdocent an der Leipziger Universität am Hungertuche nagte, verschaffte er eine Audienz beim König Friedrich Wilhelm IV., zu dem Zwecke, eine Secretärstelle bei der Gesandtschaft in Constantinopel zu erbitten. Später verlieh ihm der König auf Humboldts Anregung auch einen Orden.

Ferdinand Lassalle, den Humboldt wegen dessen philosophischen Schriften, wie z. B. Herikleitos der Dunkle, ungemein schätzte, wurde, als einem compromittirten Demokraten von 1848, vom Minister Manteuffel der Aufenthalt in Berlin nicht gestattet. Durch die Fürsprache Humboldts erhielt er jedoch die Erlaubniß zum ungehinderten Aufenthalte in der preußischen Metropole.

Für Dr. Michael Sachs, den berühmten jüdischen Kanzelredner und meisterhaften Uebersetzer neuhebräischer

Poesien, hatte er sehr große Vorliebe. Er stand mit ihm in regem Briefwechsel und besuchte ihn, als er nach Berlin übersiedelte, öfter in seiner Wohnung. Das Hauptwerk von Michael Sachs: „Die religiöse Poesie der Juden in Spanien" schätzte er ungemein hoch und überreichte es mit einer warmen Empfehlung dem König Friedrich Wilhelm IV., der sich bei dem Verfasser in einem eigenhändigen Schreiben dafür bedankte.

Es war daher begreiflich, daß auch Heinrich Heine, der den großen Menschenfreund einmal im Salon der Rahel, der Frau Varnhagen von Ense, gesehen, sich an ihn wandte, um seine Vermittlung zu erflehen, als der todtkranke Dichter nach Preußen zurückkehren wollte, um in Berlin für sein Rückenmarksleiden einen berühmten Arzt zu consultiren. Die Vermittlung sollte sich auf Empfehlung bei den preußischen Behörden beziehen, damit sie den Dichter, der so viele Preßsünden auf seinem Kerbholz hatte, unbehelligt lassen sollten.

Humboldt war untröstlich, ihm diesmal nicht dienen zu können. Obschon er mit Wärme für den ungezogenen Liebling der Grazien sprach und handelte, blieb die betreffende Behörde unerbittlich. „Die Weigerung," schrieb er, „ist sogar so bestimmt gewesen, daß ich Ihrer persönlichen Ruhe wegen Sie ja bitten muß, den preußischen Boden nicht zu berühren. Ich glaube gegen Sie die Pflicht erfüllen zu müssen, Ihnen ganz mit der Offenheit zu schreiben, die Schriftsteller sich einander schuldig sind."

Auch den König bestürmte Humboldt, der es hart

fand, trotz der schändlichen Spottgedichte auf Preußen, den kranken Dichter zurückzuweisen, da es menschlicher gewesen wäre, ihn den Arzt consultiren zu lassen.

Noch kurz vor seinem Hinscheiden hat sich Humboldt als ein hochverdienter Förderer der jüdischen Wissenschaft bewiesen. Dem Reisenden J. J. Benjamin, welcher Asien, Afrika und Amerika bereiste und der sich wegen eines Empfehlungsschreibens an Humboldt wandte, sandte er die nachstehende warme Zuschrift: „In der Einleitung zu dem trefflichen und bedeutsamen Werke, welches der Ueberbringer dieser Zeilen 1858 unter dem Titel: „Acht Jahre in Asien und Afrika" herausgegeben, habe ich gemeinsam mit unserem großen Geographen, dem Professor Karl Ritter, und dem berühmten Botaniker Berthold Seemann in London auf den schönen und edlen Zweck hingewiesen, welchen Herr Benjamin auf seinen Reisen mittelst der Erforschung und Durchforschung der mosaischen Ansiedlungen oder Gemeinden verfolgt, die in jenen fernen Gegenden, Opfer politischer Unduldsamkeit, ein trauriges Dasein fristen. Der ehrenwerthe Herr Benjamin steht jetzt auf dem Punkte, den Fußtapfen des Benjamin von Tudela folgend, aufs Neue eine solche Reise zu unternehmen, und deshalb wage ich, die politischen Agenten, Consuln und alle diejenigen Personen, welche meinen Namen und meine Arbeiten mit ihrer gütigen Theilnahme beehren, zu bitten, sie wollen sich lebhaft auch für dieses neue Unternehmen interessiren und zur Erweiterung und Vermehrung der Mittel beitragen, die durchaus uneigen=

nützig und zu einem rein philantropischen Zwecke unternommen wird."

Dem fast 90jährigen Greis wurde die Ehre zu Theil, daß die Adolf Reichenheim'sche Stiftung für arme jüd. Studierende in Berlin durch seinen unsterblichen Namen verewigt wurde. Er dankte für die ihm gewordene Auszeichnung mit folgenden denkwürdigen Worten:

„Hochverehrte Herren Vorstandsmitglieder des wohlthätigen Hilfsvereins für jüdische Studierende! Leidend und ernstlichst erkrankt, ist es mir doch nicht eine Beschwerde, sondern die Erfüllung einer angenehmen Pflicht, auch gegen Sie es auszusprechen und zu wiederholen, wie tief ich gerührt bin durch die Nachricht von dem edlen, großartigen Geschenke an den Hilfsverein für jüdische Studierende, an welches der Geber, Herr Adolf Reichenheim, meinen Namen in so zarter Weise geknüpft hat. Es ist ein schöner Gedanke gewesen, nach so vielen Bestrebungen zur Hebung des materiellen Gewerbefleißes und zur Erleichterung der arbeitenden Classen auch der Hebung angestammter Kräfte zu gedenken, die, wie die Geschichte der Wissenschaften und Künste sie lehrt, fast in jedem Jahrhundert glänzende Beispiele schwer erreichbarer Auszeichnung in der Gedanken- und Kunstwelt geliefert hat. Das Erwecken schlummernder Geisteskräfte ist ein erhabenes Beispiel menschlicher Thätigkeit."

Eine eigenthümliche Fügung der Vorsehung war es, daß der Name Mendelssohn, den Humboldt bekanntlich gleich beim Eintritt in das öffentliche Leben zu verehren

Gelegenheit hatte, ihm auch in seinen letzten Lebensjahren und bis an sein Ende als sein guter Genius erschien, denn der edle Wohlthäter Geh. Commercienrath Alexander Mendelssohn, ein Enkel des großen Philosophen, gab dem durch sein nicht gerade glänzendes Einkommen sich oft in Geldverlegenheiten befindlichen Naturforscher zuerst freie Wohnung in seinem Hause, dann schenkte er ihm das bekannte schöne Haus, Oranienburgerstraße 67, in Berlin.

Schon aus dem bisher Gesagten ist zu ersehen, daß Alex. v. Humboldt ein Verfechter der Menschenrechte und ein Freund der Juden und des Judenthums war. Auch auf politischem und gesellschaftlichem Gebiete gereicht das Andenken des Großen und Starken zum Segen. Den großen Gelehrten, ja den großen Vorbildern der ganzen Menschheit hat sich auch Alexander von Humboldt angereiht. —

In Bezug auf religiöse Anschauung war Alex. von Humboldt, entgegen der materialistischen Schule unter den Naturforschern, welche mit Laplace die trostlose und verwerfliche Lehre predigte und predigt, daß sie den ganzen Himmel durchforscht habe, ohne Gott zu finden, ein Gegner des Materialismus und Atheismus und er hat sich wiederholt in erhebender Weise über Gott und Vorsehung ausgesprochen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß seine Gesinnungen der Humanität zum großen Theile in seinem Gottesglauben begründet waren.

Tief durchdrungen von der Wahrheit des Baken'schen Ausspruchs, daß nur jene Wissenschaft, von der man

nippe und nasche, von der Gottheit entfremde, während jene, welche man gründlich erforsche und begreife, zum Urquell des Seins, zu Gott, führe, versenkte er sich mit der ihm eigenen Pietät in das liebevolle Studium des ältesten Buches der Menschheit — der Bibel.

Die Naturanschauung der Bibel ist der Humboldt'schen nahe verwandt, fast congenial. Der große Naturforscher betrachtete die Welt, das Universum, worin sich für den Menschen alles so verworren, verschlungen, verkrüppelt, dissonirend und ungleichmäßig bewegt und tummelt, als ein durch höhere Ordnung wohl gefügtes, geleitetes und geordnetes harmonisches Ganze, als einen „Kosmos" in des Wortes schönster Bedeutung. Wie sich nun dieser „Kosmos" in der Phantasie des semitischen Volkes kat' exochen, der Juden, wiederspiegelte, dieser Untersuchung verdanken wir einige der schönsten Blätter in seinem Riesenwerke.

Humboldt interessirt in den Literaturen der Völker, zu denen er mit Recht auch ihre religiösen und theologischen Schriftdenkmale rechnet, zunächst der Standpunkt der Naturanschauung, der sich in ihnen ausprägt. Denn er erkannte frühzeitig, daß, um die Natur in ihrer ganzen Größe zu erfassen, sie nach zweierlei Ansichten, einmal objectiv, als thatsächliche Erscheinung, und dann subjectiv d. h. in den Gefühlen der Menschheit reflectirt, darzustellen sei.

Von dieser Grundanschauung ausgehend, weist er nach, daß die semitischen Nationen in den ältesten und ehrwürdigsten Denkmälern ihrer dichterischen Gemüthsart und schaffenden Phantasie Beweise eines tiefen

Naturgefühls zeigen. Der Ausdruck desselben offenbart sich großartig und belebend in Hirtensagen, in Tempel- und Chorgesängen, in dem Glanz der lyrischen Poesie unter David, in der Seher- und Prophetenschule, deren hohe Begeisterung, der Vergangenheit fast entfremdet, ahnungsvoll auf die Zukunft gerichtet sei.

Die hebräische Dichtungsweise biete bei ihrer inneren erhabenen Größe noch den besonderen Reiz, daß sie mit den localen Glaubenserinnerungen vielfach verwebt sei. Durch Missionen, welche der Handelsgeist und die Eroberungssucht schifffahrender Nationen begünstigten, seien geographische Namen und Naturschilderungen des Morgenlandes, wie sie die Schriften der Bibel aufbewahren, selbst tief in die Wälder der neuen Welt und die Inseln der Südsee eingedrungen.

Es sei ein charakteristisches Zeichen der Naturpoesie der Hebräer — meint Humboldt — daß sie, als Reflex des Monotheismus, stets das Ganze des Weltalls in seiner Einheit umfasse, sowohl das Erdenleben als die leuchtenden Himmelsräume. Sie weile seltener bei dem Einzelnen der Erscheinungen, sondern erfreue sich der Anschauung großer Massen. Die Natur werde nicht geschildert als ein für sich Bestehendes, durch eigene Schönheit Verherrlichtes; dem hebräischen Sänger erscheine sie vielmehr immer in Beziehung auf eine höher waltende geistige Macht. Die Natur sei ihm ein Geschaffenes, Angeordnetes, der lebendige Ausdruck der Allgegenwart Gottes in den Werken der Sinnenwelt. Deshalb sei die lyrische Dichtung der Hebräer schon ihrem Inhalte

nach großartig und von feierlichem Ernst und sie sei trübe und sehnsuchtsvoll, wenn sie die irdischen Zustände der Menschheit berühre. Bemerkenswerth sei noch, daß diese Poesie, trotz ihrer Größe, selbst im Schwunge der höchsten, durch den Zauber der Musik hervorgerufenen, Begeisterung fast nie maßlos, wie z. B. die indische Dichtung, werde. Der reinen Anschauung des Göttlichen hingegeben, sinnbildlich in der Sprache, aber klar und einfach in dem Gedanken, gefalle sie sich in Gleichnissen, die, fast rythmisch, immer wiederkehren.

Als Naturbeschreibungen seien die biblischen Schriften eine treue Abspiegelung der Beschaffenheit des Landes, in welchem das Volk sich bewegte, der Abwechslung von Oede, Fruchtbarkeit und libanotischer Waldbedeckung, die der Boden von Palästina darbiete. Sie schildern die Verhältnisse des Klimas in geregelter Zeitfolge, die Sitten der Hirtenvölker und deren angestammte Abneigung gegen den Feldbau. Die epischen und geschichtlichen Darstellungen seien von naiver Einfachheit, fast noch schmuckloser als Herodot, naturwahr, was bei so geringer Umwandlung der Sitten und aller Verhältnisse des Nomadenlebens ganz begreiflich sei. Geschmückter aber und ein reiches Naturleben entfaltend sei die Lyrik der Hebräer. In dem einzigen 104. Psalm z. B. findet Humboldt den ganzen Kosmos in nuce dargestellt. Der Herr, mit Licht umhüllt, hat den Himmel wie einen Teppich ausgespannt. Er hat den Erdball auf sich selbst gegründet, daß er in Ewigkeit nicht wanke. Die Gewässer quellen von den Bergen, hinab in die Thäler, zu

den Orten, die ihnen beschieden: daß sie nie überschreiten die ihnen gesetzten Grenzen, aber tränken alles Wild des Feldes. Der Lüfte Vögel singen unter dem Laube hervor. Saftvoll stehen des Ewigen Bäume, Libanons Cedern, die der Herr selbst gepflanzt, daß sich das Federwild dort niste, und auf Tannen sein Haus der Habicht baue. Es werde ferner beschrieben, „das Weltmeer, in dem es wimmelt von Leben ohne Zahl. Da wandeln die Schiffe, und es regt sich das Ungeheuer, das Du schufst, damit zu scherzen.“ Es werde dann die Saat der Felder, durch Menschenarbeit bestellt, der fröhliche Weinbau und die Pflege der Oelgärten geschildert. Diesem Naturbilde geben die Himmelskörper die letzte Vollendung. „Der Herr schuf den Mond, die Zeiten einzutheilen, die Sonne, die das Ziel kennt ihrer Bahn. Es wird Nacht, da schwärmt Wild umher. Nach Raub brüllen junge Löwen und verlangen Speise von Gott. Erscheint die Sonne, so heben sie sich davon und lagern sich in ihren Höhlen; dann geht der Mensch zu seiner Arbeit, zu seinem Tagewerk bis zum Abend.“ Es sei erstaunlich, in einer lyrischen Dichtung von so geringem Umfange in wenigen großen Zügen das Universum, Himmel und Erde, geschildert zu sehen! Dem beweglichen Elementarleben der Natur sei hier des Menschen stilles, mühevolles Treiben vom Anfang der Sonne bis zum Schluße des Tagewerkes am Abend entgegengestellt. Dieser Contrast, diese Allgemeinheit der Auffassung in der Wechselwirkung der Erscheinungen, dieser Rückblick auf die allgegenwärtige, unsichtbare Macht,

welche „die Erde verjüngen" oder in Staub zertrümmern könne, begründe das feierliche, einer weniger lebenswarmen und gemüthlichen als erhaben poetischen Dichtung.

Große Bewunderung hegte Humboldt für die im Buche Hiob zutage tretende Naturbeschreibung. Er macht darauf aufmerksam, daß die meteorologischen Processe, welche in der Wolkendecke vorgehen, die Formbildung und Auflösung der Dünste bei verschiedener Windrichtung, ihr Farbenspiel, die Erzeugung des Hagels und des rollenden Donners im Buche Hiob mit individueller Anschaulichkeit beschrieben würden; auch seien dort viele Fragen vorgelegt, die zwar unsere heutige Physik in wissenschaftlichen Formen formulire, die aber noch immer nicht befriedigend zu lösen vermöge.

Humboldt erachtet das Buch Hiob für die vollendetste Dichtung, welche die hebräische Poesie hervorgebracht habe. Es sei ebenso malerisch in der Darstellung einzelner Erscheinungen als kunstreich in der Anlage der ganzen didaktischen Composition. In allen modernen Sprachen, in welche das Buch übertragen worden sei, machten seine Naturbilder einen tiefen Eindruck.

„Der Herr wandelt auf des Meeres Höhen, auf dem Rücken der vom Sturm aufgethürmten Wellen. Die Morgenröthe erfaßt der Erde Saum und gestaltet mannigfach die Wolkenhülle, wie des Menschen Hand den bildsamen Ton." Es werden die Sitten der Thiere, des Waldesels, der Rosse, des Büffels, des Nilpferds, der Krokodile, des Adlers, der Strauße u. s. w. geschildert.

Wir sehen „den reinen Äther in der Schwüle des Südwindes wie einen gegossenen Spiegel über die dürstende Wüste hingedehnt.“ Wo die Natur, meint Humboldt, kärglich ihre Gaben spende, schärfe sie den Sinn des Menschen, daß er auf jeden Wechsel im bewegten Luftkreise wie in den Wolkenschichten lausche, daß er in der Einsamkeit der starren Wüste wie in der des wellenschlagenden Oceans jedem Wechsel der Erscheinungen bis zu seinen Vorboten nachspüre. Das Klima sei besonders in dem dürren und felsigen Theile von Palästina geeignet, solche Betrachtungen anzuregen.

Mit Verständnis macht Humboldt ferner auf die Mannigfaltigkeit der Form in der dichterischen Literatur der Hebräer aufmerksam. Während von Josua bis Samuel die Poesie von kriegerischer Begeisterung erfüllt sei, biete das kleine Buch der ährenlesenden Ruth ein Naturgemälde von der naivsten Einfachheit und von unaussprechlichem Reize dar. Mit Goethe in der Epoche seines Enthusiasmus für das Morgenland nennt er Ruth „das lieblichste, was uns episch und idyllisch überliefert worden sei.“

Nicht allein im „Kosmos“ und in anderen Schriften hat sich Humboldt über die Bibel und die hebräische Poesie begeistert ausgesprochen, sondern auch in seinen Briefen, welche überhaupt eine Fülle der Belehrung und Anregung enthalten. So u. A. in einer Zuschrift an den bereits genannten Dr. Emil Löw. Er sagt dort einmal: „Sie sind unstreitig im Rechte, wenn Sie die Poesie der Hebräer das intensiv Beste aller morgen-

ländischen Poesie nennen. Rem acu tetigisti: was mir um so lieber ist, als die Hauptresultate mit meinen eigenen, durch Jahrzehnte langen Erfahrungen gewonnenen Resultaten wesentlich übereinstimmen."

Der Psalmist beginnt, und der Gerechte ist ihm ein Fruchtbaum am Quell, der Frevler Spreu, die der Wind verweht. Selbst die kernigen, aber trockenen Aussprüche der Lebenserfahrung, die Sprüche Salomonis, sind mit köstlichen Naturbildern durchzogen. Da ist der Pfad des Gerechten wie das Licht des Sonnenglanzes, es wird immer heller bis zur Tageshelle. Da soll man Wasser trinken aus seiner Quelle, Rieselndes aus seinem Brunnen, dann werden seine Quellen überfließen, auf die Straße die Wasserbäche sich ergießen und so weiter.

Eine wichtige Bemerkung, die Humboldt hier hätte machen müssen, um die Poesie der Hebräer zu kennzeichnen, wäre die folgende. Da die Hebräer ihre ganze Poesie von der Natur entlehnen und die menschlichen Zustände durch die Naturgebilde versinnbildlichen, so übertragen sie auch umgekehrt die menschlichen Zustände in die Natur hinein und veranschaulichen die Natur, indem sie deren Schöpfungen zu menschlichen machen. Da wird die ganze Natur zu einem Zelte des Menschen, der Himmel ist der ausgebreitete Zeltteppich, die Wolken das obere Sparrenwerk des Zeltes, die Sonne tritt wie ein Bräutigam aus seiner Kammer, der Schnee wird zur Wolle, der Reif zur Asche, der Blitz zum Pfeil, Gott hat eine große Vorrathskammer, aus der er allen Geschöpfen reicht u. s. w. Darum verschmelzen auch bei den Propheten, Natur

und Geschichte in Eins. Wie schon Moses, rufen auch sie Himmel und Erde und die uralten Berge zu Zeugen, nicht der göttlichen Schöpfung, sondern des göttlichen Gerichts über die Menschen an. Wenn Gott ein Großes über ein Volk bringt, dann nimmt die Natur daran Theil; Sonne und Mond verfinstern sich, die Sterne leuchten nicht, die Erde bebt u. s. w.

Neben dieser kritischen Einwendung will ich es noch als auffallend bezeichnen, daß Humboldt des hohen Liedes nicht gedenkt, welches in der Naturpoesie gerade den erhöhtesten Charakter hat. In diesem findet sich auch die den Hebräern sonst ganz fremde, bloße Naturbeschreibung, z. B. des wiederkehrenden Frühlings.

Immerhin hat der große Naturforscher in seiner Darstellung der hebräischen Poesie ein wundervoll anziehendes Bild geliefert, voll Wahrheit, Frische und Anmuth! Kaum ein Naturforscher alter und neuer Zeit kann sich hierin mit ihm auch nur annähernd vergleichen. Fast Niemand hat es so wie er verstanden, den geistigen Horizont der Hebräer mit seinem Adlerblick zu durchmessen, den Urwald des biblischen Alterthums zu beleben, die Natur zu beseelen und dem verwitterten Gestein harmonische Töne zu entlocken. Seine Schilderungen berühren uns ganz eigenthümlich; uns ist zu Muthe, als tauchten plötzlich die heiligen und geweihten Gestalten unserer Vorzeit auf, unserem Herzen so theuer, als hörten wir aufs Neue David seine Psalmen und Rhapsodien singen, Salomon seine weisen Lehren und Maximen vortragen, Hiob klagen — und inmitten dieser Scenen ertönt das fröhliche Singen der

Winzer und das brausende Halleluja der Kelterer auf den Weinbergen des heiligen Landes!

Mit der Liebe für alle göttlichen und menschlichen Dinge war das Herz Humboldts erfüllt, darum konnte er weit und breit Liebe spenden und darum wurde er ein so beredter Dolmetsch all der Schönheiten und Kostbarkeiten der heiligen Schrift, in denen Gottes Geist waltet und der Odem der Liebe weht.

Sein zäher Muth, der weder wankt, noch weicht,
Durchbricht im Kampf ums Licht die härtsten Schranken.
Er lauscht, wenn die Natur nie ruhend schafft,
Wagt kühn in's Weltgeheimnis einzuschauen,
Um mit des Wissens allgewaltiger Kraft
Titanenhaftes — Ewiges zu bauen.

Studien über Moses Mendelssohn.

Moses Mendelssohn und Johann Gottfried von Herder.

Wie sich die Zeiten ändern! Vor länger als einem Jahrhundert gewahren wir das seltsame Schauspiel, daß ein Consistorialrath und Oberhofprediger um die Gunst eines jüdischen Philosophen und Schriftstellers, eines strenggläubigen, wenn auch toleranten und freiheitlichen, Forschers, buhlt und ihm treue Freundschaft bis in den Tod bewahrt, während in dem aufgeklärten neunzehnten Jahrhundert ein Berliner Oberhofprediger Jahre lang in agitatorischer Weise das Wort Gottes predigte, und den Juden ein „Kreuzige!" zudonnerte. Dort die Lichtgestalt des Weimar'schen Oberhofpredigers Johann Gottfried von Herder, des Freundes Lessings und Mendelssohns, und hier die dämonische Erscheinung des ehemaligen Dom- und Hofpredigers Adolf Stöcker, des fanatischen Wanderpredigers unserer so herrlich fortgeschrittenen, mit ihrer Humanität ein so kokettes Spiel treibenden Zeit ...

Freilich, mehr wie ein Säculum ist im Meere der Zeit dahingerauscht und noch immer ragt in Licht und Glorie gehüllt die hehre Gestalt des edlen evangelischen Priesters Herder empor, und noch kommende Geschlechter werden von seinem Lobe und Ruhme singen und sagen, während sein Berliner College bald vergessen und versunken sein wird, wie ein nächtlicher Alp, der uns kurze Zeit gedrückt und geängstigt, wie ein Gespenst, das auf dem Blocksberg in der Walpurgisnacht sein Wesen getrieben.

Johann Gottfried von Herders Name gehört als Dichter, Uebersetzer und meisterhafter Kenner des Hebräischen zu den Zierden der deutschen Nationalliteratur; er ist ein Classiker von größter Formvollendung und geistiger Tiefe, der sich auch dadurch die Unsterblichkeit errungen, daß er Juden und Judenthum mit großer Sympathie zugethan war und mit Flammenzungen Duldung gegen eine Race predigte, welche selbst Männer wie Friedrich der Große, Goethe und Schiller nicht nach Gebühr zu würdigen wußten — Männer, die doch die ganze Intelligenz, die Fülle des Wissens und der idealen Anschauung des 18. Jahrhunderts verkörperten! Dieser Humanitätsprophet war ein würdiger Genosse Lessings. In seinen Werken und Briefen sowohl wie auf der Kanzel nahm er in entschiedenster Weise Partei für die damaligen Parias der Menschheit. Den Schutt der tausendjährigen Vorurtheile suchte er mit dem Besen der unerbittlichen Wahrheit wegzufegen. So trat er z. B. der Behauptung entgegen, daß die Juden nach aller Herrschaft in Handel und Gewerbe streben und diese dadurch beein

trächtigen. „Lasset" — ruft er u. A. aus — „die Christen ihr Gewerbe so gut verstehen, wie die Juden das ihrige; lasset christliche Familien, Zünfte und Gesellschaften einander so beistehen, wie es die Juden einander zu thun gewohnt sind: wer wird den Preis vor den anderen erjagen: Juden oder Christen?" Zu einer Zeit, wo man sich einbildete, daß die Christen im Ehrenpunkte viel empfindlicher seien, als die Juden, wagte Herder das Wort zu sagen, daß der Israelite ein schärferer Ehrenrichter sei als der Christ; denn diesen drücke gewöhnlich die Würde seines Vorgesetzten und der höheren Stände wie Blei und Eisen zu Boden, daß er kaum aufrecht stehen, geschweige denn sehen könne, indem von Kindheit auf seine Begriffe von Stand und Ehre verschoben und irre gemacht werden; nicht so der Jude. Da er auf keine Würden im Staate Anspruch machen könne, wohl aber mit allen Ständen verkehre, so lerne er Alles schätzen und wahren Werth vom falschen gewiß unterscheiden; also habe er auch für seine Person ein wärmeres Gefühl der Ehre, indem er diese von leeren Complimenten sehr wohl sondere.

So war der Mann gesinnt, welcher zu dem um 15 Jahre älteren Moses Mendelssohn mit Ehrfurcht und Liebe emporblickte. Er bewunderte in ihm den genialen Popularphilosophen, den schneidigen Denker, den intimen Freund und Vertrauten Lessings, vor allem aber sein unparteiisches, mildes, sokratisches Wesen! Je mehr bei Mendelssohn die scharfe Logik, der kritische

Verstand, die eindringende Analyse vorwiegend war, desto mehr fühlte sich der phantasiereiche, nach höchster Vollendung strebende Herder zu ihm hingezogen. Er hatte den „Sokrates des 18. Jahrhunderts" noch nicht gesehen, und doch schwärmte der christliche Theologe bereits für den jüdischen Seidenwaarenfabrikanten in Berlin. Er hegte schon als Jüngling für ihn die höchste Verehrung, weil Mendelssohn wie Lessing, „hell an Geist und rein im Herzen", die Wahrheit suchten und wollten, wie er in seinen „Zerstreuten Blättern" schreibt. Andere Geistliche jener Zeit, wie z. B. Lavater, der, wie wir wissen, auf einer Reise 1763 Mendelssohn flüchtig kennen lernte, begeisterten sich auch für „Moses Dessau", vom Zauber seiner Persönlichkeit aufs Mächtigste berührt, aber schließlich entpuppten sie sich als Missionäre, aufs Eifrigste bestrebt, eine Judenseele zu — „retten"; nicht so Herder: ihm erschien der Forscher und Denker wie ein hehres Idealbild, das er anbetete und liebte.

Die literarischen Schöpfungen Mendelssohns entzückten Herder; der „Phädon" setzte ihn förmlich in Extase. Er betrachtete ihn als ein für Menschheit, Gesellschaft, Staat und Philosophie „überaus wichtiges" Werk, wie er an den Buchhändler und Schriftsteller Nicolai schreibt. Kein Mensch in der Welt könne den „Phädon" mit näherem Anhalten, mit mehr Herz und Seele gelesen haben als er.

Nach einigem Zaudern entschloß sich Herder, sich mit dem ihm bisher persönlich unbekannten Verfasser in directe Verbindung zu setzen. Im April 1769 sandte er

ihm einen langen Brief, auf welchen Mendelssohn bald darauf antwortete. Der sehr eingehenden philosophischen Zuschrift, welche dazu bestimmt war, gewisse Zweifel in der Seele Herders zu bannen, entnehmen wir nur die nachstehenden Auslassungen:

„. . . Ich begreife nicht, wie Sie der Satz hat befremden können, daß die Ausbildung unserer Seelenfähigkeiten unsere Bestimmung auf Erden sei? Wir sind von vermischter Natur, sagen Sie? Allerdings! Aber was diese vermischte Natur wirkt, das hat offenbar die Seele zum Endzwecke. Ich würde dieses nicht einmal von den Thieren leugnen. Alle thierischen Bedürfnisse laufen zuletzt auf Vergnügen und Befreiung der Schmerzen hinaus. Das Vergnügen ist ein unmittelbares Gefühl von der Erweiterung und der Schmerz von der Verengerung und Einschränkung unserer Fähigkeiten. Mithin zielen alle thierischen Verrichtungen selbst, insoweit sie willkürlich sind, auf die Ausbildung von Seelenfähigkeiten. Ich bin nicht abgeneigt, von den natürlichen Verrichtungen, welche man bloß für mechanisch hält, etwas Aehnliches zu glauben; jedoch von den willkürlichen scheint es mir ausgemacht. Beim Menschen ist dies noch allgemeiner. Nehmen Sie den Umfang aller Fähigkeiten seiner vermischten Natur zusammen, so wird das Vergnügen in dem Bewußtsein von der harmonischen Beschäftigung, die Unlust aber in dem Bewußtsein der gehemmten oder unharmonischen Beschäftigung irgend einiger von diesen Fähigkeiten bestehen. Die Beschäftigung selbst erhält die Fähigkeit in Uebung. Hier zeigt sich die vollkommenste

Harmonie zwischen unserer Glückseligkeit und unserer Bestimmung. Eine jede der uns ertheilten Fähigkeiten dringt auf Beschäftigung und erzeugt ein Bedürfniß. Die harmonische Befriedigung aller dieser Bedürfnisse macht unsere Glückseligkeit aus und ist zugleich unsere Bestimmung."

Dieses Entgegenkommen Mendelssohns erfreute Herder sehr, und der Briefwechsel, welcher zwischen den beiden Geisteshelden seit jener Zeit sich entwickelte, legt ein sehr rühmliches Zeugniß von dem nach jeder Beziehung fruchtbaren literarischen Verkehr zwischen dem christlichen Prediger und dem jüdischen Gelehrten ab. Herders Verehrung für Mendelssohn nahm immer mehr zu. Er schätzte seine Aufrichtigkeit, die sich in jedem Federzuge geltend machte, und erachtete es für das höchste Glück, von einem solchen Manne persönlich zu lernen und durch den lebendigen Umgang mit dem Geiste desselben gebildet und zum Streben aufgemuntert zu werden.

Mendelssohn litt damals an Schwindelanfällen und er mußte daher in den nächsten 6—7 Jahren in seiner literarischen Thätigkeit eine Pause eintreten lassen. Wiederholt erkundigte sich Herder nach dem Befinden des Weltweisen. „Wie befindet sich Herr Moses," schreibt er einmal im December 1771 an Nicolai, „und hat man nicht Hoffnung, daß er versprochener Maßen seine Papiere sammeln und seine Schriften einmal bei besserer Gesundheit fortsetzen werde? Deutschland verliert immer in ästhetischem und philosophischem Fach in ihm den ersten Denker. Das zeigt, dünkt mich, selbst Sulzers neu her-

ausgekommenes Wörterbuch, eine Sammlung Bruchstücke, die als solches ein unermeßliches Gebäude scheinen, es aber wahrhaftig nicht sind." („Aus Herders Nachlaß," B. 2, S. 215.)

Einige Zeit hindurch trat freilich auch zwischen Beiden eine Verstimmung ein, weil Herder sich dem mystisch-unklaren Lavater'schen Einfluß eine Periode lang nicht entziehen konnte, aber die Entfremdung dauerte nicht für immer. Die beiden Denker tauschten ihre Werke gegenseitig aus und ihre Briefe enthielten eine Fülle der anregendsten Ideen und Beobachtungen. Wie diese Correspondenz beschaffen war, mag uns nur das nachstehende Schreiben Herders vom 10. October 1779 gelegentlich der Zusendung seines Buches „Von der Zukunft des Herrn" an Mendelssohn beweisen: („Aus Herders Nachlaß," B. 2, S. 217 ff.)

„Verzeihen Sie, hochgeschätzter Herr, daß ich Sie mit diesem christlichen Buch beschwere. Es geschieht nicht, Sie zu bekehren, noch mir von Ihnen als Kunstrichter ein gnädiges Urtheil zu erkaufen. Ich übergebe es dem rechtschaffenen Israeliten, den ich von Herzen hochschätze, als ein Zeichen dieser Hochachtung und als ein Buch in *seiner* Sprache, in den Bildern *seiner* Propheten und Lehrer geschrieben. Sie können, mein Herr, der beste Richter sein, ob die Bilder rein und klar das bedeuten, was ich sie bedeuten lasse und ob ich den Zusammenhang des Buches, der aber auch aus den Ideen Ihrer Nation ist, getroffen. Was bei uns in diesem Fache kühle, leicht

zu verdeutelnde, weithergeholte Grausamkeit ist, ist bei Ihnen, wie mich dünkt, angenommene heilige Sprache. Nehmen Sie das Buch in dieser reinen, stillen Absicht, als von einer guten Hand gegeben, auf, setzen Sie sich beim Lesen in meine, eines christlichen Lehrers, Stelle und verbinden mich etwa, wenn Sie's werth finden, einmal im Stillen mit Ihrer unparteiischen Meinung. Wenn man die Schrift auch nicht etwa als Weissagung, sondern als Gedächtnis und Trost der Zerstörung Israels betrachtet, ist sie, dünkt mich, recht unschätzbar; mir indessen schien sie, auf Ihrer Stelle und Alles zusammengenommen, mehr zu sein, wenigstens fand ich nicht Ursache genug, sie meiner Kirche bloß als jenes zu geben. Ich verbinde indessen Niemand zu meiner Meinung. Leben Sie herzlich wohl nach Seel' und Leibe."

Über die bürgerliche Stellung der Juden vor 115 Jahren spricht sich ein Brief Mendelssohns vom 20. Juni 1780 in recht bezeichnender Weise aus. Der bittere Humor des modernen Sokrates beweist schlagend, wie schmerzlich damals die Herabsetzung und unwürdige Behandlung unserer Glaubensgenossen den Philosophen von Dessau berührt hat. Es heißt dort u. A.: „. . . Ich habe Kinder, die ich erziehen soll. Zu welcher Bestimmung? Ob im Sachsen Gotha'schen bei jeder Durchreise ihren jüdischen Kopf mit einem Würfelspiel zu verzollen oder irgend einem kleinen Satrapen das Märchen von den nicht zu unterscheidenden Ringen zu erzählen, weiß nur der, der uns alle unsere Pfade vorgemessen. Meine Pflicht ist es, sie so zu erziehen, daß sie in jeder Situa-

tion sich von ihrer Seite keine Schmach zuziehen und die ihnen ihre Nebenmenschen unverdient zuwerfen, mit Resignation zu ertragen."

Der Tod des gemeinschaftlichen Freundes, G. E. Lessing's, brachte Herder und Mendelssohn einander noch näher. Nicht ohne tiefe Bewegung lesen wir noch jetzt den Brief, welchen Ersterer an Letzteren anläßlich jenes schmerzhaften Verlustes richtete. „Lassen Sie sich," heißt es u. A., „lieber Mendelssohn, erbitten, gewissermaßen seinen Platz in mir auszufüllen und mir etwas näher zu sein, als Sie's sind .... Ich begehre nicht Ihre Freundschaft, die sich nicht antragen läßt, die ich auch meiner Gemüthsart nach Niemandem in der Welt je angetragen habe; aber Ihre Gutmüthigkeit, Ihr unverhohlenes Wohlwollen in Sachen, wo wir doch einerlei Zweck im Großen Ganzen, wenn auch in so verschiedenen Sphären, zu befördern haben, dies wünsche, dies erbitte ich mir, da ich Sie so innig und aufrichtig hochschätze und liebe und mit jedem Jahre des Lebens lieber gewinne."

Der Appell Herders blieb nicht fruchtlos. „Und dieses, mein bester Herder," heißt es in dem Antwortschreiben Mendelssohns vom 15. März 1781, „ist ein Weg der Vorsehung, daß durch Lessings Tod zwei Gemüther sich einander näher bringen, die, wie jetzt am Tage liegt, ein leidiges Mißverständnis von einander entfernt hatte. .... Und nun Lessings Tod! Der einzige Mann, an dem ich in mehr als dreißig Jahren keine Spur von dieser (weltklugen) Gesinnung wahrgenommen, der so

allezeit ungetheilten Herzens, ganz sich selbst gleich, mein Freund und Wohlthäter blieb! Der Tod dieses Freundes, mit dem ich zu leben gleichsam gewohnt war, hat in meinem Herzen eine tiefe Wunde geschlagen, und es ist ein wahres Labsal für meine Seele, daß Sie eine gleiche Lücke in Ihrem Herzen empfinden und selbe durch die Annäherung mit dem meinigen wieder auszufüllen gedenken. Haben Sie herzlichen Dank, daß Sie den ersten Schritt gethan. Sie sollen mich sicherlich auf halbem Wege treffen. Ich gehe etwas langsam, aber ununterbrochen. Jeder hat seine Weise, und ich habe das Zutrauen zu Ihrer Menschenkenntnis, daß Sie meine *kaltscheinende* Weise nicht *mißkennen* werden. Sie ist in Wahrheit mehr gemäßigt als kalt; und Sie werden sie hoffentlich in der Folge der Zeit immer echter und bewährter und Ihrer Liebe würdiger finden . . . . Ich hoffe, es soll bei diesem ersten Schritt, den wir zur Freundschaft gethan, nicht bleiben, und verspreche Ihnen, allezeit so offenherzig zu sein, als Sie mich jetzt finden. Ich kann Ihnen auf der Laufbahn, auf der Sie so große Schritte gethan, nicht folgen; aber ohne Neid kann ich Ihnen meinen herzlichen Beifall zurufen, so oft Sie ihn zu verdienen scheinen. *Lieben Sie mich, Brüderchen!*"

Es ist ein wahrer Genuß, dem Ideenaustausch dieser beiden engbefreundeten, gottbegnadeten Menschen zu folgen. Aus einem Briefe Mendelssohns vom 18. Mai 1781 erfahren wir, daß er gewillt war, über „Lessings Charakter" zu schreiben, und kann man es nur lebhaft bedauern, daß er sein Vorhaben nicht ausgeführt hat

es wäre das wohl das Beste gewesen, was über Lessing je veröffentlicht wurde!

Die letzte, uns erhaltene, Zuschrift Herders an Mendelssohn datirt von Mai 1784; in demselben dankt Ersterer dem Letzteren für die Zusendung der Schrift „Jerusalem“, woran er „mit Geist und Herz viel Antheil genommen“, und er schließt mit den Worten: „Leben Sie wohl, lieber Weiser, und lieben Sie mich, wie ich Sie liebe.“

Wie Mendelssohn seinem Freund Lessing bei der Dichtung des „Nathan“ vorschwebte, so war auch sein Einfluß auf das dichterische und literarische Schaffen Herders unverkennbar. Man lese nur die Adrastea Herders, wo dessen Humanitätsanschauungen so schön hervortreten. So heißt es z. B. in dem Capitel über die „Bekehrung der Juden“ u. a.: „ . . . Aus der barbarischen Behandlung der Juden in früheren Jahrhunderten ergibt sich eine Pflicht der christlichen Staaten, die Pflicht, die durch ehemalige Grausamkeiten verderbte Nation zu höherem Ehrgefühl zu erziehen, da dann die Verbesserung bei ehrlosen Christen angefangen werden muß, die den Ebräer mißbrauchen.... Es ist eine schöne, durch so manches ausgezeichnete Beispiel gerechtfertigte Aussicht, ein so begabtes Volk der Cultur der Wissenschaften, dem Wohl des Staates, der sie schützt, und anderen der Menschheit allgemein nützlichen Zwecken zuzuführen, sie in ihrer Denkart zu humanisiren.“

Auch in den Beziehungen zu Herder erscheint uns Moses Mendelssohn als ein consequenter, edler, treuer und lauterer Freund, als ein Charakter gediegen wie

Geld, ohne Winkelzüge, Hintergedanken, Pfiffe und Kniffe, als die Verkörperung des Menschenideals, während selbst ein so herrlicher Mensch wie Herder nicht ohne Flecken ist und nicht leicht alle Vorurtheile überwindet. Dies zeigte sich besonders 1771, als Beide in Pyrmont zur Badesaison zusammentrafen und Herder den vornehmen Superintendenten gar zu demonstrativ herverkehrte. Mendelssohn that so, als wenn er dessen kühles Wesen und zugeknöpftes Gebaren gar nicht bemerken würde. Später freilich sah der Geistliche ein, daß er sich eine Blöße gegeben und er bat seinen Freund um Verzeihung. In den weisen und geistvollen Worten, womit Mendelssohn das damalige Benehmen Herders beleuchtet, prägt sich in wundervoller Weise sein Charakterbild aus: „Ich bin ohnehin gewohnt, so oft ein Freund seinen Stand verändert oder verändern will, ein wenig schüchtern zu werden; und nicht mehr mit meiner gewöhnlichen Vertraulichkeit in's Haus zu stürzen, sondern erst leise anzupochen und zu lauschen, ob nicht auch innerlich eine Veränderung vorgegangen oder wenigstens zum Scheine vorgenommen werden muß. Ich beschloß daher, mich nach Ihrem Wunsche zu benehmen und der Zeit zu überlassen, was sie aus unserer Gesinnung gegen einander machen will. So wenig ich diese weltkluge Weise im Herzen billige, so kann ich sie doch vor anderen entschuldigen, und bescheide mich willig, daß vielleicht meine Mißbilligung selbst der bürgerlichen Lage zuzuschreiben, in der ich mich befinde. Diese bedarf allezeit mehr passive als active Herablassung."

Moses Mendelssohn und die Frauen.

Moses Mendelssohn war bekanntlich körperlich von der Vorsehung recht stiefmütterlich bedacht, und doch gehörte er Zeit seines Lebens zu den Lieblingen der Frauenwelt, denn in seinen großen, dunklen Augen loderte das Feuer einer edlen Seele und der Begeisterung für die Menschheit, für alles Schöne und Gute. Auf seiner hohen Stirn thronte der Adel einer hochherzigen Menschennatur, die Milde einer hehren Welt- und Lebensanschauung. Der Geist und der Charakter Moses Mendelssohns bezauberten die Frauen, und deren Beziehungen zu ihm bilden eines der interessantesten Capitel in der Lebensgeschichte des ausgezeichneten Denkers. Dieselben hier, auf Grundlage der besten und zuverlässigsten Quellen, zu schildern, dürfte gewiß vielen unserer Leser erwünscht sein.

Wir wissen, welch maßgebenden Einfluß die Mütter auf ihre großen Söhne oft ausübten: wir erinnern nur

an Lutetia Bonaparte, die Ahnin der Napoleoniden und an „Frau Rath", die Mutter Goethes; leider ist uns von der Mutter Mendelssohns fast gar nichts berichtet worden. Der Philosoph selber thut ihrer in seinen Schriften und Briefen nirgends Erwähnung, aber die Tradition will wissen, daß das Weiche, Sanfte und Milde im Wesen Moses von Dessau ein Erbtheil der Mutter gewesen, welche in der armseligen Askanischen Straße in Dessau ein Kind geboren, dessen Name auf goldenen Lettern nicht allein in dem Buche seines Volkes, sondern auch in dem der Menschheit überhaupt prangen sollte. Die Glückliche hieß Suschen, und einer der Biographen ihres Sohnes bezeichnet sie als eine jener tief und edel empfindenden, still duldenden jüdischen Frauen, denen man nicht selten in den jüdischen Familien jener Zeit begegnet. Sie starb schon frühzeitig, ohne daß es ihr vergönnt gewesen wäre, ihren Moses zum Manne heranreifen zu sehen und an der ihm gezollten Verehrung der gebildeten Welt ihr Gemüth erheben zu können.

Es ist ihm die Gnade des Himmels zu Theil geworden, in der Vollkraft seines Lebens ein weibliches Wesen kennen zu lernen, welches ihn Zeit seines Erdenwirkens beseligte, ihm stets zärtlich ergeben war, ihn hegte und pflegte und Alles aufbot, um das Jammerthal zu einem Paradiese zu gestalten. Er heiratete nicht aus Geld, sondern nur aus Herzensinteresse. Er hätte es leicht erreichen können, eine vornehme, putzsüchtige und prätentiöse Berliner Dame ehelichen zu können, welche gern dem berühmten Manne die Hand zum ewigen Bunde gereicht hätte, aber er verschmähte eine derartige schmachvolle Speculationsehe, und folgte dem Triebe seines

Herzens, obschon er damals keineswegs mit Glücksgütern gesegnet war und als Buchhalter in der Bernhard'schen Seidenwaarenfabrik sich sehr zusammennehmen mußte, um anständig auszukommen. Diese seine Herzenskönigin, eine der edelsten Frauen der jüdischen Geschichte, war eine Hamburgerin, Namens Fromet Gugenheim. Im wunderschönen Monat Mai des Jahres 1761 hatte er eine Reise nach Hamburg unternommen und dort „ein blauäugiges Mädchen", die Tochter des Abraham Gugenheim, kennen gelernt, und seit jenem Augenblick schlug sein Herz nur für sie. Fromet Gugenheim war nicht schön im landläufigen Sinne, auch besaß sie kein Vermögen, aber sie bezauberte ihn durch ihre holde Weiblichkeit, ihr anmuthiges Wesen und ihre Herzensgüte. Wie sehr er für seine Auserwählte schwärmte, zeigt schon der nachstehende Brief vom 29. Juli 1761, den er an sie, etwa 6 Wochen nach seiner Verlobung, richtete:

„Allerliebste Fromet!

Ich habe in Ihres Vaters Schreiben eine Entdeckung gemacht, die mich nicht wenig vergnügt. Der gütige Mann versichert noch, seine Tochter Fromet sei ebenso schön als tugendhaft. Was meinen Sie? Wer kann das einem ehrlichen Manne auf sein Wort glauben? Der gute Herr Abraham Gugenheim muß doch wissen, daß die Philosophen auch gern was Schönes haben. Doch das mag er mir verzeihen. Ich kenne seine Fromet besser als er. Sie ist schön, aber so schön nicht, als sie tugendhaft ist, so schön nicht, als sie zärtlich ist. Ich beneide Sie, liebste

Fromet, um die glückliche Art, wie Sie Ihre sanfte Liebe auszudrücken wissen. Ihre kleinsten Briefe sind voller Zärtlichkeit, voller Empfindungen. Die Sprache des Herzens ist Ihre natürliche Sprache und Ihre edlen Gesinnungen vertreten die Stelle des frostigen Witzes, wodurch Andere ihre Briefe so häßlich entstellen. Fahren Sie fort, liebste und zärtlichste Fromet, mich mit Ihren liebenswürdigen Briefen zu vergnügen; ich merke, daß es mir fast unmöglich wird, einen Posttag nicht zu schreiben oder einen Posttag ohne Ihre Briefe vergnügt zu sein — und was ist der Mensch, wenn er nicht vergnügt ist? Nein, so lange wir uns getrennt sehen müssen, wollen wir uns so oft als möglich Gelegenheit geben, an einander zu denken. Es macht mir kein geringes Vergnügen, wenn ich denken kann: jetzt liest Fromet meine Briefe und jetzt schreibt Fromet an mich, jetzt ist sie verdrießlich, daß sie gestört wird, und jetzt freut sie sich, daß ihr ein Ausdruck gelungen. Sie lachen! mein Herr Doctor! Nun ja, ich gestehe es. Habe ich denn nicht jederzeit gestrebt, Ihnen nachzuahmen? ... In inniger Liebe Ihr

Moses Dessau."

Der Brautstand Mendelssohns dauerte ein volles Jahr, denn er hatte, bevor er sein Haus bestellte, noch gar Manches zu ordnen; vor Allem galt es, sich und seiner Herzenskönigin eine sichere Existenz zu gründen. Der Münzunternehmer Ephraim Veitel machte ihm zwar allerlei verlockende Angebote, welche ihm eine glänzende Stellung gesichert hätten, aber seiner strengen Rechtlichkeit

widerstrebten die betreffenden Vorschläge. Widerwärtigkeiten aller Art hatte er damals zu bestehen, und selbst dieser ruhige, resignirte Philosoph brach zuweilen in bittere Klagen aus; so z. B. in einem Briefe an seinen Freund Abbt, wo es u. A. heißt: „Wer ein menschliches Herz hat und die Seinigen mit ihrer Tugend darben sieht, zu einer Zeit, da die verworfensten Buben in ihrem Ueberflusse fast ersticken; wer dieses sieht und aus Mitleiden sich schmiegen und ein kleiner verächtlicher Schmeichler werden muß: mit welchen Augen kann ein solcher den Musen oder der Freundschaft unter die Augen treten und ihren freien und edlen Umgang genießen? . . ." Doch waren solche melancholische Betrachtungen nur von kurzer Dauer — ein liebes Briefchen seiner Fromet verscheuchte sofort alle seine Grillen.

Die wenigen Briefe, welche von dem glücklichen Bräutigam uns erhalten geblieben, erinnern an diejenigen Lessings an seine Braut Eva König: keine Spur von falscher Gefühlsduselei, Mondscheinromantik und Geistreichelei à la Rahel Levin-Varnhagen und Henriette Herz! Zwei kerngesunde, offene, sich innigstliebende Menschen schütteten ihr Herz vor einander aus und verschmähten jene krankhaften Ingredienzien einer verlogenen Zeitrichtung! Die Briefe plaudern von der — Perrücke Mendelssohns, von der Russenfurcht &c., und sie wirken noch jetzt durch den Reiz der Wahrheit und Unmittelbarkeit.

Daß Fromet Guggenheim eine gebildete Dame war und für die philosophischen Ideen ihres Bräutigams ein

congeniales Verständniß besaß, beweisen schon die Zuschriften ihres Verlobten. Sie begeisterte ihn sogar zu Gedichten! In das Exemplar seiner philosophischen Schriften — Berlin, 2 Bände, 1761 — welches er ihr sandte, schrieb er Gedichte auf sie ein, „schlechte Poesie", wie er sich ausdrückte — aber für sie die herrlichsten Lieder, welche je ein Mensch gesungen!

Vor einigen Jahren hat Dr. A. Jellinek einen erst in der 2. Auflage der Kayserling'schen Mendelssohn-Biographie, nicht aber in den gesammelten Schriften des „modernen Sokrates" enthaltenen Brief des Letzteren an Fromet Gugenheim veröffentlicht. Auch in diesem Schreiben zeigt sich der neckische Humor und die Frohlaune des edlen Weisen. Als Probe dieser glücklichen Stimmung sei nur der nachstehende Passus hier abgedruckt: „Ich habe noch nicht einmal bemerkt," schreibt Mendelssohn, „daß in meinem Zimmer kein Spiegel ist, bis Sie mir in Ihrem letzten Schreiben befahlen, mich sogleich im Spiegel zu sehen. Ich wollte gehorchen, aber siehe, es war kein Spiegel zu sehen. Sie können sich also leichtlich vorstellen, wie wenig ich mein Gesicht kenne, ob es freundlich oder trocken aussieht. Ich muß anderen Leuten glauben, und ich weiß nicht, welcher niedliche Herr mich hat finden wollen, ich sehe trocken aus. Nun, da Sie mich das Gegentheil versichern, bin ich schon wieder gut."

Fromet hatte eine Schwester Breindl, die Mendelssohn sehr schätzte wegen ihres Witzes und ihrer satirischen Einfälle. Es ist uns ein an sie gerichteter, in Currentschrift geschriebener, Brief des Philosophen übrig

geblieben, welcher beweist, daß der Schwager seiner Schwägerin gegenüber von seinem Geist einen ergiebigen Gebrauch mache. So heißt es darin z. B. unter Anderem: „Sie werden heute viel zu thun haben; ich höre, daß Ihnen Leb Heerold in einem sehr witzigen Schreiben den Krieg ankündigt. Ihre Briefe werden auch so bekannt, daß ich glaube, es werden sich Mehrere finden, die mit Ihnen werden anbinden wollen. Doch wenn ich Ihnen nicht schmeicheln soll, muß ich Ihnen gestehen, daß Ihr letzter Brief sehr nachlässig geschrieben ist. Ein oder zwei Einfälle, das war der ganze Brief, das bin ich nicht an Ihnen gewohnt. Ich befürchte gar, Sie haben Ihre Drohungen erfüllt und sich haben vorschreiben lassen, sonst hätten Sie unmöglich so ungelehrt schreiben können."

Anfangs Mai 1762 war er endlich so weit, daß er daran denken konnte, seine Fromet als sein Weib heimzuführen. Die Vermälung fand in Hamburg statt, und hatte ihm dazu Abbt schon im April seine Glückwünsche gesendet. Von seinem häuslichen Glück gibt ein Dankschreiben Mendelssohns an Abbt, einige Wochen nach der Hochzeit, den schlagendsten Beweis. Es heißt darin: „Seit einigen Wochen habe ich keinen Freund gesprochen, an keinen Freund geschrieben, nicht gedacht, nicht gelesen, nicht geschrieben, nur getändelt, geschmaust, heilige Gebräuche beobachtet, mich bald hier, bald da zur Schau ausstellen lassen und unter tausend anderen vielbedeutenden Kleinigkeiten meine Zeit hinbringen müssen. Denn die Stunde ist gekommen, mein bester Freund, welche

mir die Muse des Abälardi Verbii (Hamân) längstens angekündigt hat. Ein blauäugiges Mädchen, das ich nun meine Frau nenne, hat das eiskalte Herz Ihres Freundes in Empfindungen zerlassen und seinen Geist in tausend Zerstreuungen verwickelt, aus welchen er sich nunmehr nach und nach loszuwinden sucht."

Die Gattin Mendelssohns war eine treu liebende Gattin, eine wackere Mutter und gottesfürchtige Jüdin. Sie bediente sich in ihren Briefen hebräischer Lettern, drückte sich aber in denselben vortrefflich aus. Sie blieb ihrem berühmten Gatten bis zu dessen Tode in Freud und Leid eine aufopfernde Gefährtin, eine wackere Hausfrau, eine Pflegerin in der Krankheit, eine Freundin und Genossin. Wie sehr sie ihr Mann liebte, verräth auch ein Brief an Abbt vom 11. Juli 1766, wo wir die bedeutsamen Worte lesen: „Ich habe beinahe die ganze Zeit über in der äußersten Gemüthsunruhe gelebt. Ich habe einen alten Vater, ich habe ein zartes Kind vor einigen Monaten verloren; ich bin in Gefahr gewesen, meine Frau zu verlieren, die ich mehr liebe als Vater und Kind."

Berthold Auerbach hat die Brautwerbung Mendelssohns in reizender dichterischer Weise geschildert, und gewiß wird man mit Interesse die nachstehende anziehende Federzeichnung des Poeten lesen. Dieselbe lautet:

„Der vielgeehrte Moses Mendelssohn, den man den Sokrates seiner Zeit nannte, war im Bade von Pyrmont. Hier lernte er den Kaufmann Gugenheim aus Hamburg kennen.

„Rabbi Moses," sagte dieser eines Tages, „wir Alle verehren Sie, aber mit höchster Begeisterung verehrt und bewundert Sie meine Tochter. Mir wäre das höchste Glück, Sie zum Eidam zu haben. Besuchen Sie uns doch einmal in Hamburg."

„Moses Mendelssohn war sehr schüchtern, denn er war gar traurig verwachsen. Endlich entschloß er sich, von Berlin aus, zur Reise und besuchte unterwegs seinen großen Freund Lessing in Braunschweig, wie in seinen Briefen zu lesen ist. Mendelssohn kommt in Hamburg an, besucht Gugenheim in seinem Comptoir. Dieser sagt:

„Gehen Sie hinauf zu meiner Tochter, sie wird sich sehr freuen, Sie zu sehen. Ich habe viel von Ihnen erzählt."

Mendelssohn besucht die Tochter.

Andern Tags kommt er zu Gugenheim ins Comptoir. Die beiden Männer wissen das Wort nicht zu finden, und Mendelssohn spricht endlich von dem anmuthigen und denkkräftigen Wesen der Tochter.

„Ja, verehrter Rabbi," sagt Gugenheim. „Soll ich es Ihnen ehrlich sagen?

„Natürlich!"

„Sie sind ein Philosoph, ein wohldenkender, weiser Mann. Sie werden es dem Kinde nicht übel nehmen; sie hat gesagt, sie sei erschrocken, wie sie Sie gesehen hat weil Sie . . ."

„Weil ich einen so gräßlichen Buckel habe."

Gugenheim nickte.

„Ich habe mir's gedacht," sagte Mendelssohn, „ich will aber doch bei Ihrer Tochter noch Abschied nehmen."

Er ging hinauf in die Wohnung und setzte sich zu der Tochter, die am Fenster auf erhöhtem Sitz eine Näharbeit in der Hand hatte. Sie sprechen heute endlich miteinander; aber das Mädchen sah nicht auf und Mendelssohn nicht an. Endlich stellt das Mädchen die Frage:

„Glauben Sie auch, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden?"

„Gewiß; und mir ist noch was Besonderes geschehen. Sie wissen, daß nach einer talmudischen Sage bei der Geburt eines Kindes im Himmel ausgerufen wird: der und der bekommt die und die! Wie ich nun geboren worden, wurde mir auch meine Frau ausgerufen — aber dabei heißt es; sie wird leider Gottes einen Buckel haben, einen schrecklichen. Lieber Gott, habe ich da gesagt: ein Mädchen, das verwachsen ist, wird gar leicht bitter und hart, ein Mädchen soll schön sein."

Kaum hatte Moses Mendelssohn das gesagt, als ihm das Mädchen um den Hals fiel — und sie ward seine Frau, und sie wurden glücklich mit einander und hatten schöne brave Kinder, von denen Nachkommen noch leben bis auf den heutigen Tag."

Daß die Gattin Mendelssohns eine sehr gute Hausfrau war, die mit dem verhältnißmäßig geringen Gehalt ihres Mannes trefflich zu wirthschaften wußte, erhellt schon aus der niedlichen Anekdote, die ein Nachkomme der Dame erzählt. Fromet zählte Abends,

da bei Mendelssohn fast immer offenes Haus war, in die auf den Tisch zu setzenden Schalen mit Süßigkeiten die Rosinen und Mandeln hinein, damit nicht zu viel darauf gehe, und der Haushalt in wichtigeren Dingen nicht Noth leide.

Das Eheglück Mendelssohns trübte nur der Umstand, daß er sich sagen mußte, daß er seine geliebte Fromet und die Seiningen nicht in glänzenden Verhältnissen werde zurücklassen können. Kurz vor seinem Tode fand ihn einer seiner Freunde unter dem Baume vor seinem, in der Spandauer Straße gelegenen Hause und fragte ihn: „Was haben Sie, lieber Herr Mendelssohn? Sie sehen ja so besorgt aus!" — „Ja," antwortete er, „ich bin es auch! Ich denke daran, wie es meinen Kindern nach meinem Tode ergehen wird, da ich meinen Kindern nur wenig Vermögen hinterlasse."

Bekanntlich sind diese Besorgnisse nicht in Erfüllung gegangen. Gottes Segen waltete sichtlich über den Nachkommen des großen Philosophen, von denen alle eine auskömmliche Existenz sich gründeten und einige sogar zu Fürsten der Geldaristokratie sich emporschwangen.

Mendelssohns Haus war ein sehr geselliges, und seine Gattin verstand es, mit vollendetem Tact und größter Liebenswürdigkeit Gastfreundschaft zu üben. Es herrschte dort jene angenehme Geselligkeit, wobei jeder in der Familie Eingeführte ungeladen Abends erschien so es ihm gefiel. Man fand dort Bekannte, wie sie dann der Zufall vereinigte; es wurde ein lebhaftes, immer wechselndes, Gespräch geführt; das Abendessen

war einfach, wie es die improvisirte Geselligkeit erheischte. So lange die Familie Mendelssohn in Berlin lebte, war sie eine Hauptträgerin dieser schönen Vereinigungsart der Menschen. Es gab fast keinen bedeutenden Menschen in der preußischen Metropole, keinen die Stadt besuchenden ausgezeichneten Fremden, der nicht im „Salon“ Mendelssohn gewesen wäre.

Fromet Gugenheim beschenkte ihren Gatten insgesammt mit neun Kindern, von diesen starben zwei ganz klein und ein Knabe im Alter von zwölf Jahren, und leben blieben drei Söhne: Josef, Abraham und Nathan, und drei Töchter: Dorothea, Recha und Henriette. Die Söhne interessiren uns hier weniger. Er ließ allen seinen Kindern eine ausgezeichnete Erziehung zu Theil werden. Während Moses Mendelssohn noch mit allen Fasern seiner Seele am alten Judenthum festhielt und mit größter Gewissenhaftkeit die Ritualgesetze und sonstige talmudische Vorschriften befolgte, waren seine genannten drei Töchter bereits „Kinder der Welt“, sie standen unter dem Einfluß der Romantik und schwuren mit ihrem Glauben auch die reinen alten Sitten ab. Sie traten aus der dumpfen Atmosphäre des Ghettos hervor, und die frische Luft der neuen Zeit, die modernen Ideen über Frauenrechte und Frauenemancipation verführten und corrumpirten sie. Die älteste Tochter Dorothea hieß ursprünglich mit dem hebräischen Namen Breindel (Veronika); geb. am 24. October 1763 in Berlin, nahm sie in der Taufe den Namen Dorothea an, angeregt durch den von Friedrich Schlegel 1799 an

sie gerichteten Brief: „Ueber die Philosophie. An Dorothea." Erst 15 Jahre alt, heiratete das hochbegabte und dichterisch veranlagte Mädchen nach der Bestimmung ihres Vaters den Bankier Simon Veit-Witzenhausen. Der arme Mendelssohn! Er glaubte, seine Tochter werde in dieser Ehe ihr Lebensglück finden. In diesem Sinn schrieb er am 27. Juni 1783 voll Freude an Herz Homberg: „Meine Tochter hat bereits am ersten Nissan ihre Heirat vollzogen. Bei dieser Gelegenheit ist Ihrer oft gedacht worden. Sie lebt mit ihrem unvergleichlichen Veit in einer glücklichen Ehe, glücklicher, als wenn der Sohn des reichsten Mannes sich entschlossen, sich zu ihr herabzulassen." Obschon der Ehe mit ihrem Mann 7 Kinder entsprungen waren, trennte sie sich doch von ihm, als der Don Juan Friedrich Schlegel sich ihr näherte. Henriette Herz war es, die die Vermittlerin machte. Der Schritt läßt sich wohl psychologisch erklären, aber keineswegs entschuldigen. Die Nemesis ist übrigens nicht ausgeblieben — bittere Reue stellte sich ein. Unter ihren Papieren fand man eine eigenhändige Abschrift der klassischen Worte, welche Maria Stuart in dem gleichnamigen Schiller'schen Trauerspiel an Elisabeth richtet:

> Ich habe menschlich, jugendlich gefehlt,
> Die Macht verführte mich, ich hab es nicht
> Verheimlicht' und verborgen: falschen Schein
> Hab ich verschmäht mit königlichem Freimuth.
> Das Aergste weiß die Welt von mir, und ich
> Kann sagen: ich bin besser als mein Ruf.

Es war ein wunderlicher Anblick, wie Mendelssohns Tochter dem Papste den Fußkuß darbrachte . . . Sie mußte mit Friedrich Schlegel ein trauriges Wanderleben in Noth und Elend führen, wurde von seinen Verwandten verächtlich behandelt, und ihr betrogener und verschmähter jüdischer Gatte mußte ihr schließlich seine Unterstützung zuwenden, um sie vor Hunger und Elend zu schützen.

Wie Dorothea, so verheiratete Mendelssohn auch Recha, seine zweite Tochter, frühzeitig. Sie vermählte sich mit dem mecklenburgischen Hofagenten Meyer. Aber auch diese Ehe hatte keinen Bestand und wurde nach kurzer Zeit schon wieder gelöst. Moses Mendelssohn war mit dem Vater seines Schwiegersohnes, dem herzoglichen Hofagenten Nathan Meyer in Strelitz, seit Jahren intim befreundet und erachtete es als ein großes Glück, als dessen Sohn Mendel Meyer um die Hand seiner Tochter warb. Dieser war ein fleißiger, biederer und rechtschaffener Mann, ein ruhiger Kaufmann und besaß sehr viel Intelligenz. Doch paßte er zu Recha nicht, sie trennte sich von ihm, ohne sich jedoch wieder zu verheiraten — wahrscheinlich weil kein Verführer à la Friedrich Schlegel kam.

Die dritte Tochter, Henriette, blieb unverheiratet.

Sie war nicht schön genug, um die Lebemänner des damaligen Berlin zu reizen, auch war sie ein wenig verwachsen, aber den hellen, scharfen Verstand hatte sie von ihrem Vater geerbt. Gleich Recha, die nach ihrer Ehescheidung eine Pensionsanstalt für junge Mädchen in Altona gründete, widmete sie sich auch der Laufbahn

als Erzieherin, anfänglich bei ihrer Schwester in Strelitz, dann in Paris, wo sie in dem großen Garten des Fould'schen Hauses eine Pensionsanstalt leitete.

Sehen wir uns nun die Beziehungen Mendelssohns zu der Frauenwelt im Allgemeinen an, so finden wir, daß er mit mehreren namhaften und geistvollen Damen in regem und anregendem Verkehr stand. Seine espritvolle Unterhaltungsgabe, sein liebenswürdiges Benehmen, seine köstlichen Briefe und wohl auch der Ruhm, dessen er sich in Folge seiner Schriften erfreute, gewannen ihm die bewundernde Verehrung hochstehender, schöner und feingebildeter Damen. Besonders griff in sein Leben eine Dame ein, die man als die „Egeria" der deutschen Dichter des 18. Jahrhunderts bezeichnen konnte, die durch Geist, Gemüth und Scharfsinn gleich ausgezeichnete Freundin Lessings, Elise Reimarus. Geboren am 22. Januar 1735 als Tochter des berühmten Schriftstellers H. S. Reimarus, dessen anonym durch Lessing herausgegebene „Fragmente" solch gewaltiges Aufsehen erregten, zeichnete sie sich schon frühzeitig durch ihren vornehmen Geist und ihre Vorliebe für berühmte Dichter und Denker aus. Ihr klarer Verstand befähigte sie in bevorzugter Weise zu besänftigender Theilnahme an dem, was ausgezeichnete Männer geistig bewegte. Beide hegten für einander lebhafte Sympathie. Mendelssohn nennt Elise in seinen Briefen: „theuerste Freundin", „theuerste Elise", „verehrungswürdige Schwester" 2c. Er behauptete, daß Lessing ihn bei Elise zum Erben seiner Rechte eingesetzt habe. Auf einer Reise, welche sie im Frühling 1783 in

Begleitung Campes und seiner Gemalin nach Berlin unternahm, lernte sie Mendelssohn persönlich kennen. „Mendelssohn, meinen lieben Mendelssohn, sah ich gestern,“ schreibt sie am 25. März 1783 von Berlin an einen Freund, „er ist ganz, wie ich ihn mir dachte: unwiderstehlich einnehmend, durch die überall aus ihm redende Gluth des Herzens und hervorleuchtende Klarheit seines Geistes.“ Auch Mendelssohn gewann sie sehr lieb und er tauschte seine innersten Gedanken in Briefen an sie aus. Elise Reimarus war es auch, die ihn mit Friedrich Jacobi bekannt machte, und so wurde sie ohne ihren Willen die intellectuelle Urheberin des Mendelssohn-Jacobistreites über den angeblichen Spinozismus Lessings, der Mendelssohn so sehr aufregte und seinen Tod beschleunigte. „Sehen Sie, theuerste Freundin,“ so schreibt er ihr, „dahin haben Sie mich wider meinen Vorsatz gebracht! Ich wollte in langer Zeit wenig oder vielleicht gar nichts Metaphysisches schreiben, und Sie sind es, die ich anzuklagen habe, wenn ich jetzt bis über den Kopf hinweg in transcendentale Spitzfindigkeiten versunken bin.“

Von dem ebenso interessanten als lehrreichen Briefwechsel, den er mit der Dichterin Elise von der Recke, Tochter des Reichsgrafen Friedrich von Medem führte, seien als Probe des schriftlichen Verkehrs zwischen Beiden nur die nachstehenden Zuschriften hier wiedergegeben.

1. „Theuerste Elise!

Ueberbringer Dieses, mein Sohn Josef, hat den Auftrag von meiner ganzen Familie, Sie ihrer ungetheilten Hochachtung und Freundschaft zu versichern; und es gefällt mir, daß er, seiner anscheinenden Krankheit ungeachtet, zu bescheiden ist, sich einer Person, die er so hochzuschätzen gelernt hat, ohne Empfehlung zu nähern. „Sie hat Dich doch gesehen, lieber Sohn! und ihr ist nichts unwillkommen," sprach ich, „das aus unserem Hause kommt." — „Mich hat sie lange wieder vergessen," antwortete er, „und überhaupt macht mich nichts so schüchtern als die Hochachtung". — Er hat allerdings Recht, der gute Junge; und Niemand empfindet das besser als

Moses Mendelssohn.

Berlin, den 1. September 1785.

2. „Theuerste Freundin!

Sie haben kaum meinen leiblichen Sohn entlassen, für dessen gütige Aufnahme ich noch Dank schuldig bin, als schon mein geistiger Sohn anklopft und Zutritt verlangt. Doch dieser stört nicht. Er kann bis zur bequemen Stunde in einen Winkel geschoben werden und heischt keine Aufmerksamkeit.

Mein Sohn Josef wird sich einige Tage zu Strelitz aufhalten, ich erwarte ihn mit Sehnsucht zurück. Herzlich bedaure ich es, daß ich ihn den Wissenschaften entziehen muß, um einen Knecht des Mammons aus ihm zu machen. Zur Arznei hat er nicht Lust; und als Jude muß er Arzt, Kaufmann oder Bettler

Festgedichte im Namen der Berliner jüdischen Gemeinde verfaßt hat, so z. B. anläßlich der Entbindung der Prinzessin von Preußen. Auch als die Kaiserin Katharina von Rußland mit dem römischen Kaiser Joseph II. in Mohilew zusammentraf und durch Sklow reiste, wurde ihr ein von Mendelssohn verfaßtes hebräisches Gedicht überreicht. Auch dichtete er ein Brautlied auf die Prinzessin von Oranien. In demselben findet sich die nachfolgende schöne Stelle, mit welcher wir unsere Skizze beschließen wollen:

Töne freudig, Saitenspiel!
Daß unser Fest kein Unmuth störe!
Strahle heiter, Licht der Welt!
Daß kein Gewölk den Tag verdunkle,
Da Friedrich [illegible],
Groß ist der Held am Tag der Feldschlacht;
Größer der König im häuslichen Frieden!
Herr, laß Fried' in seinen Mauern,
Glück in seinen Palästen blühn!

Ein Blick

in die

jüdische Literatur.



Von

Gustav Karpeles.



Prag.

Druck und Verlag von Jakob B. Brandeis.

Vorwort.

Nur einen Blick, einen flüchtigen Blick, wie man ihn etwa auf eine herrliche Landschaft, auf ein schönes Gemälde, einen theuren Menschen richtet, um sich ihr Bild einzuprägen, bitte ich meine lieben Leser mit mir zu werfen in eine der ältesten und doch wiederum auch jüngsten Literaturen der Menschheit.

Vielleicht lohnt sich dieser Blick und einer oder der andere Leser fühlt sich geneigt, weiter in diesem Schriftthum zu forschen. Diesem empfehle ich meine große „Geschichte der jüdischen Literatur" (Berlin 1886. II).

Die nachfolgende Arbeit war zuerst in der „Zeitschrift für allgemeine Geschichte" (Jahrgang 1884) abgedruckt. Ist ja doch auch die Literatur, von der hier die Rede, nur ein Theil der allgemeinen menschlichen Geistesentwicklung, und nur von diesem Standpunkt aus ist meine Skizze geschrieben, wie sie auch nur von diesem Gesichtspunkte aus beurtheilt werden möchte.

Gottes ist der Orient!
Gottes ist der Occident!
Nord- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände.

Berlin, im August 1895.

G. K.



In einer Zeit, in der der forschende Geist bis in die weitesten Fernen menschlicher Cultur vordringt, in der, wo Menschenstimmen schweigen, die Steine laut und vernehmlich zu reden beginnen und verwitterte Denkmäler die unbekannte oder längst vergessene Geschichte untergegangener Völker erzählen, in einer solchen Zeit dürfte es sich wohl geziemen, auch einmal einen Blick in die geistige Geschichte jenes Volkes zu werfen, das als das einzige von allen alten Culturvölkern übrig geblieben ist, und dem auch Goethe dieserhalb im Reigen der Weltliteratur den ersten Platz angewiesen hat. „Wie David königlich zur Harfe sang," so sollte der erste Ton im Heiligthum der Weltliteratur erklingen.

Und doch ist die Literatur, in die wir hier einen Blick werfen wollen, bis auf den heutigen Tag so gut wie unbekannt geblieben. Sie ist selbst Forschern und Gelehrten, ja selbst den Kindern des Stammes unbekannt, dem sie entsprossen und dem sie noch immer angehört, obwohl sie nicht nur eine der ältesten Literaturen ist, sondern auch — durch ihre Schöpfungen ebenso wie

durch ihre merkwürdigen Schicksale — geeignet erscheint, ein allgemeines Interesse anzuregen. Es ist die jüdische Literatur.

Bekannt ist, mit wie wenig schmeichelhaften Beinamen Heinrich Heine seine Glaubensgenossinen beehrt hat, weil ihnen die Kenntniß des großen Goldzeitalters ihrer Nationalpoesie abgeht. Aber er hatte kaum ein Recht dazu. Die Quellen, aus denen Heine selbst die erste Kunde geschöpft, waren rein wissenschaftliche, für „Glaubensgenossinen" nicht recht verständliche. Und eine wirklich gemeinverständliche Darstellung dieser ganzen Literatur existirte bis vor wenigen Jahren noch nicht! Sie konnte auch noch nicht gut vorhanden sein, da die bedeutendsten Schätze dieser Literatur — ein hebräisches Pompeji — erst in diesem Jahrhundert aus dem Schutt und Moder der Bibliotheken ausgegraben wurden, und somit erst seit funfzig Jahren von einer jüdischen Literaturgeschichtsforschung überhaupt die Rede sein kann.

In diesen funfzig Jahren ist allerdings so fleißig und gründlich in dieser Literatur geschafft und gearbeitet worden, daß man heute schon einen freien Blick auf das Gesammtbild werfen kann, von dem freilich einzelne Partien immer noch etwas dunkel sind. Man darf sich deshalb nicht wundern, daß selbst bedeutende Gelehrte schlankweg behaupten: „Eine organische Geschichte, eine zusammenhängende Entwickelung der riesenhaften neuhebräischen Literatur gibt es nicht," während andere, denen schon die neueren Forschungen bekannt sind, im günstigsten Falle von einer schönen „Nachblüthe" der

hebräischen Literatur sprechen. Beides ist ungerecht und unwahr! Die jüdische Literatur hat eine organische Entwickelung und eine Blüthezeit so gut wie einen Verfall und erneuten Aufschwung in dieser Entwickelung.

Es gehört dies zu den merkwürdigen Schicksalen, die diese Literatur gehabt, und von denen allein ein interessantes Buch zu schreiben wäre. Ist es an sich schon seltsam, daß ein Volk ohne Heimat und ohne Vaterland in Druck und Verfolgungen eine so große Nationalliteratur schafft, so ist es noch merkwürdiger, daß und wie sich diese Literatur erhalten und verbreiten, wie sie dann in Vergessenheit und dem Vorurtheil anheimfallen konnte, bis sie die neue Zeit aus ihrer Erstarrung geweckt und zu neuem Leben erhoben hat. Fast 30.000 Werke sind bis jetzt von dieser Literatur bekannt, während vor funfzig Jahren noch nicht die Hälfte zur Kenntniß der Bibliographen gekommen war und ein ansehnlicher Theil noch heute in den großen Bibliotheken Englands, Italiens, und Deutschlands der Auferstehung entgegenharrt.

Es existirte ja nicht einmal ein allgemein recipirter Titel für diese Literatur. Die Einen nannten sie die rabbinische Literatur — weil im Mittelalter jeder jüdische Gelehrte Rabbi hieß — die Anderen die neuhebräische. Die Dritten behaupteten, es sei eine rein theologische Literatur. Und doch sind alle drei Titel falsch. Der einzig richtige Titel dürfte vielleicht der der jüdischen Literatur sein, insofern sie das gesammte Schriftthum der Juden von den ältesten Zeiten ihrer Geschichte bis auf die

Gegenwart, ohne Rücksicht auf Form, Sprache und auch — wenigstens im Mittelalter — auf den Inhalt dieses Schriftthums, umfaßt.

Ist somit der Begriff dieser Literatur gegeben, so wird sich das Gesammtbild derselben — hier allerdings nur in großen Zügen und in den äußersten Umrissen — wohl zeichnen lassen. Und man wird erkennen, daß diese Literatur „aufs Innigste mit der Cultur der Alten, dem Ursprung und Fortgang des Christenthums, der wissenschaftlichen Thätigkeit des Mittelalters verflochten", und indem sie in die geistigen Richtungen von Vor- und Mitwelt eingreift, deren Kämpfe und Leiden theilt, zugleich eine Ergänzung der allgemeinen Literatur wird, aber mit einem eigenen Organismus, der nach allgemeinen Gesetzen erkannt, das Allgemeine wieder erkennen hilft. „Ist die Totalität der geistigen Betriebsamkeit ein Meer," sagt Leopold Zunz, der Humboldt jüdischer Wissenschaft, sehr richtig, „so ist einer von den Strömen, welche jenem das Wasser zuführen, eben die jüdische Literatur; auch in ihr wird das Edelste sichtbar werden, das die Seelen erfüllt hat und wonach sie gerungen; auch sie zeigt die mannigfachen Thaten des erkennenden Geistes. Und wenn wir heute die Zeugen und die Kinder einer ewig wirkenden Thätigkeit sind, so ist doch auch unsere Gegenwart nur der Anfang einer Zukunft, also ein Uebergang aus der Erkenntniß zum Leben. Die Ideale des Geistes, erkannt und empfunden, werden dem Gedanken Freiheit, dem Gefühl Schönheit verleihen, die Schiffahrt auf dem einen Strome kann zu der Urquelle

führen, der aller Geist entströmt, und um welchen, wie um einen ruhenden Pol, alle Richtungen sich bewegen."

* *
*

Das Grundbuch der jüdischen Literatur ist die **Bibel** und die Literatur, welche man die alttestamentliche oder **biblische** nennt, ist somit der erste und zugleich auch der wichtigste Theil dieses Schriftthums. Sie reicht ungefähr bis in das zweite Jahrhundert v. Chr., ist meist in hebräischer Sprache geschrieben und gibt den ursprünglichen Charakter des jüdischen Volkes am reinsten und getreuesten wieder. Mit dieser biblischen Literatur haben sich alle Nationen und Jahrhunderte beschäftigt. Bis zum 17. Jahrhundert hatte die Wissenschaft einen rein dogmatischen Charakter und erst seit Herders Vorgang hat man angefangen, das ästhetische Element neben und trotz dem dogmatischen zu behandeln. Von rein literarhistorischem Standpunkte aus haben nur Ernst Meier und Theodor Nöldeke die Bibel des alten Bundes betrachtet und erörtert.

Aber ungeachtet des dogmatischen Charakters der biblischen „Einleitungswissenschaft" hat man das zwei Religionen heilige Buch mit großer Willkür behandelt. Seit Spinozas rationalistischen Commentirungsversuchen war die Bibel der Tummelplatz abenteuerlichster Exegese, der gewagtesten Hypothesen, der kühnsten Annahmen. Keinen lateinischen oder griechischen Klassiker hat man so ungenirt zu zerreißen und zerstückeln, keinen mittelalterlichen Poeten so willkürlich zu interpretiren gewagt wie die Bibel. Und dabei wurde das ästhetische Element natürlich

immer mehr in den Hintergrund gedrängt. Erst in neuerer Zeit hat man angefangen, diese Hypothesensucht zu verspotten und die Rückkehr zu besonnener Forschung anzubahnen. Der Spott war berechtigt, mit dem man eine der bedeutendsten Schöpfungen dieser Art, die Erklärung der „Psalmen" von Hitzig, begrüßte: Es sei die Hoffnung nicht abzuweisen, daß dieser scharfsinnige Forscher in einer zweiten Auflage seines Commentars auch das genaue Datum jedes einzelnen Psalms bis auf Tag und Stunde anzugeben in der angenehmen Lage sein werde.

Das Dogma dieser Bibelkritik war die Zweiseelentheorie des Pentateuchs, die seit der berühmten Entdeckung des französischen Arztes Astruc im Jahre 1753 bis vor wenigen Jahren das Credo aller Bibelforschung war. Astruc hatte nämlich entdeckt, daß der Pentateuch — die fünf Bücher Moses — aus zwei fortlaufenden Urkunden bestände, aus einer Jahve-Urkunde und einer Elohim-Urkunde, und darauf hatte man dann muthig weiter gebaut. Kein Zeitalter war spät genug, um den Pentateuch hinein zu versetzen. Hätte der Geschichtsschreiber Josephus Flavius nicht existirt und Jesus Christus nicht von „dem Gesetz und den Propheten", sowie von dem „was geschrieben ist im Gesetze Mose, in den Propheten und in den Psalmen" geredet, so hätte man am liebsten die Bibel in ein nachchristliches Jahrhundert verlegt. Ist es ja in dieser Beziehung so weit gekommen, daß zwei gediegene Kritiker wie Ewald und Hitzig, in der Zeitbestimmung irgend eines Bibelstückes um nicht weniger als um ein Jahrtausend auseinander gehen.

Und dabei wurden biblische Alterthumskunde, Exegese und grammatische Forschung immer mit der Literaturgeschichte vermengt, so daß letztere natürlich zu kurz kam. Während die religiöse Auffassung einen rein göttlichen Ursprung der Bibel annahm, behandelte die entgegengesetzte Ansicht das heilige Buch schlimmer als einen modernen Roman. Während die Einen Zeter schrien, wenn man von Moses als dem ersten Schriftsteller sprach, entdeckten die Andern in den erhabenen biblischen Erzählungen „zotige, rohe, ja kannibalische Züge". Der neue Standpunkt — er würde die dritte Periode nach der ersten einer unbefangen gläubigen und der zweiten einer rein rationalistischen Schrifterklärung sein — hätte die entgegengesetzten Auffassungen eines rein göttlichen und rein menschlichen Ursprungs der Bibel zu einer höheren Einheit zurückzuführen und dadurch zu versöhnen. Ernst Meier hat leider recht, wenn er in seiner „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Hebräer" klagt, daß dieser Standpunkt noch ganz der Zukunft angehöre und als eine ungelöste Aufgabe gegenwärtig dastehe.

Aber dieser Standpunkt ist der allein richtige für die volle Erkenntniß der biblischen Literatur. Es raubt den heiligen Urkunden, die jahrtausendelang Heils- und Trostquelle für die ganze Culturmenschheit waren, nichts von ihrem erhabenen Ursprung und von ihrer göttlichen Bedeutung, wenn wir annehmen, daß Poesie und Geschichte sich in ihnen zu jener großen Harmonie vereinigt haben, die ihnen eben diesen hohen Werth verliehen hat. Wenn der Bauer in rauhen Alpengegenden

in das Buch der Hirtengeschichten Abrahams die Grundzüge seines eigenen Lebens einzeichnet — die Jahreszahlen und Geburtsdaten seiner Familie — und wenn jedes Kind zu den ersten Eindrücken seines jungen Lebens „den braunen Foliant" zählt und vor Allem in Erinnerung behält . . .

„Die Weisen und die Helden
Wovon begeisterte Seher
Im Buch der Bücher melden;
Die Mädchen schön und bräutlich,
So ihre Worte schildern.

Der Patriarchen Leben,
Die Einfalt ihrer Sitte,
Wie Engel sie umschweben
Auf jedem ihrer Schritte . . .

wenn endlich ein ganzes Volk jahrhundertelang mit diesem einen Buche und nur durch dieses Buch lebte, so ist das Zeugniß genug für die ewig unvergängliche Bedeutung des großen Werkes, in dem neben den einfachsten Hirtengeschichten und naivsten Legenden die tiefsten Sittensprüche und großartigsten poetischen Gemälde, neben dem Idealbau eines socialistischen Zukunftsstaates die humanste und reinste Weltanschauung, neben den erhabensten Lauten der Naturpoesie die lieblichsten Klänge erotischer Lyrik, die innigsten und gluthvollsten Lieder nationalen Glücks und Leides, die dumpfen Töne eines weltverzweifelnden Pessimismus und die gottfreudigen Hymnen einer erhabenen Theodicee zu einem höheren

Ganzen sich vereinigen, das man mit Recht „das Buch der Bücher" geheißen und als solches verehrt hat.

Von diesem literarhistorischen Standpunkt aus läßt sich die biblische Literatur am Besten in historische, poetische und prophetische Schriften eintheilen. Zu den historischen Büchern würde der Pentateuch, der wiederum fünf Bücher (Genesis, Exodus, Leviticus, Numeri, Deuteronomium) enthält, ferner die Bücher Josua, Richter, Samuel, Könige, Esra, Nehemia und die Chronik zu zählen sein. Hieran schlössen sich die dichterischen Erzählungen Ruth, Esther und Jona. Die prophetischen Bücher der Bibel umfassen die Psalmen, die Sprüche Salomonis wie auch die Klagelieder, das Hohelied und den Prediger, die prophetischen Schriften enthalten die Reden von Jesaia, Jeremia, Ezechiel und den kleinen Propheten Hosea, Joël, Amos, Obadia, Micha, Nahum, Habakuk, Zefania, Haggai, Zacharia, Maleachi und Daniel.

Den wichtigsten Theil der biblischen Literatur füllt natürlich der Pentateuch, das „Gesetz" oder die Thora aus. Er besteht aus den fünf Büchern Moses, von denen das erste die Geschichte der Schöpfung bis zur Wanderung Israels nach Aegypten, das zweite den Auszug aus Aegypten und die Ereignisse am Sinai, ferner den Anfang der Gesetzgebung, das dritte die auf die Leviten und Priester vornehmlich sich beziehenden Gesetze und den Opferdienst, das vierte den Abschluß der Gesetze und die Wüstenwanderung des Volkes, das fünfte eine Wiederholung der Gesetze und fromme Mahnungen

an das Volk enthält. Mit den Worten: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde" — mag die Wissenschaft gegen diese Kosmogonie noch so laute Einwendungen erheben — beginnt für uns eine Reihe von Geschichten, die wir stets mit gleicher Liebe und mit hohem Interesse lesen, die uns in die großen Geheimnisse einer mächtigen Urwelt führen, deren Phantastik unsere Sinne erregt und uns mit jenen erhabenen Schauern erfüllt, die den eigenthümlichen Eindruck des Bibelwortes ausmachen.

Das Paradies thut sich vor uns auf. Wir folgen der einfachen, in ihrer Naivetät erhabenen Darstellung, die dem Urzustand der ersten Menschen so wunderbar angemessen erscheint. Wir hören die Schlange zischen, wir lauschen den Klagen Kains, die Sintfluth rauscht an uns vorüber, die Arche Noahs taucht aus der Verderbniß empor, wir staunen den Thurmbau von Babel an und mit athemloser Spannung folgen wir dem Leben der drei Erzväter, die als Vorbilder ihres Stammes galten, wie die Griechen die Helden der homerischen Gesänge als ihre Vorbilder ansahen, dem hochsinnigen Heerdenfürsten Abraham, dem einfachen Isaak, dem muthigen Jacob. Eine der lieblichsten Erzählungen, die Geschichte Josephs, zieht an uns vorüber und mit dem Segen des sterbenden Stammvaters Jacob schließt der erste Theil jener großen Epopöe wirksam ab.

Nun tritt Mose vor uns auf, als Jüngling zuerst, dann als Mann, als „Mann Gottes", wie ihn der Meißel Michel Angelos künstlerisch verherrlicht hat. Im hellen Morgenlicht der Geschichte, wie im romantischen

Halbdunkel der Poesie, im Zwiegespräch mit seinem Gott und seinem Volke, welches er unter Wundern und Zeichen aus den Fesseln Mizrajims erlöst und auf wundersamen Zügen durch die Wüste geleitet hat. Dieses ganze Leben für sich allein ist wiederum ein Epos von grandioser Erhabenheit und hinreißender Farbenpracht! Auf dem Horeb beginnt seine Sendung, auf dem Sinai erreicht sie ihren Höhepunkt, auf dem Nebo ist sie vollendet. Aber welch' reicher Lebensinhalt liegt zwischen diesen drei Bergen, bis Mose, der Knecht des Herrn, starb im Lande Moab nach des Herrn Befehl. „Und Er begrub ihn im Thal, im Lande Moab, und kein Mensch kennt sein Grab bis auf diesen Tag". Dazwischen liegt das ganze große Gesetz, 613 Ge- und Verbote, die das Leben des Volkes nach allen Seiten hin regeln und den Bau eines socialen Staates begründen sollten, der auch noch der modernen Politik als ein fernes Zukunftsideal erscheint. Dazwischen auch liegen die Kreuz- und Querzüge durch die Wüste, die Reden, Ermahnungen und Lieder des Mose, der, da er aus der Poesie in die Geschichte übertritt, zu einer Riesengestalt sich emporhebt, wie die Geschichte der Welt kaum eine aufzuweisen hat. Es ist eben die Zeit der Helden, die uns in diesem Buche geschildert wird.

Was Mose nicht beschieden war, nämlich das gelobte Land zu erobern, das sollte Josua vollenden, in dem er die Kanaaniter bekämpfte und besiegte. So schließt die Erzählung von ihm sich ergänzend an den Pentateuch an. Eng verknüpft ist mit derselben das

Buch der Richter, das vom Tode Moses bis zum Tode Josuas reicht, neue Kämpfe mit den Kanaanitern schildert und verschiedene andere Episoden enthält. In dem Buche Samuel, das ursprünglich aus zwei Büchern entstand, und erst im 16. Jahrhundert wieder in zwei Bücher getheilt wurde, wird die Geschichte Israels von den Zeiten des Propheten Samuel bis in die Tage der Königsherrschaft hinein weiter erzählt. Er selbst, Samuel, ist eine edle und imposante Erscheinung; zwei Helden, Saul und David, salbt er selbst zu Königen über Israel. Die Bücher der Könige erzählen die Geschichte aller Könige nach David bis zur Wegführung des Volkes ins Exil; sie beginnt also mit der Thronbesteigung Salomonis und geht bis zum Untergang des Reiches. Ein frisches Culturleben beginnt nun für Israel, ein Weltverkehr von großer Bedeutung, der die Blüthe der Kunst und Wissenschaften im Gefolge hat. Unter seinem Sohne Rehabeam wird das Reich getheilt. Jerobeam tritt an die Spitze Israels und Rehabeam bleibt nur der Stamm Juda, Jerusalem und das Land Benjamin treu. Von nun an stehen sich zwei Reiche feindlich gegenüber, Israel und Juda. Deren Schicksale bis zu der Auflösung erzählen die Bücher der Könige bald mit epischer Breite und Behaglichkeit, bald mit chronologischer Kürze. In die Periode nach dem babylonischen Exil, eine Zeit neuen religiösen Aufschwungs, fallen die letzten historischen Bücher der Bibel, das Buch der Chronik, sowie die beiden Bücher Esra und Nehemia, die wahrscheinlich früher ein Ganzes bildeten und noch

einmal die Geschichte von der Schöpfung bis zur Neubegründung des jüdischen Gemeindelebens durch die letztere erzählt.

Eine Reihe dichterischer Erzählungen folgt als bescheidene Nachzügler, die erste, das liebliche kleine Buch Ruth, eine echte und rechte Dorfgeschichte, die uns in freundlich idyllischer Weise schildert, wie die Moabiterin Ruth, die Urgroßmutter des Königs David, mit ihrer Schwiegermutter nach Betlehem zog und sich dort verheiratet, die zweite, das Buch Jona, des Propheten, der den Befehl Gottes erhalten hat, nach Ninive, der großen Stadt, zu gehen und hier Buße zu predigen, die dritte, das eigenthümliche und schwer zu deutende Buch Esther, dessen Inhalt wohl allgemein bekannt ist. An die historischen schließen sich die poetischen Bücher der Bibel; herrliche Lieder, treffliche Sprüche, poetische Gebete sind auch in den historischen Werken enthalten. Die erste Sammlung aber enthält der Psalter, der 150 Psalmen in fünf Büchern umfaßt. In das Reich der didaktischen Poesie führen uns die Sprüche Salomonis, während das Hohelied ein dramatisches Idyll der sturmgewaltigen Liebe, voll kindlicher Einfalt und Zartheit der Empfindung, voll Kühnheit der Bilder und Gluth der Gefühle, voll inniger Liebe und Schwung der Phantasie, darstellt. Ernst und dumpf hebt sich von diesem Drama des Liebesfrühlings jenes gewaltige Lehrgedicht ab, das unter dem Namen Hiob bekannt ist und von jeher alle Bibelforscher angelegentlichst beschäftigt hat. Demselben Kreise und derselben poetisch-didaktischen

Richtung gehört auch der allerdings einer späteren Zeit und fortgeschritteneren Weltanschauung zuzuschreibende Prediger Salomonis Koheleth an. Mit ihm schließt der Kreislauf der biblischen Poesie, die nur noch in den Klageliedern ein nationales Echo weckt, welche von der Tradition auf den Propheten Jeremia zurückgeführt werden.

Zu den ersten Offenbarungen des Genius der Weltpoesie gehört all das, was wir in diesem „Buch der Bücher" als Dichtkunst der Hebräer kennen lernen.

Eine merkwürdige Kunst liegt in dieser lieblich-naiven Poesie, eine seltsame Kraft, eine tiefe Wahrhaftigkeit, eine innige Begeisterung und eine Vertiefung der Naturanschauung, wie sie sonst im Alterthum nur selten noch zu finden ist.

Es ist natürlich, daß diese Dichtung fast durchweg als eine religiöse auftritt. Die Einheit Gottes, seine Macht und Pracht, wird vor Allem in begeisterten Tönen gepriesen. Aber auch Volkslieder von unmittelbarer Kraft der Empfindung, nationale Hymnen, patriotische Gedichte, Lieder der Liebe, des Weins, der Freude am Leben und an der Natur üben einen unvergänglichen Reiz aus, so oft wir das heilige Buch aufschlagen, das nach dem schönen Wort Goethes uns nur deshalb gegeben wurde, „damit wir uns daran wie an einer zweiten Welt versuchen, uns darin verirren, aufklären und ausbilden mögen."

Die Zeit der nationalen Größe Israels wurde auch die Blüthezeit der hebräischen Dichtung. Aber die Poesie eines Volkes ist ja nicht nur die Blüthe seiner Cultur, sondern meist auch der Urquell seines geistigen Lebens. Von der hebräischen Poesie gilt dies im weitesten Umfang. Sie wandert mit diesem Volke auch ins Exil und sie kehrt wieder mit ihm zurück auf den Boden der Heimat. Sie ist also im wahren Sinne des Wortes eine national-religiöse Dichtung, insofern der Glaube an Gott, den Herrn der Welt und den Lenker der Geschicke Israels, ihr Grundzug ist und das Gefühl der Andacht alle ihre Schöpfungen durchzieht.

Und neben diesen großen Dichtern finden wir in der Bibel die erhabenen Propheten, die in der gesammten Literatur des Alterthums nicht ihres Gleichen haben! Keine Wahrsager oder Seher, sondern erhabene Demagogen, gottbegeisterte Volksredner, die das Wort des Herrn der Gemeinde verkündeten, die die Ideen des Geistes und der sittlichen Freiheit des Menschen einer entarteten Zeit predigten. Ihr Glaube an die Zukunft der Menschheit ist ein heiliger und unzerstörbarer. Mit markiger Energie schildert Jesaja diesen heiligen Völkerfrieden, mit glühender Phantasie Ezechiel, mit zarter Innigkeit Jeremia, mit religiöser Wärme Habakuk und die anderen Propheten, die allesammt desselben Geistes voll sind und dadurch nicht nur ihrer Zeit, sondern den Jahrhunderten voraus eilten und als gotterfüllte Seher derer lebten, die da kommen werden.

Der letzte der Propheten Israels ist Maleachi. Sein priesterliches Ideal ist das „des Mannes, in dessen Munde die Lehre der Wahrheit lebt und von dessen Lippen nicht Unrecht kommt, der in Frieden und in Rechtlichkeit wandelt vor Gott und Viele zurückführt von Fehl". Mit der Mahnung, das Gesetz Gottes, Israels Palladium, zu bewahren, schließt der letzte der Propheten seine Weissagungen ab: „Gedenket der Lehre Moses, meines Knechtes, die ich ihm gegeben auf Horeb, für ganz Israel Satzung und Recht! Siehe, ich werde euch senden den Propheten Elijahu, ehe da kommt der Tag des Herrn, der große und furchtbare; er wird die Herzen der Väter bekehren zu den Kindern, und die Herzen der Kinder wieder den Vätern zuwenden!" Es ist ein feiner poetischer Zug, daß der letzte der Propheten mit der Erinnerung an den ersten seine Wirksamkeit abschließt, und daß die prophetische Literatur mit einem Ausblick in die messianische Zeit, welche das prophetische Ideal erfüllen soll, ihr Ende erreicht.

Das heilige Buch, in dem die ehrwürdigen Reste dieser Dichtung gesammelt sind, konnte wohl die Grundlage einer großen Literatur werden. Seiner höheren Einsicht mußte sich in Zukunft Alles unterordnen; es wurde Richtschnur des Lebens und Spiegelbild des Schaffens für die Nation, deren Schicksale mit den Schicksalen dieses Buches besonders eng verknüpft waren. Es ist nicht bekannt, wie die biblischen Schriften zu einem Ganzen, zu einem „Kanon" vereinigt wurden, auch nicht wann! Man nimmt wohl mit Recht an, daß dies

etwa 200 bis 150 Jahre v. Chr., und zwar von den Schriftgelehrten, Soferim, geschehen ist. Die erste griechische Bibelübersetzung, zugleich die erste Uebersetzung in der Weltliteratur — Septuaginta, nach der Fabel von den 70 oder 72 Uebersetzern, die unter Ptolemäus Philadelphus in Alexandria das Werk übersetzt haben sollen, genannt — enthält schon den Pentateuch, die Propheten und alle übrigen Schriften der Bibel.

Damit beginnt die zweite Periode der jüdischen Literatur, die man die „jüdisch-hellenistische“ nennen kann. Die hebräische Sprache hört auf, Volkssprache zu sein, sie ist fortan nur noch heilige und Gelehrtensprache. Der jüdische Geist hat zum ersten Mal sich mit dem griechischen begegnet. Sem und Japhet haben sich brüderlich in die Arme geschlossen oder sind einander feindlich gegenüber getreten. Jedoch während die Lehren von Hellas in das unterjochte Palästina eindrangen, seine Philosophie zum Abfall reizte und man sogar eine gewaltsame Einführung des Heidenthums versuchte, entfaltete sich der jüdisch prophetische Geist vor den erstaunten Philosophen. Man trat mit dem Schwert und mit dem Wort für das Judenthum in die Schranken; die Volkssprache, das Aramäische, dem das Griechische in mancherlei Substantiven seine Siegel aufgedrückt hatte, ließ keine Berührung griechischer Zeitwörter zu und endlich untergrub Israels Wahrheit, in der Gestalt der Lehre Christi, den stolzen heidnischen Bau. Das ist die treffendste Chrakteristik jener Literaturperiode, die etwa drei Jahrhunderte bis 100 oder 150 n. Chr. umfaßt, die aber für die Entwickelung

der jüdischen Literatur nicht gerade von nachhaltigem Einfluß gewesen ist. In diesen Zeitraum fallen sämmtliche Apokryphen, die bereits in griechischer Sprache vorgefunden und deshalb nicht mehr dem Kanon des Alten Testaments einverleibt wurden. Also die Weisheitssprüche des Sohnes Sirach, die Weisheit des Salomonis, das Buch Baruch, das Buch Tobit, die Geschichte von der heldenmüthigen Judith, das dritte Buch Esra, die Zusätze zum Buche Esther und Daniel, die vier Makkabäerbücher. In ästhetischer Hinsicht gehören diese Schriften zum Theil der didaktischen Poesie, zum Theil der historischen Literatur an.

Es weht wohl ein fremder und nicht mehr der lautere biblische Geist durch die meisten dieser Schriften; in ihren geschichtlichen Partien tragen sie stark den Charakter des Legendenhaften, ja, man kann den Unterschied absichtlich fingirter Geschichte von wahrer und echter nicht anschaulicher versinnlichen als in dem Verhältniß der Apokryphen zu den biblischen Geschichtsbüchern; indes hätte trotzdem Manches aus diesem Schriftthum schon wegen seines religiösen Charakters höhere Beachtung verdient, vor Allem die Weisheitssprüche des Josua ben Sira, deren ethischer Werth sie unmittelbar neben die heilige Schrift stellt. Eines der schönsten Denkmale der alten jüdischen Literatur ist das Buch Judith. Dieses Heldenweib ist eine jüdische Jeanne d'Arc geworden und geblieben, die nicht nur die Poesie ihres Volkes, sondern auch die spätere fortgeschrittenere Zeit in künstlerischen Gebilden verherrlicht hat. Die meisten anderen Schriften sind der

messianischen Erwartung gewidmet; über der ganzen Literatur lagert ein Hauch dumpfer Schwüle wie vor einem nahen Sturm und ebenso ein Geist schmerzlicher Resignation, wie er die Menschheit in einer Zeit durchzucken mochte, da die alten Religionen sich ihrem Untergang zuneigten und auf ihren Trümmern sich ein neuer Glaube erhob, gegen dessen siegreiche Gewalt die einst so innig verehrten Götter zu völliger Farblosigkeit erbleichen mußten.

Mit Recht hat man diese Apokryphen dem goldenen Ring verglichen, der das Neue Testament mit dem Alten Bunde vereinigt. Der Mittelpunkt des geistigen Lebens war jetzt nicht mehr Palästina, sondern Alexandria in Aegypten, wo damals etwa 300.000 Juden lebten. Nach ihnen hat man diese Literatur auch die jüdisch-alexandrinische genannt.

Ihr gehören die besten Neuplatoniker an, vornehmlich Philo, von dem die allegorische Bibelauslegung und eine jüdische Religionsphilosophie datirt, Aristeas, der Pseudophokylides, sodann auch jüdische Schöngeister, wie Ezeklios, der Dramatiker, Jason, Philo der Aeltere, Aristobul, der Verbreiter der aristotelischen Philosophie, Eupolemos, der Historiker, und schließlich wohl auch die jüdische Sibylle, die, um die Wahrheiten des Judenthums zu verkünden, sich der Orakelform des Heidenthums bedienen und ihre apokalyptischen Visionen in griechischen Bildern verkünden muß. Mit biblischen Phrasen und prophetischem Schwunge weissagte diese Sibylle die Zukunft Israels und der Völker, die zu ihm je in

Beziehung getreten. Der Sturm der Zeit hat fast alle diese Erzeugnisse verweht und von der gesammten Literatur des jüdischen Hellenismus nur spärliche Ueberreste verschont. Aber auch aus diesen dürftigen Zeugnissen einer merkwürdig bewegten und wild erregten Zeit erkennen wir den seltsam eigenartigen Geist, der die jüdisch-hellenistische Literatur durchwehte, die neben treuer Wahrung der religiösen Ueberlieferung, eine höhere geistige Auffassung des Gesetzes und eine philosophische Durchdringung des Bibelwortes anbahnte, die endlich das Judenthum gegen die Angriffe der Heiden zu vertheidigen suchte.

Die bedeutendste Erscheinung der Zeit ist sicher der Jude Philo, in dem sich der jüdische Hellenismus mit allen seinen Vorzügen und Fehlern vereint. Er bringt die Theosophie, welche sich aus orientalischer und griechischer Philosophie zusammensetzt, in ein vollständiges System und seine allegorische Bibelauslegung zeugt von reifem Geiste ebenso wie von frommem Glauben. Die Idee Gottes trägt bei ihm ein scharfes philosophisches Gepräge. Er ist der Schöpfer aller Dinge. Als Schöpfer der Welt tritt er aber aus seiner Selbstheit heraus und identificirt sich mit dem Logos der das Mittelglied zwischen den beiden göttlichen Eigenschaften, der Macht und Güte, bildet. Eine fernere Entwickelung dieses Systems war auf dem Boden des Judenthums kaum noch möglich, dagegen fand sie auf einem anderen Boden statt und die Ausläufer seiner Logos-Idee haben auch noch im Mittelalter die philosophische Weltanschauung befruchtet.

Daß diese geistige Strömung später in das Christenthum einmündete, lag wohl hauptsächlich an den fremden Elementen, die sie allmählich in sich aufnahm und mit ihren hergebrachten Anschauungen nur zu willig assimilirte.

Daneben aber wirkte still und nachhaltig in Palästina das Bibelwort, und seine Erläuterung und Erforschung ist das Erbgut der Jakobsgemeinde, die sich von den Sirenenklängen des Hellenismus nicht hat umgarnen lassen. Diese Forschung — Midrasch genannt — theilt sich allmählich in Halacha, welche die gesetzlichen Bestimmungen der Lehre ordnet und festsetzt, und Hagada, welche das Bibelwort nach erbaulichen, geschichtlichen, ethischen und historischen Motiven bearbeitet. Beide Geistesrichtungen setzen die Arbeit des Gesetzes und der Prophetie fort. Die Halacha umfaßt sowohl die überlieferten, das Wort der Schrift ausführenden Satzungen, die als mündliches Gesetz neben dem schriftlichen parallel laufen, als auch die Discussionen, welche die endgiltige Feststellung dieser Satzungen in den Akademien und Lehrhäusern hervorgerufen. Die Hagada dagegen enthält Sagen, Legenden, Märchen, Gnomen, Gleichnisse — sie ist der poetische Theil, jene der legislatorische der talmudischen Literatur, in deren weite Hallen wir nun eintreten und die den gewichtigen dritten Zeitraum des jüdischen Schriftthums fast ein Jahrtausend hindurch ausfüllt.

* * *

Es versteht sich von selbst, daß sich diese Perioden in Wirklichkeit nicht so genau abgrenzen lassen, als dies

eine schematische Uebersicht glauben machen könnte. So steht an der Schwelle dieses Zeitabschnittes der berühmte jüdische Historiker, Josephus Flavius, begeisterter Jude und Römerfreund zugleich, der die Geschichte seines Volkes in griechischer Sprache schreibt, eine Gestalt so seltsam wie das Zeitalter selbst, das unter dem Hohngelächter eines Lucian die alte Götterwelt des Olymps zusammenstürzen, den Tempel zu Jerusalem in Flammen aufgehen und die neue Lehre des Zimmermannssohns zu Nazareth erstehen sah!

Gegenüber jener Zwittergestalt stehen die Koryphäen der talmudischen Literatur in hellem Glanze da, ein Hillel und Schamai, Jochanan ben Sakkai, Gamaliel, Josua ben Chanania, der berühmte Akiba, sodann später Jehuda der Fürst, ein Freund des philosophischen Kaisers Mark Aurel, der Redacteur der Mischna, des maßgebenden Gesetzcodex, der sich von allen Mischna-Sammlungen allein in Geltung erhalten hat, ferner Meir, der Fabeldichter, Simon ben Jochai, dem später fälschlich die Begründung der Mystik — Kabbala — zugeschrieben wird, ferner Chija, Rab, Samuel, als Arzt wie als Gesetzeslehrer gleich hervorragend, Jochanan, der vermeintliche Redactor des jerusalemischen Talmud, Asche und Abina, von denen der Erstere wahrscheinlich der Redactor des babylonischen Talmud gewesen ist, der im Gegensatz zu dem jerusalemischen Talmud unter den Juden allein Geltung behalten hat, ohne daß je ein kanonischer Abschluß dieses Werkes erfolgt wäre.

Ihrer inneren Entwickelung nach zerfällt die Periode der talmudischen Literatur in vier große Zeiträume, die sich eng anschließen an die Entwickelung des Gesetzesstudiums. Die erste Epoche ist die der Tannaïm, die sich etwa von dem Untergang des jüdischen Staates und der Constituirung der Hochschule zu Jabneh bis zu Jehuda I. über zwei Jahrhunderte erstreckt. Hatte man schon vorher die hervorragenden Gesetzeslehrer, die auf die methodische Entwickelung des Lehrbegriffes Einfluß ausübten, Tannaïm genannt — seit Simon, dem Gerechten — so fängt die historische Berechtigung dieser Epoche doch eigentlich erst mit Jochanan ben Sakkai, dem großen Lehrer, der nach der Zerstörung das Judenthum neu belebt hat, an. Sie umfaßt vier Geschlechter und findet ihren Ausdruck und Abschluß in der Mischna.

Die zweite Epoche umfaßt die Zeit der Amoraïm, der Sprechenden. Vom Abschluß der Mischna und der Gründung der großen Akademien in Babylon bis zum Abschluß des Talmuds, in welchem Riesenwerk die Amoräer ihre und aller vorangegangenen Zeiten geistige Arbeit niedergelegt hatten. Man berechnet diese Epoche von sechs Amoräergeschlechtern im Ganzen ungefähr auf drei Jahrhunderte.

Nach Vollendung des Talmuds heißen die Forscher und Gesetzeslehrer nur noch Saboraim, d. h. Meinende. Die Lehrenden haben die Sprechenden und diese die Meinenden bescheiden abgelöst. Ihre Wirksamkeit erstreckt sich etwa vom Abschluß des Talmuds durch anderthalb Jahrhunderte.

Ihnen folgen die Gaonim, Gesetzeslehrer, welche den Stolz und die Zierde Israels in der Diaspora bildeten. Der charakteristische Ausdruck dieser Epoche ist eine erhöhte sammlerische und ordnende Thätigkeit nach verschiedenen Richtungen hin.

Etwa zwanzig Geschlechter haben unausgesetzt und ungetheilt an jenem Riesenwerke geschaffen, Lehrer und Schüler, Fürsten und Handwerker, palästiniensische und babylonische Juden haben mit voller Liebe und gleicher Aufopferung an dem Talmud gearbeitet.

Der Talmud! Das Wort schreibt sich so leicht hin, es ist so populär geworden und doch so schwer zu erklären. Mit einer Zeitung hat man ihn verglichen, auch mit den Sitzungsprotokollen einer großen Akademie der Wissenschaften — und mit noch vielen anderen Werken, ohne das Richtige zu treffen. In seiner merkwürdigen und seltsamen Eigenart läßt sich der Talmud auch einem modernen Sinn gar nicht völlig klar machen, und nur zu gut begreife ich den Dominikaner des 16. Jahrhunderts, Henricus aus Siena, der ihn für einen Rabbiner gehalten und eine gelehrte Auseinandersetzung darüber mit den Worten beginnt: „Ut narrat Rabbinus Talmud!"

Aeußerlich ist der Talmud das Resultat einer mehr denn sechshundertjährigen eifrigen Gedankenarbeit, ein fortlaufender Commentar zur Mischna, allerdings nicht methodisch und systematisch, sondern frei und ungezwungen, wie die Discussionen über das Gesetz der Bibel in den Lehrhäusern es ja auch waren. Ein erstaunlicher Scharfsinn, eine haarspaltende Subtilität kennzeichnet diese Dis-

cussionen. Neben den größten und bedeutendsten Gedanken finden sich die abenteuerlichsten Recepte und eigenthümlichsten Lehrmeinungen, die erhabenste Weltanschauung und die größte Kleinlichkeit, dazwischen poetische Erzählungen, anmuthige Legenden, pikante Historien und eine Unzahl geistvoller Sinnsprüche. Ja, es ist das merkwürdigste Literaturdenkmal in Bezug auf seine Schicksale; denn nie ist ein Buch so gehaßt und verfolgt, so verkannt und verachtet, hinwiederum so gepriesen und gefeiert, und vor Allem so wenig verstanden worden wie dieser arme Talmud.

Für die Juden und ihre Literatur ist er allerdings von unermeßlicher Bedeutung gewesen. Man darf es wohl aussprechen, ohne begründeten Widerspruch erwecken zu dürfen, daß der Talmud das Judenthum geradezu erhalten hat! Es ist wahr, daß die Beschäftigung mit dem Talmud eine große Geisteskraft über Gebühr absorbirt und den Juden eine einseitige Verstandesrichtung gegeben hat, aber nicht minder wahr ist es, was ein Literarhistoriker mit Recht behauptet: „Wo es in Folge der Ungunst der Zeiten an allgemein wissenschaftlicher Thätigkeit fehlte, wo überhaupt der Jude vom öffentlichen politischen Leben ab- und ausgeschlossen war, da erhielt das Talmudstudium den jüdischen Geist frisch und arbeitsfähig; es entzog ihn der Gefahr, in unfruchtbarer Grübelei oder in geistiger Apathie zu versinken. Talmudstudium und Mystik standen sich meist feindlich gegenüber; dagegen haben die bedeutendsten Kenner des Talmud in besseren Zeiten auch auf wissen-

schaftlichem Gebiete namentliche Erfolge erzielt. Wenn es dem Juden gelungen ist, die schwersten Zeiten zu durchleben, seinen Glauben den härtesten Anfeindungen gegenüber zu erhalten, und bei dem ersten Lichtstrahle, der in das abgelegene Ghetto gelangte, mit bewunderns-würdiger Elasticität an den geistigen Arbeiten seiner Zeit sich zu betheiligen, so verdankt er das zum größten Theile den talmudischen Studien."

Und in diesem vielverkannten Talmud und neben ihm im Midrasch erblühte die Blume der Hagada . . .

„Wo die schönen alten Sagen,
Engelsmärchen und Legenden,
Stille Märtyrerhistorien,
Festgesänge, Weisheitssprüche,
Auch Hyperbeln gar possirlich —
Alles aber glaubenskräftig,
Glaubensglühend — — — O das glänzte,
Quoll und sproß so überschwänglich . . .

Und des Knaben edles Herze
Ward ergriffen von der wilden
Abenteuerlichen Süße,
Von der wundersamen Schmerzlust
Und den fabelhaften Schauern
Jener seligen Geheimwelt,
Jener großen Offenbarung,
Die wir nennen Poesie . . ."

War die strenge Halacha dem eisernen Bollwerk verglichen um das jüdische Gesetz, für das Jeder aus diesem Volke, dessen Ahnen den Sinai umstanden, den letzten Blutstropfen willig und freudig hingeopfert hätte, so

erschien die freundliche Hagada als ein Labyrinth von üppig duftenden Rosengärten innerhalb der Ringmauern des Talmud. Eine Erzählung aus dem Midrasch versinnlicht das Verhältniß zwischen beiden in sehr liebenswürdiger Weise: Zwei Rabbinen, Chija bar Abba und Abbahu, der Erstere ein Halachist, ein Hagadist der Andere, kamen zufällig einmal zusammen in eine Stadt und hielten dort ihre Vorträge. Die Menge drängte sich um den Letzteren, und Chija blieb mit seiner Halacha fast vereinsamt. Da tröstete der Hagadist den gekränkten Rabbi mit folgendem Gleichniß: Zwei Kaufleute kommen in eine Stadt und bieten ihre Waare feil. Der eine legt Perlen und köstlich Gestein aus, der andere bunten Schmuck — ein Kettlein, ein Ringlein, ein Bändchen. Zu wem wird sich das Volk drängen? — Vormals, da des Lebens Fristung noch nicht bittere Nothwendigkeit war, hatte es wohl Muße für das tiefe Wort der Lehre, jetzt bedarf es der Erheiterung durch Segnungen und Tröstungen!

Die Freiheit, die in der Hagada liegt, bildet den wesentlichen Theil ihres Reizes. Sie war nicht an Formen und Worte gebunden wie die Halacha. Sie war frei, wie alle Poesie es sein muß, um voll auszuklingen. Ihr gehörte die ganze Bibel mit allen ihren Tönen und Farben, und diese ganze Bibel wurde ihr eine unendliche Reihe von Themen für die wunderbarsten und kapriciösesten Variationen. Emanuel Deutsch, ein genauer Kenner des Talmuds wie des Midrasch, schildert die Arbeit der Hagada in folgender Weise: „Jeder Vers

(der Bibel) und jeder Theil eines Verses konnte ihr Rahmen werden für Himmel und Erde — es bedurfte nur eines Wortes, das sie irgendwo bedeutungsvoll anmuthete — sie schaute hinein, tief und tiefer, und wie aus purpurnem Meeresgrunde stieg herauf die Fülle ihrer Geschichte, die sie ahnte und träumte — die ganze versunkene Pracht Zions, der Berg Moria mit des Tempels unsagbarer Herrlichkeit, die Priester im hochheiligen Wachedienste waltend, der Leviten jauchzende Chöre, der Seher leuchtende Schaar, die Könige mit glühenden Kronen, der Väter und Mütter bleiche Gestalten — Jerusalem, die heilige, in Trümmern — einsam sitzend zur Nacht, weinend und immerfort weinend das Zion endlich am Ende der Tage, da glorreich Jehovas Banner wieder wallet von seinen Bergen, da alle, alle Völker hinströmen, einmüthiglich, um dem einen einzigen Gotte zu dienen — Alles das und noch viel vielmehr. Aber als ein banger Schlußchor tönte es immer und immer wieder dazwischen: An den Wassern Babels saßen wir und weinten — unsere Harfen hingen an den Trauerweiden . . ."

Daß in diesem Midrasch des Heiligthum alter jüdischer Volkspoesie, eine Art Collectivliteratur ohne Gleichen, geborgen, ist nach dieser Schilderung klar.

Aber in dieser Poesie liegen auch die Keime unseres G e b e t = R i t u a l s. Ernst und feierlich spricht uns Alles an, was in dieses Gebiet gehört. Die Feier des Tempeldienstes mit ihrer Andacht und Schaugepränge (Aboda) bildet den Ausgangspunkt dieser Poesie.

Kunstgedichte sind ausgeschlossen; nirgends findet sich ein Beispiel bewußter Verarbeitung eines poetischen Stoffes. Die Lieder sind noch freie Kinder der Natur, schlichte, quellhelle, schmucklose Gebetsformeln, überlieferte Legenden, sagenhafte Erzählungen. Nur selten erhebt scheu und verschämt ein lyrisches Knöspchen sein Haupt; aber die latente Poesie der Hagada ist von größerem Werth und tieferer Bedeutung als die schüchternen Ansätze einer Kunstpoesie. Ihr Hintergrund ist allemal die Herrlichkeit Ziens, ihm gelten Klage und Schmerz, ihm wendet sich alle Hoffnung zu. Der Psalmvers „Wenn ich dein vergäße Jerusalem" bleibt der Refrain, der von nun an wie ein rother Faden sich durch diese ganze Dichtung zieht, mag sie nun Israel der Rebe, der Olive oder der Taube vergleichen, mag sie die Lehre Ziens als das Licht oder als die Rose preisen, mag sie von froher Jugend und vom hilflosen Alter, vom Glück des Lebens und seiner Vergänglichkeit sprechen, mag sie nach dem ersten Liede suchen, das ein Mensch zu Ehren Gottes angestimmt, oder nach dem ersten Gebet, das eine Frau in ihren Herzensnöthen zum Allerbarmer gerichtet, mag sie den Völkern ihre Jubellieder verweisen, da Israel sich in Meereswogen befindet, oder mag sie dem Rath des kühnen Sehers folgen und durch diesen ihrem armen Volke zurufen: „Geh hin und ruhe, bis das Ende kommt, daß du aufstehest in deinem Theil am Ende der Tage; denn siehe, die unter der Erde geschlafen haben, werden erwachen, die die Viele zur Erkenntniß führten, werden leuchten wie des Himmels

Glanz und die zum Guten wirken können, werden strahlen wie der Gestirne hell leuchtende Schaaren!"

In Verbindung mit dieser Poesie, die im Midrasch gesammelt ist, wird auch die Liturgie des Judenthums weiter ausgebaut; es bildet sich ein höherer Stil aus, der in seinen schlichten Formen der Sprache der biblischen Gedichte am nächsten kam und in seiner ergreifenden Wirkung mitten zwischen den großen Traditionen der Psalmenlyrik und den Neubildungen gottesdienstlicher Poesie steht, die das religiöse Bedürfniß späterer Geschlechter erzeugt hat. Man nennt diese Poesie vom Abschluß der Bibel an die neuhebräische, im Gegensatz zu der in der Bibel gesammelten althebräischen Poesie.

Mehr als tausend Jahre hat diese anonyme Volkspoesie gewebt und geschaffen — und viele umfangreiche Werke wurden später — mit verschiedenen Zusatztiteln — Midrasch Rabba, Pesikta, Tanchuma u. s. w. — davon gesammelt. Etwa um das Jahr 700 — also lange nach Abschluß des Talmud — begann diese Sammelarbeit, die uns unmerklich in die vierte Periode der jüdischen Literatur hinüberleitet, in das große Goldzeitalter derselben, das ungefähr vom 9. bis zum 11. Jahrhundert währt und nach dem Gesetze alles menschlichen Schaffens und Seins: Keim, Blüthe und Verfall in sich trägt.

* * *

Der Schauplatz dieser Periode ist Vorderasien, Afrika, zum Theil Italien und Frankreich, hauptsächlich aber Spa-

nien, wo die Araber ein reiches Culturleben entfalteten, das bekanntlich für unsere ganze Bildung von unschätzbarer Bedeutung geworden ist. „Zum zweiten Mal werden die Juden in eine große nationale Strömung mit hineingezogen und zweihundert Jahre nach Mohammed sprachen die Juden in Kairowan und in Bagdad eine und dieselbe Sprache, nämlich arabisch; die Sprache ward nun abermals die Vermittlerin zwischen der jüdischen und einer Weltliteratur, und die höheren Geister der beiden Nationen wirkten durch sie aufeinander ein. Die Juden schrieben für ihre Brüder arabisch wie einst griechisch, und wie damals entwickelte auch jetzt die Cultur der Herrschenden sowohl in ihren Nachahmungen als in ihren Gegensätzen eine gleiche unter den Juden." Nur mit dieser letzteren können wir uns hier beschäftigen, so interessant es wäre, den Resultaten jenes bedeutungsvollen Vermittelungsprocesses nachzugehen. An der Schwelle dieser Periode steht auch diesmal eine bedeutende Erscheinung, der Denker Saadia, ein Schriftsteller und Religionsphilosoph ersten Ranges, ein Grammatiker und Dichter von großer Begabung.

Seine Zeit ist durch den Kampf mit einer neu erstandenen jüdischen Secte, den Karäern, die seit dem Auftreten Anans ihre Angriffe gegen das talmudische Judenthum begonnen, reichlich ausgefüllt. Die Parole Anans: „Forschet fleißig in der Schrift" fand lebhaften Anklang in jüdischen Kreisen. Es ist ein Verdienst der Karäer, die ja später in ihren Dogmen versteinerten, daß sie zu jener Zeit das Studium der

Schrift wieder in den Vordergrund stellten, daß sie Exegese und Religionsphilosophie trieben, und daß sie die Vertreter des rabbinischen Judenthums durch ihre Polemik zu wissenschaftlichen Arbeiten zwangen. In Saadja erstand ihnen ein überlegener Gegner. Sein Princip auf philosophischem Gebiete ist die Vermittelung und Ausgleichung der einander feindlich gegenüber stehenden Ideen; nur gegen die Karäer kennt er keine Schonung, gegen sie geht er mit den schärfsten Waffen der Polemik vor, die von ihnen natürlich, wenn auch nicht mit gleichem Geschick, so doch mit nicht geringerer Schärfe aufgenommen ward.

Saadja war aber auch der erste arabische Bibelübersetzer unter den Rabbinen. Von seiner Uebersetzung und den Commentaren sind nur einzelne Theile gedruckt. Freiheitsliebend und wahr, wie er im Leben gewesen, so hat er auch das Schriftwort in der Uebertragung so frei und unbefangen behandelt, wie es ihm die „Zierlichkeit arabischer Rede" zu erfordern schien; er stellt als obersten Grundsatz auf, „daß Alles, was in den heiligen Schriften vorkommt, nach seiner natürlichen Auffassung und einfachen Worterklärung zu verstehen sei." Dies hindert ihn jedoch nicht, vielen Stellen eine abweichende mildere Deutung zu geben. Sein Grundprincip in der Polemik faßt er klipp und klar in dem folgenden Satz zusammen: „Wir haben außer dem Bibelwort nur zwei Quellen der Erkenntniß, eine die demselben vorangeht, das ist die Quelle der Vernunft, eine, die demselben folgt, das ist die Quelle der Tradition."

Ihm folgen Scherira, dem wir die Elemente einer talmudischen Literärgeschichte zu danken haben, dessen Sohn Hai Gaon, ein strenggläubiger Gesetzeslehrer, dem berühmten Arzte, Rechtslehrer, Lexikographen, Talmudforscher und Grammatiker in reicher Fülle nachschreiten. Der Kreis, den die jüdische Literatur umschreibt, ist ein weiter und großer: er umfaßt Theologie und Philosophie, Exegese und Grammatik, Poesie und Gesetzeskunde, ja sogar Astronomie und Chronologie, Mathematik und Medicin. Und dies alles ordnet sich dem Geiste des Judenthums ein und wird von ihm inspirirt. Diese Studie müßte eine dürre Nomenclatur werden, wollte ich auch nur die hervorragendsten Gelehrten jener Zeit nennen. Ich muß mich damit begnügen, das Bild im Ganzen zu skizziren und nur die Träger der Periode namhaft machen, soweit sie der Philosophie, der Theologie oder der Poesie wesentliche Dienste geleistet haben.

Wenn man auch den Semiten die rein philosophische Gedankenarbeit kurzweg abspricht, so läßt es sich doch nicht leugnen, daß die Juden wohl zuerst die griechische Philosophie nach Europa gebracht, dort verbreitet und bearbeitet haben, ehe diese Disciplin unter den Arabern hervorragende Vertreter gefunden hatte. Indem sie dann die Philosophie vor Allem mit ihrer Religion in Einklang zu bringen und gegen die neu erstandene Secte der Karäer zu vertheidigen suchten, haben sie der aristotelischen Lehre einen ganz besonderen Charakter verliehen, wodurch diese ihnen fast zu einer

Art Nationalphilosophie geworden ist. Unbestreitbar aber theilen sie mit den Arabern das Verdienst, die philosophische Wissenschaft, während der Jahrhunderte der Barbarei erhalten und verbreitet, sowie lange Zeit hindurch auf die europäische Welt einen civilisirenden Einfluß geübt zu haben.

Daß die Juden das Gebiet der Geschichte und Literaturgeschichte nicht besonders eifrig angebaut haben, darf nicht auf Mangel an historischem Sinn schließen lassen. Vielmehr muß man dies den Leiden und Verfolgungen zuschreiben, die über sie gekommen. Noch ehe sie Zeit hatten, ihre Leiden aufzuschreiben, brachen neue über sie herein. Die Geschichte ihrer Literatur ist im Mittelalter auch ihre eigene Geschichte, deren Gang nur Blutspuren und Thränenbäche weisen. An den Quellen aber dieser Thränenströme sitzt klagend der Genius der jüdischen Poesie. „Der Orient exilirt mitten im Abendlande; aus den Thränen seines Heimwehs quillt die jüdische Poesie," sagt Franz Delitzsch sehr schön, der dieser Poesie zuerst liebevolle Aufmerksamkeit geschenkt hat.

Das Dreigestirn: Salomo Gabirol, Jehuda Halevi, Mose ben Esra — bezeichnet die Blüthe dieser Poesie. Als eine keusche Frühblüthe frommer Dichtung mögen die beiden Poeten Abitur und Adija, sowie die Dichterin Kasmune anzusehen sein, von denen der Erstere in hebräischer, die beiden Anderen in arabischer Sprache ihres Gottes Preis und ihres Volkes Leid besangen.

Natürlich hatte die jüdische Poesie vorwiegend einen religiösen Charakter. Vorwiegend, aber nicht ausschließlich. Große Denker, mit philosophischem Wissen ausgerüstete Männer, geniale Dichter haben diese gottesdienstliche Poesie des Judenthums ausgebaut. Ihr Inhalt war der Preis des Herrn und die Klage um Zion. Nie hat der Schmerz um das verlorene Vaterland brennendere Farben, tiefere Töne angenommen, als in dieser Poesie, die — nach Prophetie und Psalm — sich in Piut und Selicha gliedert. Lieder der Hoffnung und Verzweiflung, Hymnen der Rache und des Völkerfriedens, Klagen um jede einzelne Verfolgung und um die zerstörte Zionsstadt wechseln in bunter Reihenfolge ab und für den historischen Stoff, der dieser ganzen Poesie zu Grunde lag und sie zu Tage förderte, sorgten Herrscher und Priester des Mittelalters zur Genüge „im Reiche des islamischen Königs der Könige und in dem Reiche des apostolischen Knechtes der Knechte." So verlieh das Schicksal dieser Poesie einen geradezu klassischen und eminent nationalen Charakter. Was wir „homerisch" nennen, bezeichnet die Literaturgeschichte an gewissen synagogalen Liedern als „kalirisch", nach dem nahezu mythischen Dichter Elieser ha-Kalir, dem sich spanische, französische und deutsche Dichter bis in das 16. oder 17. Jahrhundert in ununterbrochener Reihenfolge anschlossen.

Der Inhalt überwältigt in diesen Dichtungen oft die Form und beherrscht dieselbe. Sie gleichen jenen gigantischen Denkmälern, die als Zeugen einer grauen

Vorzeit emporstarren, „unbewegbare, vielkantige Felsstücke, unregelmäßig, aber doch künstlich ineinander gefügt, an Mörtel und Kalk wie von Riesenhand zugebauen, daß sie ineinander greifen, räthselhaft in ihrer Bedeutung und in ihrer ganzen Erscheinung". Kalir ist nun, wie gesagt, das Vorbild der deutsch-französischen synagogalen Poesie geworden, während sich der Ritus der spanischen Juden ihm verschlossen hat. So entstehen zwei Strömungen der religiösen Dichtung nach den verschiedenen Ländern, in denen die Juden eine neue Heimath gefunden haben. Der Unterschied, wie er in diesen beiden Hauptströmungen der religiösen Poesie sich herausbildete, liegt nach einem schönen Worte von Rapoport darin, daß in den spanischen Gedichten die Seele zu ihrem Schöpfer spreche, in den französischen und deutschen Pintim die israelitische Nation aber zu ihrem Gotte bete.

Neben dieser religiösen bricht aber auch eine weltliche Lyrik hervor, die Reim und Prosodie angenommen, alle Dichtungsarten cultivirt und alle Stoffe der Poesie in ihren Kreis gezogen hat. Salomo Gabirol ist ihr erster Vertreter . . .

„Diese Nachtigall, die zärtlich
Ihre Liebeslieder sang
In der Dunkelheit der gothisch
Mittelalterlichen Nacht.

Sie, die Nachtigall, sie dachte
Nur an ihren göttlich Liebsten,
Dem sie ihre Liebe schluchzte,
Den ihr Lobgesang verherrlicht . . ."

Salomo Gabirol ist auch der erste Dichter des Weltschmerzes! „Hymnen und Gesänge, Bußlieder und Gebete, Klagegesänge und hoffnungsreiche, sehnsuchtsvolle Zukunftslieder liegen von ihm in den vielfachsten Wendungen und Formen vor. Der in diesen sich fast durchweg kundgebende Charakter ist der eines düsteren Ernstes, einer strengen, allen Glanz und allen blendenden Farbenschmuck von dem Leben schonungslos abstreifenden Herbe, sowie einer demuthsvollen, aus dem tiefen Bewußtsein der menschlichen Seele hervorquellenden Hingebung an Gott."

Aber auch ein hervorragender Denker ist Gabirol; sein „Lebensquell" wurde mit Hilfe eines getauften Juden, Johannes Avendaeth, von dem Archidiakonus Dominikus Gundisalvi im Jahre 1150 ins Lateinische übersetzt und der Namen des Verfassers in Avencebrol umgewandelt. Daraus wurde später Avicebron, und das Werk bildete ein Grundbuch der scholastischen Philosophie, ohne daß einer der Scotisten- oder Thomisten, die es priesen oder bekämpften, ahnte, daß ein Jude unter dem Namen Avicebron schlummerte. Erst der Forschung neuerer Zeit, die S. Munk anregte, war es vorbehalten, das Räthsel zu lösen und Gabirol des fremden Gewandes zu entkleiden. Und siehe da! So wenig wie die scholastischen Philosophen des Mittelalters, kann der pessimistische Philosoph der Neuzeit sich den verhaßten Juden von seinen pessimistischen Rockschößen abschütteln. Denn Gabirol ist — Schopenhauer mag sich noch so sehr

dagegen sträuben und wehren — sein Verläufer in der Lehre vom Willen vor mehr als achthundert Jahren.

Von seiner Poesie aber gilt das Urtheil Charisi's, auf den ich noch zu sprechen komme, als maßgebend: „Salomo Gabirol bezeichnet sich in seinen Dichtungen als den Kleinen — doch muß jeder Große vor ihm klein erscheinen — einen gleichen Sprachgewaltigen findet man keinen. Ihm gegenüber sind alle Dichter seiner Zeit ohne Gehalt — der Kleine allein ein Fürst an Gewalt. — Er hat die höchste Stufe der Dichtkunst erstiegen — Wohlredenheit hat ihn geboren, sie und Vernunft auf ihren Knien ihn wiegen — mit dem Purpurfaden ihn umwindend, rief sie: Zieh' aus, mein Erstgeborener, zum Siegen! — Der Vorgänger Lied war gegen das seine nichtig — kein Nachfolger gleich ihm tüchtig. — Seine Schüler waren die späteren Sänger — seines Dichtergeistes Empfänger — er blieb der König, erhaben, groß — das hohe Lied ist Salomo's."

Neben Gabirol steht Jehuda Halevi, wohl der einzig jüdische Dichter, den auch die allgemeine Literaturgeschichte kennt und dessen Schicksale uns Allen aus der poetischen Relation Heinrich Heines vertraut sind . . .

„Ja er war ein großer Dichter,
Stern und Fackel seiner Zeit,
Seines Volkes Licht und Leuchte,
Eine wunderbare große

Feuersäule des Gesanges,
Die der Schmerzenskarawane
Israels vorangezogen
In der Wüste des Exils.

Rein und wahrhaft, sonder Makel
War sein Lied wie seine Seele —
Als der Schöpfer sie erschaffen,
Diese Seele; selbstzufrieden

Küßte er die schöne Seele,
Und des Kusses holder Nachklang
Bebt in jedem Lied des Dichters
Das geweiht durch diese Gnade . . ."

In seinen Gedichten „spiegelt sich der südliche Himmel ab, aber auch die grünen Matten, die blauen Flüsse, das stürmische Meer." Seine Naturschilderungen sind erhaben und prächtig, seine Liebeslieder keusch und zart. Er preist den Wein und die Jugend, das Glück und die Geliebte, vor Allem aber sein Volk und Zion. Die Perle seiner Lieder . . .

„Ist die vielberühmte Klage,
Die gesungen wird in allen
Weltzerstreuten Zelten Jakobs . . .

Ja, das ist das Zionslied,
Das Jehuda ben Halevi
Sterbend auf den heil'gen Trümmern
Von Jerusalem gesungen . . ."

„Und die gesammte religiöse Poesie — Milton und Klopstock nicht ausgenommen — hat nichts aufzuweisen, was man höher stellen könnte als diese Zionselegie" — sagt ein neuerer nichtjüdischer Literarhistoriker. Um aber unseren Lesern ein Bild von der jüdischen Poesie überhaupt zu geben, das ihnen Wesen und Charakter derselben klarer versinnlichen wird als alle ästhetischen

Formeln, folge hier die poetische Uebersetzung dieses herzblutenden Zionsliedes:

„Zion! Hörst Du den Gruß nicht Deiner Lieben,
Der schwergefesselten, die Dir geblieben?
Den Gruß von Ost und West, von Nord und Süd,
Der nah und fern lautrauschend Dich umglüht?
Und Seelengruß ist ja der Sclaven Hoffen!
Entstürzt die Thränenfluth ihm frei und offen,
Wie Thau auf Hermon fällt, dann mag's ihm scheinen,
Als dürft' er heiß auf Deinen Bergen weinen.
Der Eule gleich' ich, faßt mich an Dein Leid!
Dann wiegt ein heller Traum mich ein: gar weit,
Da kehren die Gefang'nen heim; entbrannt
Jauchzt meine Seele, wie in Sängerhand
Der Harfe Liedersturm! Ach, festgebannt
An Zion ist mein Herz. Da strömt ihr Zähren!
Wie einst vor Gott das Lob von Engelschören,
Von Heil'gen, die den Opfertod erlitten
Hier thronte Gott in Majestät, inmitten
Der hochgeweihten Stadt. Zum Himmelsthor'
Aufgethan, ragten Deine Thor' empor!
Der Gottheit Strahl nur war Dein Lebensglanz,
So Sonn' und Mond, wie der Gestirne Kranz
Verdunkelnd. — Wie's in mir flammt, auszuschütten
Das trunk'ne Herz in Deinen heil'gen Hütten,
Wo Gottes Geist die Jünger hat geweiht!
Fürwahr, ein Himmelsort! voll Herrlichkeit
Dein Thron und himmlischer Glorie! nun wagen
Verweg'ne Knecht' auf seinem Sitz zu ragen?
O könnt ich rastlos wallen zu den Stätten
Wo Gott sich seinen Sehern und Profeten
Hat offenbart! O hätt ich Riesenschwingen!
Zu Deinen theuren Trümmern wollt' ich dringen,
Mit meines wunden Herzens Schwergewicht!
Hinstürzen würd ich auf mein Angesicht,

Auf Deinen heil'gen Boden ewig rein,
Und fest umschlingen einen jeden Stein,
Und küssen, endlos küssen Deinen Staub!
Dann weiter, immer weiter! wo des Todes Raub,
Geliebte Ahnen ruh'n in Gräbern kalt.
Ach Hebron! schauervolle Allgewalt
Die mich erfaßt! wo Deiner Gräber Zier,
Die theuersten des weiten Erdballs schier!
Abarim, Berg der Berge, wo die Lichter,
Die beiden strahlendsten — die Lehrer, Richter
Ins Grab gesunken. O des Lebens Luft
Ist Deines Odems Hauch! Nicht Myrrhenduft,
Gewürze nicht, wiegt Deinen Staub mir auf;
Und jeder Tropfen Deiner Ströme Lauf
Wär' reiner Balsam mir! O Seligkeiten!
Wund auch und nackt auf Deinen Trümmern schreiten!
Wo vormals prangten Deine Prachtpaläste,
Wo Deiner heil'gen Kostbarkeiten größte,
Die Bundeslade stand — so frech zerstört!
Dort wo die Cherubim mit Flammenschwert
Der Allerheiligste geschirmt — den Schmuck
Den kostbarsten, im raschen Flug,
Ich möchte froh ihn mir vom Haupte reißen
Und schleudern in den Staub! Des Zornes Schleußen
Erschließen weit, den wildsten Fluch den Zeiten
Hinschmettern die geschändet die Geweihten!
Hinweg mit Speis' und Trank'! Wer wird sie heischen,
Der wilde Hunde Löwen sieht zerfleischen?
Wie kann das Licht beglücken selbst das klare,
Wenn Raben frech zerreißen Deine Aare!
O Kelch der Pein! Du überströmst ja fast!
Halt an! Gönn' einen Augenblick mir Rast!
Schon fehlt der Seele Raum für all das Leid,
Zu eng mein Herz für soviel Bitterkeit!
Zion! Der höchsten Schönheit Kronenschimmer
Der Liebe Seligkeit bewahrst Du immer

Im Herzen Deiner Treu'n. In Ewigkeit
Bleibt ihre Huldigung Dir stets geweiht.
Die Deinem Glück gejauchzt mit Jubelschall,
Und bitterschwer gejammert Deinem Fall,
Die Deinem Sturze weinten heiße Thränen,
In ferner Nacht — Dir gilt noch stets ihr Sehnen!
Wenn sich ihr Knie vor Gott in Demuth beugt,
Nach Deinen Thoren ist ihr Haupt geneigt.
Zerstoben und zerstreut, auf Bergen, Thalen,
Sie denken Dein in Wonnen und in Qualen!
Verwebt mit Dir in heißem Seelenbangen,
Dich möchten sie umfassen und umfangen!
Und unter Deinen schatt'gen Palmen kühl
Stets selig lagern, ist ihr höchstes Ziel!
Schinear! Patros! Dürfen sie sich messen
Mit Deiner Größe? oder kühn vermessen,
Des nicht'gen Trugs Gebilde, sich vergleichen?
Mit Deinem Glanz — dem Gotteslicht, dem reichen?
Wer wagt's, in edlem Wettkampf sich zu nähern
Gar Deinen Gotterkor'nen, Deinen Sehern?
Wer Deinen heil'gen Sängern und Leviten? —
Es rauscht dahin die Zeit mit Riesenschritten,
Es wechseln, wandeln rasch des Truges Reiche,
Dein himmlisch' Reich nur bleibt das ewig gleiche,
Und Deiner Seher Wort verrauschet nimmer!
Als Residenz schmückt Dich der Gottheit Schimmer!
Drum Heil, wer da in Deinen Höfen ruht!
Und zehnfach Heil, wer von der Hoffnung Glut
Beseelt, vertrauend harret, bis das Ziel,
Das heilige erreicht. O Hochgefühl!
Mit eig'nen Augen schauen Deine Pracht,
Wenn neu erglänzt Dein Stern und neu erwacht
Und strahlenreicher Deine Morgenröthe!
Dann blüht das Glück, das sehnsuchtsvoll erflehte,
All' den Erwählten, jauchzend, lustbelebt,
Wenn Zion sich im Jugendglanz erhebt!"

Zu lange schon — wenigstens für die Oekonomie dieser Skizze — haben wir uns bei Jehuda Halevi, der aber auch als Denker durch sein Buch „Kusari" hervorragt, aufgehalten. Es gilt weiterzuschreiten durch die Jahrhunderte.

Der dritte des großen Sänger-Trifoliums, Mose ben Esra, ist der weltlichste von ihnen. Er verherrlicht in seinen sprachgewandten, aber des Wohlklangs hie und da entbehrenden Liedern seine hohen Gönner, den Wein, die treulose Geliebte, „das schwelgerische Leben unter Laubbaldachinen und Vogelgesang;" er klagt über die Trennung von der Geliebten und den Brüdern, jammert über die Kürze des Erdenlebens und das herannahende Greisenalter. Aber seine Muse ist nicht mehr so hochgestimmt wie die der Sang.sgenossen, auch da nicht, wo sie die Leier zu ihres Volkes Preis und Ehre schlägt.

Das Epigonenthum in der jüdischen Poesie beginnt mit Jehuda Charisi am Anfang des 13. Jahrhunderts. Ein poetischer Vagabund, zieht er durch alle Lande und besingt Alle, die ihm Sängerlohn spenden, mit spielender Leichtigkeit des Verses. Ernst und Scherz, Freud und Leid, das Höchste und Niedrigste wechselt in seinem „Tachkemoni," den er den Makamen des Hariri nachgebildet hat, in bunter Reihe. Heute besingt er die hebräische Sprache, morgen die Bisse eines Floh's, jetzt ist er feierlich und religiös gestimmt, im nächsten Augenblicke aber schon scherzt er und spottet aller Derer,

die ihn — von Spanien bis Aegypten — ohne Sangeslohn haben ziehen lassen.

Aber die sonst so spröde Sprache ist ihm ein Instrument, das er wie kein Zweiter spielt. Es ist überhaupt erstaunlich, wie diese Sprache von den Dichtern und Philosophen des Judenthums behandelt werden. Tausende von Liedern, Hymnen, Klagegesängen, Bußgebeten, Ermahnungen und Betrachtungen sind in der Grundsprache der Psalmisten geschrieben — aber die Sprache ist in ihrem Bau stabil geblieben. Ihre Fortentwicklung zum Neuhebräismus constatirte einem bedeutenden ethnographischen Forscher mit Recht „auf sprachlichem Gebiete die Bildungsfähigkeit, die Verstandesschärfe, den universalistischen Sinn und die Virtuosität des jüdischen Stammes, einen verhältnißmäßig geringen Wortschatz durch scharfsinnige Combination, Ausbeutung des vorhandenen sprachlichen Stoffes und Aufnahme fremder oder verwandter Elemente, zu vermehren und zu bereichern."

Und neben diesem Universalismus, den die Hagada repräsentirt, bietet uns dieses merkwürdige Volk in seiner literarischen Entwicklung wieder die durch die Halacha ausgeprägte schärfste Subjectivität.

„Sich nicht versenkend in die Erscheinungen außer sich, ihnen sich nicht interesselos hingebend, alles vielmehr auf sich beziehend und seinem markirten Ich unterwerfend, ist es, vom Hause aus nicht geneigt zur Lösung verwickelter philosophischer Probleme zu metaphysischen Untersuchungen und Grübeleien; die Juden sind daher

kein philosophisches Volk und haben erst dann an der philosophischen Weltliteratur sich betheiligt, als sie mit den Griechen in Berührung kamen." So Jellinek, der aber sofort wieder den universalistischen Grundzug der jüdischen Literatur hervorhebt, da die arabische Philosophie dem jüdischen Stamme einen neuen Gährungsstoff zuführt, aus dem sich — wohlgemerkt im 12. Jahrhundert — eine philosophische Weltanschauung entwickelt, die in dem von den zwei bedeutendsten Denkern ausgesprochenen Satze gipfelt, „daß das Christenthum und der Muhamedanismus die Vorläufer einer künftigen Weltreligion, die Vorbedingungen der großen, alle Völker umfangenden religiösen Synthese seien."

Jehuda Halevi und Moses Maimonides sind die beiden Philosophen, die diesen Satz von weitgreifendster Bedeutung auszusprechen gewagt haben.

Die Nachblüthe der jüdischen Poesie fördert erotische Romane, satirische Gedichte, bombastische Hymnen und humoristische Epen zu Tage, so daß es in der That kaum begreiflich wird, wie man die jüdische eine theologische Literatur hat nennen können. Salomon ben Sakbel dichtet einen satirischen Roman in Makamenform, dessen Held Ascher ben Jehuda — ein anderer Don Quichotte — durch die seltsamsten Abenteuer zum Ziele geführt wird; Berachja Hanakdan hebraisirt die Fabeln von Aesop und Lokman — von ihm hat Lafontaine Manches entlehnt; — Ibrahim Ibn Sahal dichtet Liebeslieder, für deren jedes ihm die

geizigen Araber zehn Goldstücke gaben; Santob de Carrion ist ein angesehener spanischer Troubadour, der sogar dem König die Wahrheit sagen darf; Joseph ibn Sabara schreibt einen komischen Roman; Jehuda Sabbatai ein satirisches Epos über den „Streit des Reichthums mit der Weisheit" und ein „Geschenk des Weiberfeindes." Ein Anderer dichtet einen „Krieg der Wahrheit" und ein Dritter sogar einen „Frauenlob."

Ein Satiriker von nicht gewöhnlicher Bedeutung ist der Provencale Kalonymos, dessen ergötzlicher „Prüfstein" auch ins Deutsche übertragen ist. Ebenso wie das Makamenbuch „Prinz und Derwisch" des Abraham Ibn Chisdai, eine hebräische Bearbeitung des Weltromans „Barlaam und Josaphat." Indes schreitet durch das schwäbische Land der jüdische Minnesänger Süßkind von Trimberg, und zu Straßburg hilft der Jude Samson Pine den deutschen Dichtern den Parzival fortsetzen, während später in Italien Mose Rieti ein hebräisches „Paradies" in Terzinen dichtet.

Die Zersetzung des Epigonenthums, die jeder künstlerischen Blütheperiode folgt, bezeichnet Imanuel ben Salomo, Manoello, wie ihn die Italiener nennen, ein Vorläufer Boccaccios und der Freund Dantes, ein frivoler aber geistreicher Dichter, der die Divina Commedia in hebräischer Sprache travestirt. Er dichtete die ersten hebräischen Sonette und Novellen. Aber man erweist ihm doch wohl zuviel Ehre, wenn man ihn den „mittelalterlichen Heine" oder gar „einen jüdischen Vol-

taire" geheißen hat. Die Frivolität und der mangelnde Glaube allein machen weder einen Heine noch einen Voltaire — es gehört denn doch etwas anderes und etwas mehr dazu, was dem leichtfertigen Manoello wohl abging.

Die Quelle des Witzes in der neuhebräischen Poesie ist der sogenannte Musivstil, d. h. die Anwendung des Bibelverses in übertragenem Sinne, eine dichterische Technik, die jene Epigonen zu künstlerischer Vollendung ausbildeten.

Der Musivstil ist eine merkwürdige Erscheinung in der hebräischen Poesie; er benützt den Schatz der Gedanken und ihres Ausdrucks, der sich in der Bibel vorfindet, entweder in ihrem ursprünglichen oder in einem angewendeten Sinne. In letzterem Falle erhält man in einem altbekannten Ausspruch einen neuen Gedanken und so führt diese poetische Sprache wie von selbst einen gewissen Humor mit sich.

Der Musivstiel schöpft zunächst aus der Bibel, dann aber auch aus dem späteren Schriftthum mit künstlerischer Freiheit, indem er jenen alten Worten und Sätzen in seinem Ideenkreise einen neuen Sinn unterlegt. Je weiter diese Technik fortschreitet, desto muthwilliger und freier werden diese Wortspiele und Gedankenumänderungen ausgeführt. Der Musivstiel erlebt eine zweite wichtige Phase durch die contrastirende Stimmung, in die ihn die späteren Dichter zu dem ursprünglichen Wortsinne brachten. Die Poesie selbst hat dabei wenig gewonnen, da ihr Quell in der Noth der Zeit bereits

versiegt war: vor dem Eiseshauch des Rationalismus und vor der Grabesnacht der Kabbala war die Dichtung entflohen.

Haben wir die jüdische Poesie bis an die Grenze des großen Zeitalters geführt, so bleibt uns nur noch zu erwähnen übrig, daß dasselbe auch in seinem weiteren Verlaufe Philosophen, Gesetzeslehrer, Ethiker und Bibelforscher von Bedeutung aufzuweisen hat. An ihrer Spitze steht Moses Maimonides, der große Systematiker der jüdischen Lehre und der wichtige Vermittler zwischen der arabisch-griechischen Philosophie des Aristoteles und der scholastischen Philosophie des Mittelalters. Er ist wohl der bedeutendste Geist der jüdisch-mittelalterlichen Literatur und seine Werke haben mächtigen Einfluß auf das Leben und die Lehre des Judenthums geübt. Sein „Führer des Irrenden" ist ein interessantes religions-philosophisches System auf aristotelischer Grundlage.

Wer war Maimonides? so fragte vor Jahren das ganze gelehrte Frankreich, als die Akademie eine Bearbeitung seiner philosophischen Grundanschauungen als Preisfrage stellte. Mose Maimuni, in jüdischen Kreisen nach dem Anfangsbuchstaben seines hebräischen Namens als Rambam bekannt und gefeiert, war ein hervorragender Denker, ein überschauender Geist, ein milder und frommer Forscher. Er hat Ordnung und System in die wirr durcheinanderliegenden Massen der talmudischen Literatur gebracht, er hat den religions-wissenschaftlichen Studien Wege und Ziele vorgezeichnet, er hat endlich, soweit sich

dies ermöglichen ließ, Judenthum und Philosophie in eine gewisse Harmonie gebracht, so daß auf Jahrhunderte hinaus die Grundbedingungen gegeben waren, nach denen die philosophische Forschung und der religiöse Glaube, ohne einander zu bekämpfen, sich fort entwickeln konnten.

Schon seine Jugendschriften verrathen den Grundplan seines gesammten Schaffens, das der Nachwelt unter einem einheitlichen Gesammtbilde erscheint. Die systematische Art und Weise, zu denken und zu arbeiten, tritt vor Allem in dem arabisch geschriebenen Commentar zur Mischna hervor, der den dreißigjährigen Mann schon auf der Höhe seines Könnens zeigt. Ein bedeutsamer Versuch ist auch der, die Hauptgrundsätze oder Glaubensartikel der jüdischen Religion hervorzuheben. Dreizehn solcher Glaubensartikel hat Maimuni festgestellt; sie betreffen zunächst natürlich Gottes Wesen, namentlich 1. das Dasein, 2. die Einheit, 3. die Geistigkeit, 4. die Ewigkeit, 5. die ausschließliche Anbetungswürdigkeit Gottes, dem Alles, was ist, sein Dasein verdankt; dann die Offenbarungen nämlich, 6. die Offenbarung durch die Propheten überhaupt, 7. die große Offenbarung durch Mose insbesondere, 8. den göttlichen Ursprung der Lehre, 9. deren Vollkommenheit und ewige Geltung; endlich Gottes Weltregierung, und zwar 10. die göttliche Vorsehung, 11. diesseitige und jenseitige Belohnung und Bestrafung des menschlichen Thuns, 12. die Sendung des verheißenen Messias, 13. die Auferstehung. Der Vorgang Maimunis begegnete wohl erheblichen Widerspruch, dennoch blieben seine Fundamen-

talsätze im hohen Ansehen und sind zum Theil sogar in die Liturgie übergegangen, ohne daß sie jedoch eine allgemein anerkannte Geltung besäßen.

Das zweite Hauptwerk Maimunis, das einzige zugleich, das er in hebräischer Sprache geschrieben, ist ein Codex der gesammten jüdischen Gesetzgebung in systematischer Anordnung und logischer Durchführung. Zehn Jahre hat er unablässig an diesem Riesenwerke gearbeitet, das selbst in der talmudischen Literatur einzig dasteht und das allein genügt hätte, ihm dauernden Nachruhm zu sichern. Das Wichtigste bleibt aber doch immer seine philosophische Weltanschauung. Sein „Führer der Irrenden" wurde schon ins Lateinische übersetzt, ehe noch ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode abgelaufen war. „Rabbi Moses aus Aegypten," so nennen ihn die christlichen Denker des Mittelalters, denen er so vertraut war, daß sie bei jeder wichtigen Frage die Autorität seines Werkes zu Rathe ziehen. Er war der erste Aristoteliker, der mit großem Erfolge die Beweise des Aristoteles, daß die Welt ungeschaffen sei, erschüttert hat. Aber nicht nur auf die Scholastik übte er großen Einfluß aus, auch später wurde er noch gelesen und von Leibnitz u. A. benutzt; ja selbst Hegel erklärt sein Werk als ein Buch echter Metaphysik.

Man kann das ganze Schaffen dieses erhabenen Denkers unter dem Gesichtspunkte des einen Wortes zusammenfassen, das er allen Bedenken gegenüberstellt, die sich gegen sein religiös-philosophisches Werk erheben: „Kurzum ich bin nun einmal so; wie mich der Gedanke

drängt, und ich kann ihn blos in der Weise darstellen, daß er unter Zehntausenden einen Denkenden befriedigt und fördert, während er vielleicht der großen Masse unerklärlich erscheint, so spreche ich offen und kühn das Wort aus, das den Vernünftigen erleuchtet, mag mich auch der Tadel der unwissenden Menge treffen." Zwar hatten schon vor Maimuni Bechai ibn Pakuda und Joseph ibn Zaddik theosophische Forschungen angestellt, in denen eine Verschmelzung arabischer und griechischer Philosophie angebahnt wurde, Maimuni aber war es vorbehalten, das erhabene Werk zu krönen. Alle Strahlen der untergehenden spanisch-arabischen Glanzepoche vereinigen sich in ihm noch einmal zu einem harmonischen Lichtbilde.

Aus derselben Zeit sind noch zu nennen der erstaunlich freisinnige Abraham ibn Daud, der in seinem „Höchsten Glauben" ebenfalls den Versuch wagt, Religion und Philosophie in Harmonie zu bringen, und Abraham Ibn Esra, ein scharfsinniger aber zerfahrener Polemiker, der die nationalistische Bibelexegese inaugurirt. Dieser Ibn Esra ist eine der originellsten Gestalten des Mittelalters. Er ist von markiger Kraft und sprudelnden Geist. Der Zwiespalt zwischen Denken und Glauben gelangt in ihm zum sichtlichen Ausdruck. Es fehlt ihm daher jene Harmonie, die bei Maimuni so wohlthuend berührt. Heute ist er frommgläubig und morgen wieder freigeistig, heute Dichter und morgen Kritiker. Hier ist er ernst, ja zerknirscht, dort witzig und satirisch. Bald zieht ihn die religiöse Dichtung

in ihre Kreise, bald beschäftigen ihn wichtige mathematische Probleme oder grammatische Fragen. Der Erforschung der Bibel weiht er aber unausgesetzt seine Lebenskraft. Er ist ein literarischer Zugvogel, der die Hälfte seines Lebens auf der Wanderung verbringt. Als Dichter ist er mehr geistreich als bedeutend. Im Ganzen ist er der erste witzige Schriftsteller in der jüdischen Literatur und die Anregungen, die von ihm ausgegangen, haben noch lange fortgewirkt; ja sie haben auch noch Spinoza befruchtet und viele strebsame Geister in ihren Bann gezogen.

Lange vorher hatte die gläubige Bibelforschung in Raschi (Salomo b. Jizchak) und Samuel b. Meir, welche in Frankreich lebten, hervorragende Vertreter gefunden.

Die Juden in Frankreich und Deutschland waren natürlich ganz anders geartet als die spanischen und orientalischen. Unter der Herrschaft des Kreuzes ging es ihnen nicht so gut wie unter der Herrschaft des Halbmonds. In ununterbrochener Folge bis zum Ausgang des Mittelalters werden sie hier bedrückt oder vertrieben. Unter solchen Bedingungen konnte eine gedeihliche geistige Entwickelung nicht stattfinden. Es dreht sich natürlich alles Leben und Schaffen um den Talmud und gelangt dadurch zu einem gewissen Stillstand. Erst im zehnten Jahrhundert treten in Deutschland und Frankreich schüchterne Spuren von gelehrtem Schaffen in die Erscheinung. Um die Wende des Jahrhunderts wird Gerschom b. Jehuda als eine „Leuchte des

Exils“ gefeiert. Seine Bedeutung ruht in den Verordnungen, durch die er das sociale Leben seiner Glaubensgenossen geregelt hat. Man kann ihn wohl als einen der Begründer der Cultur unter den Juden Deutschlands und Frankreichs ansehen.

In Nord-Frankreich ist das gesammte Schaffen im Wesentlichen Schriftauslegung. Der erste Schriftsteller auf diesem Gebiete ist der bereits erwähnte Raschi. Er ist neben Maimuni die einflußreichste Erscheinung in der mittelalterlichen Literaturgeschichte der Juden. Er beherrschte das ganze Gebiet der jüdischen Religionswissenschaft und die Tendenz seines Schaffens lag darin, dies weite Gebiet durch Commentare allgemein zugänglich und ebenso allgemein verständlich zu machen. Mit naiver Unbefangenheit geht er an seine Riesenaufgabe heran und löst sie mit feinem Verständniß. Sein Bibelcommentar hat ein natürliches, einfaches und klares Verständniß des Schriftwortes unter den Juden befördert und ihm eine Beliebtheit verschafft, der nur wenige Werke dieser Literatur sich erfreuen dürften. Er war das erste hebräische Buch, welches die Druckerpresse verließ und bis in die Mitte unseres Jahrhunderts ist er ein Schulbuch, das die Jugend zu dem Worte der Schrift führte, und ein Lehrbuch zugleich geblieben, welches das Alter mit demselben vertraut machte, Allen aber ein treuer Freund, ein zuverlässiger Berather, ein liebenswürdiger Begleiter durch die biblische und talmudische Literatur.

Einer der bedeutendsten christlichen Exegeten, Nicolaus de Lyra, hat Raschi studirt und eifrig benutzt.

Dieser Franziskaner-Mönch hat aber gerade in Bezug auf das Verständniß der Bibel Martin Luther wiederum mächtig beeinflußt, und so kann man noch bis in die markige Bibelübertragung Luthers hinein den Einfluß der Exegese unseres Raschi erkennen und den Spuren nachgehen, die seine gedeihliche Lebensarbeit hinterlassen hat.

Das Beispiel eines solchen Mannes mußte mächtig auf Schüler und Nachfolger wirken. Etwa zwei Jahrhunderte lang arbeiteten die Schüler dieses Meisters, die man später die Toffasisten (Glossatoren) nannte, im Sinne und nach dem Vorbilde ihres großen Lehrers für die Verbreitung des Talmudstudiums und für das richtige Verständniß dieses Werkes.

Als Schrifterklärer aber ist unstreitig Raschis Enkel Samuel b. Meir ein selbständiger Geist, der nicht davor zurückschreckt, die Pfade des berühmten Führers zu verlassen und neue Wege einzuschlagen. Auch sein Ziel ist die Erklärung der Bibel nach den Regeln einer möglichst schlichten Auslegung und seine Leistungen bezeichnen den Höhepunkt der nordfranzösischen Exegetenschule, den diese nie wieder erreicht, geschweige denn überschritten hat.

Der jüngste Bruder Samuels, Jakob b. Meir, genannt Rabbenu Tam, ist mehr wegen seiner talmudischen Gelehrsamkeit bekannt. Mit Josef Bechor Schor schließt diese Exegetenschule würdig ab.

Nur im Süden Frankreichs, in der schönen Provence, treffen die beiden großen Strömungen, welche scheinbar unvermittelt durch das jüdische Leben des Mittelalters ziehen, auf einander. So erscheint die Provence geradezu

als die Vermittlerin zwischen der Cultur der Juden Spaniens und den religiösen Studien derer von Nord=Frankreich und Deutschland. Als ein Führer auf dem Gebiete des Talmudstudiums erscheint dort Abraham b. David aus Posquières. Er ist ein strenger, ehrfurchtgebietender Mann, ein streitbarer Geist, dessen Kritik einen mächtigen Zündstoff in die Zeitbewegung geworfen. Vor Allem geht er gegen Maimuni scharf vor und sein Wort hatte die Wirkung, daß nun mehr als ein Jahrhundert lang ein überaus heftiger Streit das gesammte Judenthum in zwei feindliche Lager spaltete, von denen das eine für Maimuni kämpfte und das Recht der freien Forschung betonte, während das andere sich ebenso entschieden zu Abraham ben David hielt und die unbedingte Glaubenstreue auf seine Fahne geschrieben hatte.

Das Ende des Kampfes war vorauszusehen. Die Philosophie war nicht stark genug, um den religiösen Stammcharakter der Juden zu überwinden. Aeußere Mächte unterstützten ihn, die für die künftige Gestaltung des geistigen Lebens verhängnißvoll wurden. Schon bei Lebzeiten hatte sich Maimonides gegen mancherlei Angriffe zu wehren. Sofort nach seinem Tode wandte sich Meir b. Todros Halevi Abulafia an die Gelehrten der Provence mit seinen Bedenken gegen Maimonides Unsterblichkeitslehre. Auch die Dichtkunst mußte in den Dienst der kämpfenden Theologie treten „und das liebliche Kind der friedlichen Muse mußte, angethan mit Panzer und Harnisch, das Schwert führen.“ Natürlich ist der poetische Werth dieser Kampfeslieder ein gerin=

ger, aber sie sind charakteristisch für die Gesinnungen der Zeit, aus welcher sie hervorgegangen, und die kampfesmuthige Stimmung, die sie erfüllte, fand in den gläubigen Herzen begeisterten Wiederhall. Als daher drei französische Rabbiner Salomo b. Abraham, Jona b. Abraham Gerundi und David b. Saul, gewissermaßen als Matadore der talmudischen Richtung, offen gegen Maimuni auftraten und (1232) den großen Bann über alle Diejenigen aussprachen, welche die philosophischen Partien seiner Schriften lasen, oder sich überhaupt mit irgend einer anderen Wissenschaft, außer Bibel und Talmud, befaßten oder etwa gar den Sinn der Schrift umdeuten und anders auslegen wollten als die Tradition, da war das Signal zum offenen Kampf gegeben. Die meisten französischen Rabbiner schlossen sich diesen Wortführern an, während die gebildeten Gemeinden der Provence sich wiederum gegen diesen Protest erhoben und die drei Stimmführer mit dem Banne belegten. Die Flamme der Zwietracht durchzog fast alle Gemeinden Spaniens und Frankreichs. Die Anhänger jener drei Rabbiner begnügten sich nicht mit der wissenschaftlichen Fehde. Zum ersten Male in der jüdischen Literatur wurde fremde Hilfe herbeigerufen. Man wandte sich mit einer Denunciation an die Barfüßer und Dominikaner, die damals das Amt der Inquisition gegen die ketzerischen Albigenser inne hatten und bat diese, die Ketzerei auch im Judenthum zu unterdrücken. Nur zu gern fanden sich die Mönche bereit, die frommen Rabbiner

zu unterstützen. Die Schriften Maimunis wurden in Montpellier und Paris öffentlich verbrannt.

Aber dieser Vorgang brachte die Gemeinden zur Besinnung und die Entrüstung, welche über das Treiben der Gegenpartei herrschte, wendete sich zunächst gegen die Führer der Schilderhebung. Die Ankläger wurden ihrer Verleumdung überführt und erlitten, nach der entsetzlichen Sitte der Zeit, eine furchtbare Strafe: Die Zunge wurde ihnen ausgeschnitten. Der eine der drei rabbinischen Führer aber empfand bittere Reue über sein Vergehen und that öffentlich Buße; er wollte zu dem Grabe Maimunis wallfahren, um dort im siebentägigen Gebete dessen Vergebung zu erflehen, starb aber auf der Wanderung in Toledo. Dieser Todesfall trug dazu bei, die erbitterten Gemüther einigermaßen zu versöhnen, zumal da die von Außen herannahenden Verfolgungen, vor Allem die Verbrennung des Talmud zu Paris, den Zwist im Innern von selbst erstickten, oder mindestens für den Augenblick der Gefahr ruhen lassen mußten.

Mit besonderem Gewicht fiel damals die Stimme eines Vermittlers in die Wagschale, dessen Name auch über diesen Kampf hinaus durch seine schöpferischen Leistungen auf dem Gebiete der Bibelforschung einen guten Klang hat. Es ist dies Mose b. Nachman, Ramban genannt.

Sein Einfluß auf das jüdische Schriftthum ist bis in das vorige Jahrhundert hinein ein weitreichender gewesen. Im Gegensatze zu Maimuni, der von der Philosophie ausgieng und das Judenthum mit dieser

in Einklang zu bringen suchte, steht er auf streng gläubigem Standpunkt, von dem aus er die Philosophie einer genauen Prüfung unterzieht und nur die Resultate annimmt, die mit der Tradition auch nicht im entferntesten Widerspruche stehen. Seine biblische Exegese verbindet einen besonnenen Rationalismus mit ethischer und gemüthswarmer Auffassung; selbst über die mystischen Orakel, zu denen er gern hinneigte, wußte er einen anziehenden Schleier auszubreiten. Er war also der natürliche Vermittler in diesem Kampf. In einem Sendschreiben an die spanischen Gemeinden bemühte er sich zunächst Frieden zu stiften, dann kam er zu dem seltsamen Vorschlag, den Bann gegen die theologischen Werke Maimunis aufzuheben, den gegen die philosophischen Werke aber aufrecht zu erhalten. Aber sein Vermittlungsvorschlag ist nicht durchgedrungen.

Wie eine Ironie der Geschichte erscheint es, daß unter jenen vierzig Censoren, die zu Paris die Verbrennung des Talmud beschlossen hatten, auch der berühmte Albertus Magnus sich befand, der die scholastische Philosophie in neue Bahnen gelenkt, der aber dabei auf die Schriften und Uebersetzungen der Juden, die er verfolgte, sehr oft angewiesen war. So vergehen mehr als 50 Jahre, bis der Streit zum zweiten Male das jüdische Lager in zwei große feindliche Hälften spaltet; fünfzig Jahre, innerhalb welcher Zeit aber das Verhältniß zwischen beiden Parteien eine merkliche Verschiebung erhalten hat, denn nunmehr zeigen sich auch die Vertreter des Herkommens von den Ideen Mai=

munis beeinflußt, so daß sie gegen seine wachsende Autorität nicht mehr mit denselben Waffen anzukämpfen wagen wie ihre Vorgänger. Der Kampf richtet sich jetzt auch eher gegen die Ausschreitungen der philosophischen Richtung, mehr gegen die Schüler als gegen den Meister.

Aber auch die Geheimlehre der Mystik hat inzwischen große Fortschritte gemacht.

Schon bei Abraham ben David, dem streitfertigen und gelehrten Rabbi von Nimes, tritt auch eine gewisse Neigung zur Mystik lebhaft hervor, die im schroffen Gegensatz steht zu dem verflachenden Rationalismus der Nachfolger Maimuni's, die die Gestalten der Bibel zu philosophischen Schemen und leeren Abstractionen verflüchtigen wollten. Diese Mystik findet namentlich unter den deutschen Juden Anklang, deren religiöse Strenge sprichwörtlich wurde. In dieser Zeitperiode tritt uns vor Allem Rabbi Jehuda, der Fromme (Hachasid), entgegen; seine mystische Richtung entsprang aber nicht etwa aus Opposition gegen die Philosophie, die ja den deutschen Juden so gut wie fremd war, sondern aus dem Schmerz des Lebens und dem Leid der Zeit. Seine Weltanschauung hat etwas von der Gottesminne der christlichen Mystik, die damals zuerst ihre Schwingen regte. Auf seinen Namen wird das sog. „Buch der Frommen" geschrieben, in dem neben den zartesten Tönen reiner Liebe und edler Menschlichkeit die dumpfen Laute des seltsamsten Aberglaubens und einer weltverzweifelnden Mystik erklingen. Eine Ver=

söhnung zwischen diesen himmelweit auseinander gehenden Richtungen bietet allein die ethische Weltanschauung dieser Männer. Jehuda, wie sein Schüler Eleasar b. Jehuda, nach seinem berühmten Werke Rokeach genannt, und alle andern deutschen Gesetzeslehrer und Talmuderklärer sind nicht nur Mystiker und Gesetzesforscher, sondern auch Sittenlehrer.

Bei einem verfolgten Stamme ist es wichtig, dies in Erinnerung zu bringen. „Wie mächtig und rein ihre sittlichen Ueberzeugungen waren, zeigt uns die religiöse Poesie ebensowohl als die praktische Gesetzeskunde; das dort empfundene Halbideale wird hier zu wirklicher nachweislicher That; was die Dichtungen Samuels des Frommen und anderer Hymnologen begeistert aussprechen, es wird ausgeführt, es lebt in den Rechtsgutachten von Jehuda Ibn Coben, Salomon b. Isak und Jakob ben Meir, in den Decisionen von Isaak b. Abraham, Elieser ha Levi, Isaak b. Moses, Meir b. Baruch und ihrer Nachfolger, in den Codices von Elieser aus Metz und Moses aus Coucy." Als vor etwa hundert Jahren ein deutscher Professor einen Blick in ein paar dieser Schriften geworfen, rief er mit vornehmer Anerkennung aus: „Kaum hätte man in den damaligen Zeiten solche Sittenlehren von Christen erwarten sollen, als dieser Jude seinen Glaubensgenossen hier vorgeschrieben und hinterlassen hat!"

Natürlich füllen die theologischen Rechtsgutachten und die Talmudcommentare, die nach Hunderten zählen, den größten Theil der jüdischen Literatur in jener wie in

der folgenden Periode aus. Aber es wäre zwecklos, auch nur die namhaftesten Autoren hier zu erwähnen, da ihr Wirken doch vorwiegend der Gelehrtengeschichte angehört und auf die genetische Literaturentwickelung nur selten von entscheidendem Einfluße gewesen ist.

Die erste rabbinische Autorität der Zeit ist unstreitig Rabbi Meir b. Baruch aus Rothenburg a. d. Tauber, der überdies durch seine merkwürdigen Lebensschicksale berühmt geworden ist. Er, der, wie behauptet wird, „der erste Großrabbiner des deutschen Reiches“ gewesen sein solle, fiel den räuberischen Gelüsten der damaligen Machthaber zur Beute und starb im Gefängniß zu Ensisheim. Die große Verehrung, die der ausgezeichnete Mann schon bei Lebzeiten genoß, wurde noch erhöht durch sein Schicksal. Einzelne seiner synagogalen Dichtungen haben eine bleibende Stätte im Gottesdienst gefunden, vor allem sein Zionslied, das mit heißer Gluth die Verbrennung der Thora beklagt.

Im Uebrigen war der Quell der Poesie in Deutschland sowohl wie in Spanien versiegt und auch in der Wissenschaft erscheinen nur noch Nachzügler, nämlich Uebersetzer oder Commentatoren, deren Bedeutung allerdings nicht unterschätzt werden darf; denn ihre Commentare erschloßen dem Occident das Verständniß der griechischen und arabischen Philosophie. Daneben wurden auch die bedeutendsten Werke der Naturkunde, der Astronomie und Mathematik übertragen. Kaum ein Zweig des menschlichen Wissens ging in dieser Uebersetzungsperiode leer aus; man staunt, wenn man die

Nachrichten über dieselben in den Katalogen nachliest. Selbst die Anleitung zum Verfahren bei der Behandlung der Pferde in den Marställen, die Hippiatrik, wurde der Uebersetzung für werth gehalten, und ebenso eine Abhandlung über die Kunst, die Speisen zu zerschneiden und auf fürstlichen Tafeln zu serviren.

Auch der zahlreichen jüdischen Aerzte und medicinischen Schriftsteller kann hier nicht Erwähnung geschehen, obwohl auch sie in die jüdische Literaturgeschichte gehören. Das ist eben das Merkwürdige an dieser Literatur, an deren primäre Gebilde der jüdische Stamm seine ganze fortschreitende Entwickelung angesetzt hat. „Was er auf seinen Wanderungen erfahren, gesammelt, errungen hat, griechische und arabische Philosophien, Resultate der lateinischen Scholastik, dies alles lagert sich an die Bibel an. Dies verleibt dem wichtigsten Theil des späteren jüdischen Schriftthums ein eigenes Gepräge, macht ihn zu einer Eigenart in der Geschichte der Weltliteratur."

Nur der Reisenden sei hier noch gedacht, die meist im Interesse ihrer Stammesgenossen ihre Aufzeichnungen gemacht haben. Ihren Reigen eröffnet schon im neunten Jahrhundert Eldad, der eine Art jüdischer Odyssee fabulirt. Mehr Zutrauen verdienen Benjamin von Tudela und Petachja aus Regensburg. Auch Charisi hat die Reiseliteratur bereichert. Ja man kann die Mehrzahl der jüdischen Autoren zu den Reiseschriftstellern zählen, insofern nach Steinschneider dem jüdischen Literaten von jeher das harte Los der Dürftigkeit ein Sturmwind war, der die Saat des

Wissens über alle Länder hintrug, während andererseits die Gelehrsamkeit wie ein Ehrenkleid den pilgernden, literarischen Bettler schützte und umhüllte. Sodann förderten die Verbreitung, der Handel und Verkehr der Juden, die Erhaltung der Akademien Reiselust und Reisezwang. Nur aus diesen Umständen ist die erstaunlich rasche und große Verbreitung der jüdischen Literatur im Mittelalter erklärlich. Ein Rabbiner, der heute in Canada und morgen in Rom und im nächsten Jahre in Prag oder in Krakau lehrte und schrieb, ist keine Seltenheit in dieser Gelehrtengeschichte. Und so ist auch das jüdische Schriftthum der ewige Jude der Weltliteratur . . .

Mit einem schauerlichen Accord schließt die vierte Periode, die Glanzperiode dieses Schriftthums: — mit der Vertreibung der Juden aus Spanien, das ihnen ein zweites Vaterland geworden, wo sie Minister und Fürsten, Professoren und Dichter aus ihren Reihen erstehen sahen. An dem Tage, da 300.000 Juden Spanien verlassen mußten, trat Christoph Kolumbus seine erste Entdeckungsreise an. Das ist ein Spiel der Weltgeschichte, die sich in solchen Zufälligkeiten deutlicher zu äußern pflegt als in großen moralischen Lehren, denen die Völker ja doch nicht Gehör geben.

Nun ändert sich auch der Schauplatz dieser Literatur. Frankreich und Italien, vornehmlich aber der slavische Osten treten in den Vordergrund — nicht zum Heil der literarischen Entwicklung, die etwa drei Jahrhunderte des Verfalls und der Stagnation umfaßt. Die Sig-

natur dieser Periode bezeichnet schon der Titel, den man ihr gegeben, die rabbinische Literatur, da ihre Hauptarbeit die Entwicklung und Feststellung des Rabbinismus gewesen ist.

* * *

Zuvor jedoch wirken allerdings noch einzelne Umstände, die das Bild ergänzen. Die spanischen Juden tragen ihre Cultur nach dem Orient und den europäischen Ländern, die sie gastfreundlich aufnahmen, namentlich nach Holland. Die Buchdruckerkunst wird verbreitet; — ihre ersten Pressen in Italien drucken jüdische Schriftwerke. Und endlich geht die Sonne des Humanismus und der Reformation auf und läßt einzelne Strahlen auch auf die bescheidene jüdische Geistesarbeit fallen.

Die aristotelische Philosophie befriedigte die Geister nicht mehr. Die Gemüther sehnten sich nach neuen Offenbarungen und versenkten sich deshalb in die Mystik, der nunmehr eine reiche Literatur ersteht, mit Vorliebe. Der „Sohar", die Bibel des Mysticismus, wurde ausgegeben und einem alten Rabbi untergeschoben, indeß ihr wirklicher Autor wahrscheinlich in jenen Zeiten lebte und Mose de Leon hieß. Auf der freisinnigen Seite treffen wir die beiden literarischen Familien der Tibboniden und Kimchiden, deren Vertreter eine gedeibliche Wirksamkeit als Uebersetzer und Grammatiker ausüben; es gilt dies namentlich von David Kimchi und Juda Ibn Tibbon, in dessen Testament — nebenbei bemerkt — sich merkwürdiger Weise schon der Satz „Eigen-

thum ist Diebstahl" ziemlich deutlich ausgesprochen befindet; — für Proudhon wäre dies jedenfalls ein neuer Beweis für die Wahrheit des Satzes gewesen. Sodann secundiren der liberalen Strömung Jakob ben Abamari Anatoli, der in Neapel unter Friedrich II. lebt, ein Freund des Fürsten und des Michael Scotus, und in seinem Bibelcommentar einen deutschen Kaiser als Bibelkritiker einführt, ferner Levi ben Abraham, ein merkwürdig freisinniger Mann, Schemtob Palquera, einer der gelehrtesten Juden des Jahrhunderts, Jedaja Penini, ein Philosoph und pessimistischer Poet, dessen „Betrachtung der Welt" von Mendelssohn übersetzt und von Lessing und Goethe gerühmt wird, u. A. m. Stärker und einflußreicher ist aber die Gegenpartei, zu der schließlich auch der Talmuderklärer Salomo b. Aderet sich neigt.

Salomo b. Aderet nimmt zu seiner Zeit dieselbe maßgebende Stellung ein, die einst Maimoni besessen. Er verhält sich in ehrfurchtvoller Entfernung von der Kabbala und räumt dieser auf Theorie und Handlung keinen Einfluß ein. Andererseits meint er aber auch „die Forschung sei, so sie die Grundlage des Glaubens bedrohe, einzudämmen." Nach den Urkunden zu schließen, war es in dieser zweiten Kampfesphase hauptsächlich „die rationalistische Predigt" und „allegorische Schriftauslegung," um die sich der Streit drehte. Ein kühner und gelehrter Mann Aba Mari b. Mose aus der Provence fachte denselben wieder an und forderte Aderet auf, sich an die Spitze der Glaubenstreuen zu stellen und den

Kampf gegen die Philosophie von Neuem zu eröffnen. Den Discussionen folgte bald die That. Die Rabbinen erließen die Aufforderung zu einer feierlichen Erklärung, daß Niemand vor dem dreißigsten Lebensjahre philosophische Bücher lesen dürfe. Die Vertreter des Herkommens erhielten aus dem bis jetzt unbetheiligten Deutschland durch eine hervorragende, talmudische Autorität Ascher b. Jechiel thatkräftige Hilfe. Er war ein willkommener Bundesgenosse der Frommen, die immer entschiedener auftraten. Schließlich wurde an einem Sabbath des Jahres 1305 in der Synagoge zu Barcelona der Bann über das Studium der Philosophie vor dem fünfundzwanzigsten Lebensjahre ausgesprochen.

Mitten in diesen Streit der Parteien brach aber plötzlich wie ein Blitzstrahl ein Ereigniß von Außen, das den Kampf im Inneren rasch seinem Ende zuführte: Philipp IV. vertrieb die Juden aus Frankreich. Von einer Wiederaufnahme war fürder nicht mehr die Rede.

Die talmudische Richtung hatte im Ganzen den Sieg davongetragen.

Zwischen allen diesen Kämpfen spielen die Disputationen mit christlichen Geistlichen über den Talmud noch eine ansehnliche Rolle in der Zeitliteratur. Schon Nachmanides wurde zu einer solchen Disputation durch den Dominikanergeneral Raymund von Penjaforte und den König Jayme von Arragonien gezwungen; er vertheidigte seine Ueberzeugung mit Würde und Entschiedenheit, so daß selbst der König eingestehen mußte, er habe noch nie „eine ungerechte Sache so geistvoll vertheidigen gehört“.

Aber die Wirkung dieser wie aller folgenden religiösen Disputationen war für die Juden doch verhängnißvoll. Besonders wichtig war die große Disputation zu Paris, deren Erfolg bekannt ist.

Vierundzwanzig Wagenladungen mit talmudischen Exemplaren wurden auf einem Platz zu Paris zusammengebracht und den Flammen übergeben. Nur eine fromme Gesinnung, eine seltene Standhaftigkeit im Glauben konnte die Leiden gefaßt und ohne Groll ertragen, die im Gefolge jener Talmudverbrennung über Israel hereinbrach. Aber diese Leiden bahnten den Weg für jene Strömung, die aus der Höhe des Gedankens in die Tiefe des Gefühls führte, für die Mystik.

Ueber diese Kabbala selbst, deren Zusammenhang mit der älteren theosophischen Literatur unverkennbar ist, äußert sich ein genauer Kenner der Literatur, der die Grundlehren des kabbalistischen Systems in Folgendem zusammenfaßt: Alles Seiende stammt von Gott, der Quelle des ewigen Lichtes; er selbst aber ist nur erkennbar in seinen Manifestationen. Er ist von Ewigkeit her, der Verhüllteste unter den Verhüllten, oder auch das Nichts, weil die ganze Schöpfung aus Nichts hervorgegangen. Dies Nichts ist einig, untheilbar und unendlich — en sof. — Gott erfüllte den Raum, er ist der Raum selbst; um sich zu manifestiren, um zu schaffen d. h. durch Ausströmung (Emanation) sich zu entwickeln, zog er sich in sich zusammen, um einen leeren Raum herzustellen. So manifestirte sich das en sof zuerst in dem Prototyp der Schöpfung, dem Makro-

kosmus, genannt der „Sohn Gottes", dem primitiven Menschen, wie diese menschliche Gestalt auf dem Thronwagen Ezechiels erscheint. Von diesem Ur-menschen aus emanirt die Schöpfung in vier Abstu-fungen: Azilah, Beriah, Jezirah, Asijah. Die Azilah (Emanation) repräsentirt die thätigen Eigenschaften des Urmenschen; es sind Mächte oder Intelligenzen, die von ihm ausströmen und zugleich seine wesentlichen Eigen-schaften und die Werkzeuge sind, mit denen er arbeitet. Dieser Eigenschaften sind zehn und bilden die heilige Zehnzahl der Sefirot, welcher Begriff allmählich aus dem ursprünglichen der Zahl in den der Sphäre über-gegangen war. Die drei obersten Sefirot sind Intelli-genzen, die sieben anderen Attribute. Die gewöhnlich festgehaltene Reihenfolge der zehn Sefirot ist: 1. Keter (Krone), 2. Chochma (Weisheit), 3. Bina (Einsicht), 4. Chesed (Gnade) oder Gedulla (Güte), 5. Geburah (Würde), 6. Tiferet (Herrlichkeit), 7. Nezach (Sieg), 8. Hod (Ruhm), 9. Jesod (Grundlage), 10. Malchut (Herrschaft). Aus dieser ersten Welt der Azilah ema-niren die drei anderen Welten, von denen Asijah die unterste Stufe ist. An diesen drei Welten participirt der Mensch, der als Mikrokosmus in Wirklichkeit das ist, was der Urmensch in der Idee; nämlich an der Asijah durch sein vitalstes Element (Nefesch), an der Je-zirah durch den Verstand (Ruach), an der Beriah durch seine Vernunft (Neschama), letztere ist das Unsterbliche in ihm und ein Theil der Gottheit.

Natürlich mußten solche Theorien in directer Fortentwicklung aus dem Judenthum heraus und entweder zu der Dreieinigkeitslehre oder in den Pantheismus führen. Die Kabbalisten waren sich dessen allerdings nur in seltenen Fällen bewußt. Ueberdies waren die traurigen Zeitumstände der Verbreitung ihrer Lehre außerordentlich günstig, die nach der Vertreibung aus Spanien, dem dritten Exil, üppig in Blüthe schoß.

Erwähnen wir noch die letzten philosophischen Forscher Levi ben Gerson, der christlichen Welt auch unter dem Namen Magister Leon aus Bagnol bekannt, dessen astronomische Arbeiten für Papst Clemens VI. ins Lateinische übertragen wurden, den noch Kepler fleißig studirte und den neuere Forscher als Logiker sogar über Maimuni stellen, Josef Kaspi, Mose Narboni in Südfrankreich, das von jeher ein Sitz jüdischer Wissenschaft war, sowie Josef b. Schemtob, Chasdai Crescas, dessen „Gotteslicht" von bedeutendem Einfluß auf Spinoza und dessen Philosophie geworden, dann die Familie Duran, von denen namentlich Profiat Duran als Apologet des Judenthums gegen Apostaten und Christen Hervorragendes leistete, endlich Joseph Albo, der in seinem Hauptwerke „Ikarim" das ganze Judenthum auf drei Grundwahrheiten zurückführt: den Glauben an das Dasein Gottes, die Offenbarung und den Glauben an Lohn und Strafe, so haben wir die letzten Strahlen des Goldzeitalters gesehen und können uns ganz der neuen Periode zuwenden, an deren Pforte wieder eine nicht gewöhnliche Erscheinung, Isaak

Abarbanel, steht, einer der vorzüglichsten und beliebtesten Bibelerklärer, vordem ein Minister des katholischsten Königs, später ein wandernder Literat, der mit seinen Söhnen in die Verbannung zieht, von denen der eine, Jehuda, als der Autor der „Dialoghi di amore" bekannt ist. Auch Abraham Zacuto, ehedem Professor der Astronomie in Salamanca, ein namhafter hebräischer Literarhistoriker, wäre hier zu nennen, der nach der Vertreibung der Juden aus Portugal mit den Exulanten nach dem Orient zieht. Dorthin wandern auch die Gelehrten seines Volkes: Joseph ibn Verga, Amatus Lusitanus, der beinahe den Kreislauf des Blutes entdeckt, Israel Nagara, der begabteste Dichter des Jahrhunderts, dessen Hymnen sich allgemeiner Beliebtheit erfreuen, der Mittelpunkt eines Kreises dichterischer Nachzügler im Orient, später Joseph Karo, die einflußreichste Persönlichkeit des 16. Jahrhunderts, der durch seinen „Schulchan Aruch" die Codification der jüdischen Lehre abgeschlossen, und viele andere. In Salonichi blüht bereits eine große jüdische Gemeinde, wo Jakob ibn Chabib, der zuerst die talmudische Hagada gesammelt, und später David Conforte, ein angesehener Historiker, leben und lehren. In Jerusalem wirkt Obadja aus Bertinoro, ein berühmter Commentator der Mischna, neben vielen der Kabbala ergebenen Lehrern, von denen hier nur Salomo Alkabez genannt werden möge, da er Dichter des allgemein bekannten Sabbathliedes „Lecho daudi" ist. Der Zug nach Jerusalem war in dieser Periode der blühenden Kabbala und der falschen

Messiasse natürlich ein lebhafter — die Literatur hat keine Früchte davon gehabt. Es sei denn, daß man das Werk von Jesaias Hurwitz, die „Zwei Bundestafeln," das bis auf den heutigen Tag sich eines großen Ansehens erfreut und das eine Art Encyklopädie der jüdischen Wissenschaft, aber auf mystischer Grundlage, darstellt, als einen solchen Gewinn ansehen wollte.

Günstiger erwies sich die Lage der Juden in Italien auch in Bezug auf ihre Literatur. Die Renaissance der Wissenschaften kam auch ihnen zugute, und die neu erwachten klassischen Studien bleiben nicht ohne Rückwirkung auf ihre Geistesschöpfungen. Zum dritten Mal kommt der jüdische Geist mit dem griechischen in Berührung. — Die Wissenschaft feierte ihre Auferstehung, und soweit es ihr nationales Elend gestattete, blieben auch die Juden nicht zurück. Dieses Elend war freilich unvermindert auch in den Tagen, wo es nach Erasmus, eine Lust war, zu leben. Im Gegentheil, es nahm immer schrecklichere Dimensionen an. Mag es daher immer als ein Lichtpunkt erscheinen, daß die Aufmerksamkeit sich auch den hebräischen Studien zuwendet — sie galt ja nur dem Worte Gottes, nicht seinem Volke, daß Picoda Mirandola die Kabbala studirte, daß der jüdische Grammatiker Elia Levita, der Lehrer des Cardinals Egidio de Viterbo und später des Paul Fagius und Sebastian Münster wird, der sogar seine Schriften ins Lateinische übersetzt, daß die Päpste und Sultane mit Vorliebe jüdische Leibärzte wählen, die auch in ihrer Literatur hervorragen, daß die Juden namentlich philosophische

Schriften aus dem Hebräischen und Arabischen ins Lateinische übertragen, daß gar Elia del Medigo als gelehrter Schiedsrichter im Paduaner Universitätsstreit aufgerufen wird. Es hält dies alles den Verfall nicht auf und der Jude wie sein Talmud werden verbrannt, mag Johann Reuchlin noch so sehr dagegen Einspruch erheben.

Johann Reuchlin, „der Phönix Germaniens" war der erste unter den deutschen Humanisten, den sein heißer Wissensdurst zu den Quellen des jüdischen Schriftthums führte. In den Kreisen der Dunkelmänner aber, die in den Arbeiten und Bestrebungen des Humanismus eine Gefahr für das Christenthum sahen, wurden die hebräischen Studien vor Allem mit scheelen Augen angesehen. Man witterte in ihnen eine Begünstigung des Judenthums und fand sehr bald für den Kampf gegen diese Bestrebungen ein gefügiges Werkzeug in dem getauften Juden Johannes Pfefferkorn. Zu derselben Zeit als Reuchlin an seinem großen Werke über „die Kunst der Kabbala" arbeitete, ließ Pfefferkorn vier giftgetränkte Schriften gegen die Juden erscheinen, einen „Judenspiegel", eine „Judenbeichte," ein „Osternbuch," und einen „Judenfeind." Darauf erhielt er vom Kaiser die Erlaubniß, alle jüdischen Bücher confisciren zu dürfen. Diesem Befehl wollte sich jedoch der Erzbischof von Mainz nicht fügen; es erfolgte ein neues kaiserliches Mandat, daß zur Berathung sieben Professoren der Universitäten Mainz, Köln, Erfurt und Heidelberg, ferner Reuchlin, Victor v. Carben und Jacob v. Hochstraten aufgefordert werden sollten. Von allen Diesen

war nur Reuchlin den Juden wohl gesinnt, Hochstraten war „Ketzermeister“ in Köln, von wo aus dem Kreise der Dominikaner die ganze Bewegung ausgegangen war. Die Vertreter der Universitäten hatten zu wenig Sachkenntniß. Ihre Gutachten waren scharfe Angriffe gegen die Juden und gegen den Talmud. Nur Reuchlin suchte die Frage zu vertiefen; sein Gutachten ist ein wichtiges Actenstück zur Geschichte der jüdischen Literatur. Gegen dieses Gutachten erhob sich nun Pfefferkorn mit rohem Ingrimm. In dem Streit zwischen Reuchlin und den Dunkelmännern bildeten also der Talmud und die jüdische Literatur hauptsächlich das Schiboleth des Kampfes, dessen tiefere Bedeutung freilich in dem Streit zwischen Theologie und Wissenschaft und das Recht freier Meinungsäußerung gegenüber inquisitorischer Verketzerungssucht liegen mochte.

Auch dieser Kampf führte natürlich zu keinem positiven Resultat, ja eher zu einem negativen, denn als schließlich die Entscheidung des Papstes angerufen wurde, da kam aus demselben Rom, in welchem hebräische Sprache und Literatur in so hohem Ansehen standen, und wo Humanismus und Renaissance sich vereint hatten, ein Edict, das die jüdische Religion verdammte, die hebräische Literatur für verderbt erklärte, den Humanismus angriff und Reuchlin verurtheilte.

In solchen trüben Tagen schreibt der Portugiese Samuel Usque sein Werk „Consolacam as Tribulacoes de Ysrael“ und Joseph Cohen seine Chronik, das „Thal der Trauer“, das bedeutendste jüdische Geschichts-

werk seit Josephus Flavius. Es wohnt eben diesem Stamme eine unbezwingbare Zähigkeit und eine heroische Kraft inne, Leiden zu ertragen. Sogar Frauen treffen wir in jener Zeit immer zahlreicher an, die an der geistigen Arbeit ihrer Nation regen Antheil nehmen, so Deborah Ascarelli, so die begabte Dichterin Sara Copia Sullam und andere, die den Reigen jüdischer Schriftstellerinen aber noch lange nicht beschließen.

Einer der vornehmsten Geister seiner Zeit ist in dieser Periode der kühne Kritiker und Forscher Asariah de Rossi, dessen literarhistorische Studien geradezu den Keim gelegt haben zu einer Geschichte der jüdischen Literatur und auch heute noch Werth und Ansehen genießen.

Er überragt nicht nur seine Zeit, sondern das ganze jüdische Mittelalter bis in die Tage der großen Denker, welchen die historische Kritik freilich fehlte, die aber dieselbe durch die philosophische zu ersetzen vermochte. Er geht von der breiten Heeresstraße der alten Gesetzeslehrer wie der aesthetischen Schöngeister und der harmlosen Chronisten ab und wandelt seine eigene Bahn. Er führt die Leser aus seiner Zeit, ja selbst aus dem Mittelalter hinaus in jene Tage, in denen der Quell der Literatur fast verschüttet scheint. Er zeigt ihnen dort die neu ausgegrabenen Schätze und lehrt sie in der Unterscheidung des Wahren vom Sagenhaften und in der Vergleichung verschiedener Literaturwerke historische Kritik zu üben.

Ihm zur Seite stehen Abraham de Portaleone, ein tüchtiger Alterthumsforscher, der den Juden

den ersten medicinischen Gebrauch des Goldes vindicirt, David de Pomis, dessen Apologie der jüdischen Aerzte bekannt ist, ferner die merkwürdige Zwittergestalt des Rabbiners von Venedig, Leo de Modena, der sich in beständigem Kampfe zwischen Glauben und Unglauben befindet, und von dem Werke gegen die Kabbala, ja gegen die rabbinische Tradition existiren, indes er selbst Kabbalist und Rabbiner war. Eine ähnliche Stellung nimmt in der Literatur Joseph del Medigo ein, ein fahrender Literat, der die Kabbala bald bekämpft, bald verherrlicht.

Höher stehen Isaak Aboab, dessen „Nomologia" die jüdische Tradition gegen alle Angriffe zu vertheidigen unternimmt, Samuel Aboab, ein großer Schriftgelehrter, Asarjah Figo, ein berühmter Prediger, namentlich aber Mose Chajim Luzzato, der erste jugendlich verstorbene jüdische Dramatiker, wenn man von früheren unbedeutenden Versuchen absehen will. Aber auch er verstrickt sich in die Netze der Kabbala und wird ihr tragisches Opfer. Seine Dramen zeugen von dichterischer Begabung und ungewöhnlicher Beherrschung der hebräischen Sprache, die in alle seine Wandlungen das jüdische Volk treu geleitet.

Der Widerstreit zwischen den die Zeit bewegenden Elementen und dem dichterischen Genius, der diese besingen muß, ließ keine Dichter mehr erscheinen oder, wo diese hätten aufkommen können, frühzeitig zu Grunde gehen.

An Geist und Wissen stehen die italienischen Juden jener Periode weit über ihren Glaubensgenossen in anderen Ländern, an Charakter und Sittenreinheit stehen sie tief unter jenen. In den Vordergrund des literarischen Interesses treten fortan die Juden Polens. Die rabbinische Literatur findet dort ihre eifrigsten und gelehrtesten Vertreter und zahlreiche Akademien verbreiten das Talmudstudium in einer neuen, Jakob Pollak zugeschriebenen Weise des Pilpul, der sorbistischen Behandlung der talmudischen Materien. Als die bedeutendsten gelten Salomo Luria, Moses Isserles, Joel Sirkes, Sabbatai Cohen, der auch geschichtliche und poetische Arbeiten hinterlassen, und von dem abzustammen der Schreiber dieser Zeilen sich zur Ehre anrechnen dürfte, gäbe es in der Republik der Wissenschaft einen Ahnenstolz; ferner Samuel Edels und viele Andere, von denen nur noch der freisinnige Elia Wilna erwähnt werde, da er der eifrigste Gegner der Kabbala und des aus ihrem Schoße entstammten Chassidismus war, der dem Judenthum und seiner Wissenschaft sich gleich feindlich und verderblich erwiesen hat.

Was nun die oben erwähnte Art des Talmud-Studiums, den Pilpul betrifft, so ist derselbe wahrscheinlich auf die eigenthümliche, aller ethnologischen Gesetze spottende Vereinigung des jüdischen mit dem slavischen Geiste zurückzuführen. Phantasie, Geist und Witz der Juden hatten sich mit dem aufschäumenden, lebhaften, rasch ergreifenden, aber auch rasch wieder nachlassenden slavischen Geist zu einer seltsamen Eigenart vermält, die dem

Talmudstudium jener Periode ihr charakteristisches Gepräge aufdrückte. Ein erstaunlicher Scharfsinn und eine haarspaltende Gelehrsamkeit wurde dem Studium des Religionsgesetzes gewidmet. Die neue Methode galt aber mehr dem Gegenstande als der Form. Nicht ohne Grund hat man ihr den Namen Pilpul, d. h. Pfefferung beigelegt, insofern ihr eigentliches Element ein beständiges Witzspiel, ein Wetteifern des Scharfsinns, ein Turnier der Kasuistik gewesen ist. Mit verhängnißvoller Einseitigkeit bildete man diese Richtung auf Kosten aller anderen immer mehr aus. Der unglaubliche Erfolg, den die pulpilistische Lehrmethode in verhältnißmäßig kurzer Zeit errang, drängte alle anderen Bestrebungen in den Hintergrund. Eine überaus reiche Geisteskraft concentrirte sich Jahrhunderte lang ausschließlich auf das Talmudgebiet. Hier konnten Verstand und Witz, Geist und Scharfsinn an Räthseln, Fragen, Widersprüchen, künstlichen Knoten und nicht minder künstlichen Lösungen sich erfreuen.

Und solchen Studien hatten sich die führenden Geister hingegeben. Nur sehr Wenige vermochten sich dem Zauberbann der Kabbala zu entziehen, und die Pfade einzuschlagen, die die Ahnen einst für sie gebahnt. Einer dieser Wenigen war eben Elia Wilna, der von den Zeitgenossen mit dem Titel Gaon beehrt wurde. Er zuerst wagte es mit der hergebrachten Lehrweise zu brechen und eine methodische Behandlung des Talmudstudiums zu fordern, er zuerst führte seine Jünger wieder zur Bibel und unterrichtete sie in der lang vernach-

lässigten hebräischen Grammatik. Er wagte es aber auch gegen die Verirrungen der Kabbala, gegen die Orgien des jung aufblühenden Chassidismus mit Entschiedenheit aufzutreten.

Noch ist die Urquelle nicht entdeckt, aus der die chassidischen Strömungen hervorgingen. Mit den alten Chassidim oder Essäern hatte sie wenig mehr als den Namen gemein, ja es ist merkwürdig, daß man erst von ihr hört, da sie schon weitere Kreise erfaßt und als eine Macht aufzutreten beginnt. Geheimnißvoll wie ihr Ursprung ist auch die Lebensgeschichte ihres Begründers. Israel aus Miedziborz, gewöhnlich Baal Schem genannt, ist der allgemeinen Annahme nach der Begründer dieser Secte. In dunklen, unwegsamen Felsschluchten, an einsamen Ufern großer Ströme soll ihm die Offenbarung aller Geheimnisse der Natur und des Menschenlebens geworden sein. Aber er hatte wohl kaum die Absicht, eine neue Secte zu gründen; er fühlte nur gleich instinctiv die Sehnsucht, jene Bedürfnisse des Gemüthes zu befriedigen, die in der auf die Spitze getriebenen pulpilistischen Dialektik keine Nahrung fanden. Erst unter den Nachfolgern Israels nahm diese chassidische Bewegung festere Formen an. Diese verkünden bereits prophetische Gesichte und berichten Wunderthaten; die Theorie von dem Zaddik, d. h. dem vollkommen Frommen, wird zu so hoher Ausbildung gebracht, daß dieser fast eine Art von Heiligenkrone erlangt. In dem Zaddik verkörpert sich das ganze Leben dieser Secte. Von ihm wird gesagt, daß er in einer innigen Verbindung mit

Gott stehe und dadurch alle Geheimnisse der Welt und des Menschen erfahre; jede Berührung mit ihm bringe den Anhängern dieses Heiligen Segen und Erlösung. Es verlohnt sich nicht des Weiteren auf die Grundsätze dieser mystischen Weltanschauung einzugehen; was sie an guten und sittlichen philosophischen Ideen hatte, das war dem talmudischen Judenthum entnommen, gegen welches sie sich auflehnte; was sie von Eigenem hinzufügte, stand selbst hinter der alten Kabbala zurück, sie war nichts als eitel Wahnwitz und Verzückung, oder einfacher Betrug. Die Grundideen der chassidischen Weltanschauung sind natürlich auch in einem Schriftthum niedergelegt, das sich jedoch aller kritischen Beurtheilung entzieht. Es sind Predigten und Moralbücher, Wundergeschichten und Legenden, die eigentlich schon außerhalb der Literatur stehen und oft sogar nur in Abschriften unter den Anhängern des einen oder andern Zaddik verbreitet wurden. Eine tiefere geistige Entwicklung hat der Chassidismus nicht erlebt. Sein Verhältniß zum Talmudismus und insbesondere zum rabbinischen Ceremonialgesetz war ein rein willkürliches. Unter allen Verirrungen, die die jüdische Religionsgeschichte aufzuweisen hat, war diese die schädlichste, denn ihre Anhänger verblieben innerhalb der Glaubensgemeinde, um im slavischen Osten wenigstens tiefe Verheerungen anzurichten und Zustände heraufzubeschwören, deren Ende noch nicht abzusehen ist. Die Herrschaft des Chassidismus umfaßt heute wie vor einem Jahrhundert ein Reich der Finsterniß und des Aberglaubens.

Ein erfreulicheres Bild gewähren die holländischen Juden. Dort vereinigt sich allgemeine Bildung mit der religiösen Ueberlieferung zu einer gewissen Harmonie, und die Sonne der Duldung leuchtet dem verfolgten Stamme. Ihr Licht fällt auch in die Lehrhäuser zu Amsterdam und in das Herz eines Jünglings, der die Talmudfolianten verläßt und hinausgeht, um das Evangelium einer neuen Philosophie der staunenden Menschheit zu künden. Sein Name ist Baruch Spinoza!

Dort lebten auch Manasse b. Israel, der für die Emancipation seines Volkes und für dessen literarische Bedeutung in hebräischer und lateinischer Sprache kämpft, David Neto, ein wackerer philosophischer Forscher, Benjamin Mussafia, Orobio de Castro, David Abenator Melo, der die Psalmen ins Spanische übersetzt, Daniel de Barrios, ein vielschreibender Dichter und Kritiker, und Andere, die bereits in der Landessprache ihr Volk vertheidigen.

In Deutschland hatte schon lange vorher das Gemisch von deutscher und hebräischer Sprache, das sogenannte Judendeutsch, eine große Volksliteratur geschaffen, die vor Luther zwei große Bibelübersetzungen und zahlreiche Schriften ethischen, poetischen und historischen Charakters zur Welt gebracht, die sogar die interessantesten deutschen Sagenkreise des Mittelalters in den Kreis ihrer Betrachtung gezogen hat.

In frühe Tage des Mittelalters verliert sich der Ursprung dieser literarischen Unterströmung, denn schon

in den Glossen und Gutachten des 11., 12. und 13. Jahrhunderts begegnen wir deutschen Worten und Sprichwörtern. Auf der Grenzscheide zwischen Minnesang und Meistersang steht das merkwürdige „Sammelbuch", welches eine jüdische Frau, Litte aus Regensburg, gedichtet und das in der Nibelungenstrophe das Leben Davids besingt.

Die spätere jüdisch-deutsche Literatur wendet sich zunächst an das weibliche Geschlecht und an die Jugend. Die interessantesten Werke sind das sog. „Ma'ase-Buch" und das Zeena-Ureena, beide Erbauungsbücher für die Frauenwelt, Hauspostillen, in welchen Fabeln, Märchen und Erzählungen in buntem Gemisch und mit moralischer Nutzanwendung sich vorfinden.

Ja selbst Volkslieder und Romanzen fehlen nicht. Genau ein Jahrhundert später als die deutsche Volksliteratur, hat auch die jüdisch-deutsche ihre Volksbücher von „König Artus Hof" bis zum Eulenspiegel und den Schildbürgern; selbst an Komödien fehlt es nicht, die allerdings nahezu ausschließlich als Karnevalspossen zum Purimfeste verwendet werden. Der Kreis, den dieses Schriftthum beschreibt, ist nur ein kleiner und enger; aber er umfaßt doch auch wesentliche Richtungen der allgemeinen Literatur und auch selbst aus seinen Werken kann man das Wehen des nach der Erkenntniß des Höchsten ringenden Menschengeistes verspüren.

Daneben tritt das Talmudstudium in seine natürlichen Rechte, und erst mit dem Jahrhundert der Aufklärung beginnt auch dort ein neues Leben.

Wenn wir den Historiker David Gans, die Talmudforscher Abigedor Kara, endlich noch den Gelehrten Jakob Josua Falk, Jakob Emden und Jonathan Eibenschütz, Jair Chajim Bacharach, der auch mit den allgemeinen Wissenschaften sich befreundete, Zewi Hirsch Aschkenasi, Jomtob Lipmann Heller, eine bedeutsame Erscheinung in jenem Kreise, den Verfasser des berühmten Commentars zur Mischna „Tossafot Jomtob" Chiskia de Silva und die Kämpfer im Streite um den Sabbathianismus — eine durch den falschen Messias Sabbathai Zewi verursachte mystische Secte — Ezechiel Landau, endlich den Bibliographen Sabbatai Bassista nennen, so haben wir genug gethan. Mehr als die Namen könnte man von jenen Vorkämpfern des Talmudismus doch nicht nennen, und auch diese würden am Ende dem Gedächtniß bald entschwinden.

Ein erfreuliches Bild gewähren in dieser Periode die christlichen Gelehrten, die der so lang vernachlässigten jüdischen Literatur ihr Interesse und ihre Aufmerksamkeit zuwenden, wie die beiden Buxtorf, Bartolocci, Wolff, Surrenhuys, de Rossi u. A. Mit ihnen beginnt und schwindet auch wieder das Interesse an dieser Literatur auf nichtjüdischer Seite, und es ist immerhin bedauerlich, daß selbst die bedeutendsten Theologen unserer Zeit nicht zum Vortheil ihrer Schriften sich mit der Benützung unzuverlässiger subsidiärer Quellen begnügen, statt zu den eigentlichen Quellen dieser Literatur zu gehen.

* *
*

Es beginnt die sechste und letzte Periode dieser Literatur, die bis auf die Gegenwart reicht und somit noch nicht abgeschlossen ist. Man kann sie die Periode des Aufschwungs der jüdischen Literatur nennen. Charakter, Inhalt, Form und Sprache dieser Literatur ändern sich und Deutschland übernimmt in ihr zum ersten Male die Führung. Mendelssohn steht als die hervorragendste Erscheinung an der Schwelle der neuen Epoche, der mit seinen Schülern den „Biuristen" Wessely, Dubno, Homberg, Euchel, Friedländer u. A. den Juden eine deutsche Bibel gab.

Auf den tiefen Verfall folgt eine große Erhebung, eine Erhebung von Innen heraus durch den Geist der Zeit gefördert, durch die sich überall Geltung verschaffenden Ideen der Humanität und Freiheit mächtig beeinflußt. Moses Mendelssohn war es aber, der die Juden im Reiche des Geistes emancipirte; er war der Germanisator des Deutschen und ein Regenerator des gesammten Judenthums. Er hat den deutschen Juden die Bibel wieder gegeben und was Luther für das deutsche Volk, das hat er für seine Glaubensgenossen gethan. Wie ein Blitzstrahl zündete dieses Werk und erleuchtete die Jugend, die in freudiger Begeisterung dem hohen Ziele folgte, das ihr verheißungsvoll in der Ferne winkte. Ja, Mendelssohn's Bibelübersetzung war nicht blos ein Buch, es war eine That, eine große, bedeutungsvolle Geistesthat.

Der große Umschwung, der sich an dieses Werk knüpft, machte sich naturgemäß zuerst in der veränderten Methode des Jugendunterrichtes geltend. Es wurden Schulen

gegründet, in denen die Bibel nach seiner Uebersetzung gelehrt wurde; die aus diesen Schulen hervorgehenden Zöglinge wählten natürlich andere Berufsarten als ihre Vorfahren und wendeten sich sowohl dem Handwerk wie den Künsten und Wissenschaften zu. Aber auch auf die Ideenwelt der Alten suchte Mendelssohn noch direct einzuwirken.

Unter den Juden rief seine Thätigkeit verschiedenartige Beurtheilung hervor. Die Alten, welchen den Geist derselben nicht genügend erfaßt hatten, verharrten ihm gegenüber in entschiedener Abneigung. Die Neuen waren in kurzer Zeit schon über Mendelssohn's Ideen hinausgegangen und konnten sich mit seiner Auffassung des Gesetzes nicht befreunden. Er aber ging unbeirrt seines Weges. Seine Glaubensgenossen ermahnte er: „Liebt, so werdet ihr geliebt werden". All seinen Zeitgenossen aber rief er das Losungswort seines Lebens und Schaffens zu: „Aufklärung"!

Von den bereits genannten Jüngern Mendelssohn's, die man auch nach einer Zeitschrift, die ihre Geisteserzeugnisse zuerst veröffentlichte, Measfim, nannte, haben die Meisten schon bei Lebzeiten Mendelssohn's sich durch verschiedene Schriften bekannt gemacht; ihnen schloß sich eine lange Reihe von Schriftstellern an bis in das erste Viertel dieses Jahrhunderts, die man gemeinhin die Schule Mendelssohn's nennt.

Die Tendenzen, von welchen diese Schule ausging, waren zunächst natürlich die des Meisters. Auch sie wollten für Aufklärung kämpfen, auch sie suchten die

Bibel dem allgemeinen Verständniß näher zu bringen, auch sie förderten das Studium der hebräischen Sprache. Ja, diese Förderung kann sogar als das Hauptverdienst dieser Schule angesehen werden; aber nur Einzelne von ihnen blieben dabei auf dem religiösen Standpunkt ihres Meisters stehen. Die Meisten schritten über denselben in einer Richtung hinaus, die Mendelssohn fremd war, und die er gewiß mißbilligt hätte. Es fehlte ihnen der historische Sinn. Das Gesetz geschichtlicher Entwickelung war ihnen noch nicht aufgegangen und darum wirkten sie vor Allem zersetzend und auflösend. Die Anregungen, die sie gegeben, haben aber doch vortheilhaft nachgewirkt, indem sie den Sinn für das Studium der Wissenschaften auf der einen, wie die Werthschätzung der hebräischen Sprache auf der anderen Seite geweckt und gefördert haben.

Erst nach ihnen bildete sich aus allen Strömungen der vorhergegangenen Epoche eine dritte, welche die Renaissance der Wissenschaft des Judenthums bedeutet, die in ihren Erfolgen und Zielen noch nicht abgeschlossen, deren Wirkungen aber auf das Judenthum selbst die gedeihlichsten waren. Eine glänzende Renaissance, auf die man das Dichterwort anwenden darf: „Fern im Osten wird es helle — Alte Zeiten werden jung!"

Was war das nun aber für eine Wissenschaft? So mochten sich wohl damals Juden und Christen fragen. Darauf gab ihnen Leopold Zunz eine erschöpfende Antwort.

Ein wüstes, unbebautes Land war diese Wissenschaft seit Jahrhunderten geworden. Wer sich einen Weg durch diese Wüstenei bahnen wollte, der mußte ein kundiger, energischer, zielbewußter Mann sein. Und ein solcher war Zunz, der mit bewunderungswerther Klarheit die Aufgaben dieser Wissenschaften nach allen Richtungen umschrieben, ihre Grenzgebiete abgesteckt, ihre vorhandenen Schätze gewürdigt hat. Zunz hat zuerst mit kühnem Blick das ganze Gebiet überschaut; er hat die einzelnen weithin zerstreuten Trümmer von Studien und Arbeiten zu einer Literatur erhoben, die nun den berechtigten Anspruch erheben darf, neben den Nationalliteraturen anderer Völker ebenbürtig dazustehen. Er ist der Schöpfer eines wissenschaftlichen Stils in der jüdischen Literatur. Aber noch mehr: er lehrte seine Glaubensbrüder Selbsterkenntniß und führte sie zur Selbstachtung. So ist von diesem Manne eine mächtige Entwicklung ausgegangen, die einen vollständigen Umschwung der Ideen über das Judenthum und sein Geistesleben im Gefolge hatte.

Es war eine glückliche Fügung, daß daneben auch von anderen Seiten fast gleichzeitig diese junge Entwicklung gefördert wurde. Selbst aus dem Lande, das man nur mit scheelen Augen anzusehen gewohnt war, seit daselbst die chassidische Strömung eine große Uebermacht erlangt hatte, kam Hilfe und Rettung. Neben Zunz ist vor Allem Salomo Juda Rapoport aus Lemberg als der Schöpfer der neueren jüdischen Wissenschaft anzusehen, er lehrte zuerst den reichen Schatz talmudischer

Gelehrsamkeit für diese Wissenschaft fruchtbar zu machen. Mit großem Geschick wußte er die neuere historische Methode auf die jüdische Literaturgeschichte zu übertragen. In dieser glücklichen Vereinigung talmudischen und allgemeinen Wissens, scharfsinniger Combination und historischer Kritik liegt die Bedeutung, die Rappoport während seines ganzen Lebens auf die Zeitgenossen ausübte.

Der dritte der Forscher, die die Wege dieser Wissenschaft bahnten, stammt aus Italien, aus dem Lande, wo die Traditionen einer klassischen Vergangenheit noch still fortwirkten und aus einer Familie, die der jüdischen Literatur schon hervorragende Dichter und Denker gegeben hatte. Es war dies Samuel David Luzzatto. Sein Gebiet war die Bibelforschung und Literaturgeschichte. Es war in ihm etwas von dem Geiste der alten Renaissance; er war freimüthig und fromm zugleich und besaß daneben die seltene Gabe eindringender und klarer Auffassung. Ein günstiges Geschick, das auch über den Wanderungen jüdischer Schriftwerke gewaltet, hatte die meisten und wichtigsten nach Italien geführt. So bot sich Luzzatto reichliche und willkommene Gelegenheit, aus den Geistesschätzen einer verwehten Blüthezeit zu schöpfen und diese nach allen Richtungen hin zu erhellen. Ein Trifolium von Forschern wie Zunz, Rappoport und Luzzatto war wohl im Stande die fast erstorbene Liebe zum Judenthum wieder neu zu beleben und die verschütteten Pfade der Wissenschaft treu nachfolgenden Jüngern zu ebnen.

Das bahnbrechende und grundlegende Werk dieser Wissenschaft sind die „Gottesdienstlichen Vorträge der Juden“ von Zunz, das im Jahre 1832 erschien. Ihm folgten andere gleich bedeutende Werke desselben Autors und dann die Forschungen von Zacharias Frankel, J. M. Jost, M. Sachs, J. S. Reggio, S. Munk, A. Geiger, L. Herzfeld, H. Grätz, J. Fürst, L. Dukes, M. Steinschneider, D. Cassel, S. Holdheim, J. Derenbourg und einer großen Reihe anderer Forscher und Lehrer, die die Wissenschaft und Literatur aus ihrem Dornröschenschlaf zu neuem Leben erweckten. Seither begann ein reiches und reges geistiges Leben, das auch auf die Entwickelung des Judenthums selbst von gedeihlichstem Einfluße gewesen ist. Berühmte Prediger, vor Allen Ad. Jellinek, dann G. Salomon, E. Kley, J. N. Mannheimer u. a. scharfsinnige Denker wie Steinheim, Hirsch, Krochmal, hervorragende Gelehrte wie M. Lazarus, H. Steinthal, ausgezeichnete Publicisten wie Gabriel Riesser und Ludwig Philippson zieren die neueste Entwickelung dieser Literatur.

Gabriel Rießer war ein kühner Vorkämpfer für die bürgerliche Freiheit der Juden, dessen Worte zündend auf die Jugend, auf die Zeitgenossen wirkten. Seine Schriften sind durch ihre Begeisterung für die Sache der Juden, durch ihre patriotische Gesinnung und nicht zum wenigsten durch die Kraft des Wortes und durch den Geist der Wahrheit, der uns daraus entgegenweht, neben den klassischen Schriften Ludwig Börne's, das be-

deutsamste Denkmal der reichen, aber in literarischer Beziehung wenig interessanten Emancipationsliteratur.

Wichtiger war eine dritte Strömung, deren Quelle der Kampf zwischen der Reform und dem Herkommen ist. Die beiden hervorragendsten Vertreter dieser Richtungen waren Abraham Geiger und Samson Rafael Hirsch. Das Auftreten Beider war ein Zeichen neu erwachten religiösen Lebens, eine erfrischende Bewegung der Geister nach einer trübseligen Epoche der Stagnation, der allgemeinen Fahnenflucht, der einseitigen Negation und blinden Nachahmung des Fremden.

Aber auch die Poesie hatte ihren Antheil an diesem Aufschwung. Der erste jüdische Dichter in deutscher Sprache war M. E. Kuh, dessen tragische Schicksale Berthold Auerbach in „Dichter und Kaufmann" so ergreifend geschildert hat. Das Ziel dieser Poesie mußte natürlich die Verherrlichung der Treue und des Opfermuthes sein, die in den vergangenen trüben Zeiten den Stamm Juda erhalten haben. Dichter wie S. L. Steinheim, L. Wihl, L. A. Frankl, M. Beer, K. Beck, Th. Creizenach, M. Hartmann, S. M. Mosenthal, Henriette Ottenheimer, Moriz Rappaport, L. Stein singen die Weise von Zion in deutschen Liedern. Und warum sollte hier Heine unerwähnt bleiben, der in seinem „Romanzero" dem altersgrauen Judenschmerz in so ergreifenden Weisen poetischen Ausdruck verliehen hat?

Aber das Lied von Zion erklingt auch wieder in den Tönen der alten Sprache. Unter den Juden im

Osten hat die neuere hebräische Poesie sich aus den Fesseln, die ihr die Schule Mendelssohns durch Aneignung fremder Stoffe aufgezwungen, befreit und eine Entwickelung begonnen, die in ihren Formen und Stoffen einen bedeutenden Fortschritt über ein halbes Jahrtausend hinaus bezeichnet und sich den Schöpfungen der klassischen Periode anreiht. Ja, noch mehr: die hebräische Sprache wurde dort der geringen allgemeinen Cultur gegenüber ein Bildungselement von hoher Bedeutung, indem die Schriftsteller, die das hebräische Idiom mit einer erstaunlichen Sicherheit handhabten, durch dasselbe allgemeine Kenntnisse verbreiteten und die Fortschritte der Cultur dem Volke nutzbar machten. Von solchen Schriftstellern sind P. Smolensky, A. Gottlober, Ch. Slonimsky, K. Schulman, S. J. Fin, J. Reifmann, N. Sokolow, von den Dichtern des Ostens A. Lebensohn und dessen früh verstorbener Sohn Micha, M. Letteris, A. Mapu und vor Allen Leon Gordon zu nennen. Sie haben es verstanden, eine Verjüngung der Sprache anzubahnen, in der einst die Psalmen gesungen wurden, in der die Propheten mit mächtigen Strafreden sich an Israel wendeten, und in der jetzt nach langen bangen Jahrtausenden das Triumphlied einer neuen Zeit, der Hymnus der modernen Weltanschauung ertönte.

Ich kann diese ganze moderne Entwickelung natürlich nur andeuten – ihre Schilderung steht mir nicht mehr zu. Die deutsche Literaturgeschichte hat sie übernommen und der Poesie der jüdischen Lyriker deutscher Zunge

das Wort der Vertheidigung und unparteiischen Würdigung gesprochen. Dasselbe gilt von jener literarischen Arbeit, die die Schilderung des Judenthums vergangener Tage, seines Familienlebens und seiner Conflicte mit der modernen Weltanschauung, zu ihrer Aufgabe sich gesetzt und die der deutschen Literatur eine neue Species von Erzählungen, die jüdische Dorfgeschichte, zugeführt hat. Der Meister dieser Ghettogeschichten ist Leopold Kompert; von seinen Schülern — denn so kann man alle Nachfolgenden nennen — haben A. Bernstein die Juden in Posen, K. E. Franzos und Herzberg-Fränkel die polnischen, E. Kulke die mährischen, M. Goldschmied die holländischen, Mosenthal die hessischen, M. Lehmann die süddeutschen, S. Kohn die böhmischen Juden mit Liebe und Verständniß geschildert. Natürlich darf hier der Name Berthold Auerbachs nicht vergessen werden, der dieser Literatur die Pfade geebnet, und auch Heinrich Heine kommt uns wieder in den Weg, dessen „Rabbi von Bacharach" ihr Vorbild gewesen.

Damit tritt das Judenthum und seine Literatur in einen neuen Kreis, der vielleicht der Wendepunkt der Entwicklung beider sein kann. Ist jene Literatur zu Ende oder wird diese Poesie noch eine neue Auferstehung erleben? Wer vermöchte dies von einem Stamme vorherzusagen, dessen ganze Geschichte ein großes Räthsel und dessen Literatur ein ewiges Fragezeichen bildet, von dem Stamme, der länger denn ein Jahrtausend, wie sein Urahn, mit Göttern und

Menschen gerungen hat und Sieger geblieben ist? Ich für mein Theil begnüge mich mit dem zuversichtlichen Glauben an die Zukunft dieses geistigen Lebens, und hoffe dem geneigten Leser das Bild einer bedeutsamen literarischen Entwickelung vorgeführt zu haben, die in grauer Vorzeit, mit den Geschichten der Bibel beginnend, bald persische Religionsbegriffe, griechische Weisheit und römisches Recht, später arabische Poesie und Philosophie, dann die gesammte europäische Wissenschaft in sich aufnahm und organisch verarbeitete, die an der Ausbildung des menschlichen Geistes fast nach allen Richtungen Theil genommen und in deren lange noch nicht genug gekannten und gewürdigten Schätzen ein Reichthum von Poesie und Philosophie, von Erfahrungen und Kenntnissen aller Jahrhunderte verborgen liegt.

Alle Ströme eilen dem Meere zu, das Meer ist aber nach dem schönen Psalmwort noch immer nicht voll. So auch münden alle geistigen Strömungen in die Weltliteratur, die nie endet, nie abschließt und sie alle freudig in sich aufnimmt. Ihre höchste Blüthe beginnt dann, wenn, um mit einem Prophetenworte zu schließen, „die Erde so erfüllt sein wird von Erkenntniß der Wahrheit, wie die Wasser den Meeresgrund füllen!"

Die Leidensgeschichte

der

Juden in Böhmen.

Von

Heinrich Leo Weber.



Prag.
Druck und Verlag von Jakob B. Brandeis.

Vorrede des Verlegers.

Traurige Epochen waren es, welche die Juden fast in allen Ländern, in Böhmen aber insbesondere in Elend, Drangsal und Demüthigung verlebten, eine wahre Leidensgeschichte, zu deren Schilderung Folianten nicht ausreichen würden! Nichts desto weniger genügt schon der in den engen Rahmen historischer Skizzen gedrängte Inhalt dieses Bändchens, um sich von ihr annäherungsweise einen Begriff zu machen und die Feuer und Schwert trotzende Glaubenstreue und Widerstandsfähigkeit Israels zu bewundern.

Was dieser historischen Arbeit besonderes Interesse verleiht, ist die Thatsache, daß sie zu einer Zeit, in der Wahnverblendete das Mittelalter so gern heraufbeschwören möchten, der eigenen Initiative des bereits durch anderweitige geistige Productivität vortheilhaft bekannten Verfassers entsprungen ist, der nicht obgleich, sondern weil guter Katholik, unbefangen und mit wahrem Menschlichkeitsgefühle, stellenweise nicht ohne Rührung, die traurigen Begebenheiten schildert und an diesen mitunter seine die Entartung eines den Lehren des Evangeliums zuwiderhandelnden Geschlechtes geißelnde Reflexionen knüpfte. Und schon aus diesem Grunde erscheint der Inhalt dieser Schrift um so werthvoller.

Prag, den 15. Jänner 1896.

Der Verleger.



„Wenn auch Gott mich tödtet, will ich noch auf ihn hoffen, denn ich weiß, daß mein Erlöser lebt. Ich werde am jüngsten Tage von der Erde auferstehen, werde wieder mit meiner Haut umgeben werden und in meinem Fleische meinen Gott preisen." Hiob 13 u. 19.

Blutige Verfolgungen und Drangsale der herbsten Art waren dem vielgewanderten, vielgequälten Volke der Juden schon in den ältesten Zeiten widerfahren. Nicht nur Einzelne des auserlesenen Volkes, sondern auch das Volk selbst wurde gar oft und schwer heimgesucht und der Fluch gieng an ihm in Erfüllung: „Unstet und flüchtig sollst du sein auf Erden." Aber wir wissen auch, daß der Herr schon den Erzvater Abraham tröstete: „Fürchte dich nicht! Ich bin dein Schutz und dein sehr großer Lohn."

Jakob mußte vor dem Groll seines Bruders fliehen und volle zwanzig Jahre der Heimat fern bleiben. Josef wurde von den eigenen Brüdern in die Fremde verkauft und dort in den Kerker geworfen. Hohn und Spott mußte der fromme Dulder Hiob tragen und ver-

folgt floh Moses nach Midjan. Welche Bedrückungen erlitt das ganze Volk von Seite der Aegypter und der Nachbarvölker! Wie oft mußte es zum Schwerte greifen, um sich der letzteren zu erwehren! Welche Fülle des Hasses mußte der königliche David erfahren! Salmanassar führt die Israeliten in die assyrische Gefangenschaft, Senaherib verfolgt sie und läßt viele von ihnen ermorden. Wer schildert die Leiden der babylonischen Gefangenschaft! Welch schwere Prüfung kam über die Juden zu der Zeit, da sie nach verschiedenen Wechselfällen unter die Herrschaft des stolzen und grausamen Antiochus, Königs von Syrien, kamen, der die Gesetzbücher zerreißen und verbrennen ließ und die Ausübung des Gottesdienstes bei Todesstrafe verbot! Denken wir an den Martertod des Eleazar und der sieben makkabäischen Brüder, endlich an die Greuel bei der Zerstörung der heiligen Stadt, an die Zerstreuung des Volkes über die Enden der Erde — und wir haben ein großes und ergreifendes Bild vor uns, wie es gewaltiger in der Geschichte der Menschheit nicht mehr vorkommt.

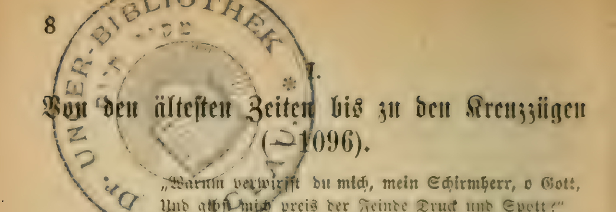
Waren es in der ältesten Zeit heidnische Völker, von denen die Juden so Vieles zu erdulden hatten, so waren es später Christen und Mohammedaner. Besonders hart und grausam gestalteten sich die Judenverfolgungen in Europa. Die Gründe lagen in dem religiösen Fanatismus, welcher seit den ältesten Zeiten so vieles Unglück über die Völker gebracht und blühende Länder in Wüsten verwandelt hat; in dem Aberglauben eines rohen und finsteren Zeit

alters und in der Habgier der Fürsten sowohl wie des Pöbels.

Aber Gott verfolgte bei Zulassung aller jener Uebel auch seine weisen und ewigen Zwecke. Viel des Unheils war vom Volke selbst verschuldet; vieles darnach angethan, um noch größeres Unglück von ihm abzuwenden. Die Verfolgungen wurden schließlich dem Volke zum Segen, denn sie zwangen es, seine Leibes- und Geisteskräfte allseitig zu üben und rastlos thätig zu sein; sie festigten seinen Charakter, stärkten seinen Willen, seine Tugend, sein Gottvertrauen.

Israel, durch der Verfolgung Qual,
Siehe, wirst Du fest und hart wie Stahl!

Die Verfolgungen machten aber auch mitleidig und barmherzig gegen andere; sie beförderten die gegenseitige Menschenliebe, machten demüthig gegen Gott und mäßigten die Liebe zu den irdischen Gütern. Durch ihre Zerstreuung über alle Länder des Erdballs trugen die Juden ihre Kenntnisse und geistigen Errungenschaften zu anderen Nationen und tauschten umgekehrt deren geistige Güter ein. Sie belebten und förderten den Handel allüberall, wohin sie kamen, und hoben damit den Wohlstand und die Volkswohlfahrt. So war es auch in Böhmen. Frühzeitig zog es sie nach diesem schönen, gottgesegneten Lande und doch harrte ihrer auch hier die Fülle der Drangsale. — Lassen wir die Geschicke des jüdischen Volkes in Böhmen an unserem Geiste vorüberziehen!



I.
Von den ältesten Zeiten bis zu den Kreuzzügen (—1096).

„Warum verwirfst du mich, mein Schirmherr, o Gott,
Und gibst mich preis der Feinde Druck und Spott?"
(Ps. 43. 2.)

Bereits in vorgeschichtlicher Zeit waren die Söhne Israels in Böhmen eingewandert. Schon zur Markomannenzeit werden jüdische Kaufleute in Böhmen erwähnt. Die Markomannen waren Heiden, deren Götterlehre an den arischen Ursprung erinnert; die Götter selbst zumeist Repräsentanten der Naturgewalten. Aber sie waren ein sittenreines und keusches Volk; innige Gottesfurcht und Hochachtung der Frauen war ihnen eigen, auch glaubten sie an die Unsterblichkeit der Seele. Erst unter Marbod wurden einige Städte angelegt und machte sich römischer Einfluß bemerkbar. Römische Kaufleute kamen mit Kunst- und Luxusartikeln ins Land und mit ihnen auch jüdische. Sie hatten offenbar als neue Ansiedler keinerlei Bedrückung zu erdulden.

Es wanderten die Čechen ein, Samo errichtete seine Herrschaft und dann walteten im Lande die Přemysliden, zuerst Herzöge, später Könige. In diesem Přemyslidenstaate waren die Juden Kammerknechte des Landesfürsten. Sie hatten daher ihren eigenen Richter, der in der Synagoge das Recht sprach. Unter Boleslaw II. (967—999), der das Prager

Bisthum stiftete, dessen zweiter Bischof der hl. Adalbert war, trieben sie Handel, weil sie in diesem mehr Geschick entfalteten und größere Erfolge errangen als die Christen, so erregten sie vielfachen Neid und dem Pöbel war ihr Reichthum ein Gegenstand der Sehnsucht.

Damals bestand in der Gegend des jetzigen Altbunzlau bereits eine christliche Kirche. Dennoch erhielt sich in den von der Mutterkirche entfernteren Orten noch einige Zeit das Heidenthum. So bestanden bei Mšeno, Sudoměř, Kowan, Hrádek und Hrobka (dem späteren Jungbunzlau) uralte heidnische Opferstätten, an denen das Volk mit althergebrachter Vorliebe hing. Von hier aus begann denn auch die Reaction gegen das in diesem Gau eingeführte Christenthum, welches ringsum aufblühte, ihr Haupt zu erheben, so daß der sonst so milde Herzog Boleslaw II. (um 973) sich gezwungen sah, ein Kriegsheer, angeblich unter Führung des Bratřimil von Hrušowa zu Gunsten der bedrängten Gläubigen einschreiten zu lassen. Die Heiden sammelten sich auf den Burgen Stranow und Zamost, unterlagen aber in einer Feldschlacht gänzlich. An diesem Zuge des herzoglichen Heeres gegen die Heiden haben sich auch die Juden in hervorragender Weise betheiligt. Auf dem Schlachtfelde selbst erbaute der Herzog sowohl zum Schutze des Christenthums, als seiner eigenen Regierungsgewalt die Burg Jungbunzlau (Mladá Boleslav). Bald erhob sich an deren Fuße eine Stadt, ebenso wie der alte heidnische Opferplatz Hrobka genannt. Den Namen Jung-

bunzlau erhielt sie erst im Jahre 1334, als man sie unmittelbar an die Burg verlegt hatte.

Man hätte meinen sollen, den Juden wäre für ihre thatkräftige Mithilfe nicht so übel gelohnt worden, wie dies nachgerade der Fall war.

Der Landesfürst bezog von ihnen nicht nur einen regelmäßigen Kammerzins, sondern maßte sich auch das Recht an, ihre Habe von Zeit zu Zeit gänzlich in Anspruch zu nehmen. So vereinigten sich viele Umstände, ihre Stellung zu einer harten zu gestalten.

In das Ende der Regierung Boleslaws II. fällt das gräßliche Blutbad der Slawniker. Sein Nachfolger Boleslaw III. führte das Land an den Rand des Verderbens. Er war durch seine Grausamkeit berüchtigt und sicher waren die Juden nicht die letzten, welche dieselbe zu fühlen bekamen. Die Großen des Reiches wandten sich an den Polenherzog Boleslaw Chrobry um Hilfe. Dieser hatte längst auf den Zeitpunkt gewartet, das schöne Königreich Böhmen sich anzueignen. Eiligst kam er mit einem Heere an die böhmische Grenze und lud den Boleslaw unter der Maske der Freundschaft zu sich. Aber schon in der nächsten Nacht ließ er den Tyrannen blenden und bemächtigte sich dessen Thrones.

Aber das deutsche Heer Heinrichs III. des Schwarzen vertrieb die Polen aus Böhmen und führte den rechtmäßigen Thronerben Jaromir, den sein schändlicher Bruder Boleslaw hatte entmannen lassen, auf den Thron seiner Väter. Jaromir aber wurde durch seinen ungestümen Bruder Udalrich entthront. Der

Thronräuber erstickte, wie der Chronist erzählt, bei der Tafel „an Speis und Trank" (1037).

Nun bestieg Břetislaw, bisher Theilfürst von Mähren, den Thron (1037—1055), ein reckenhafter Fürst, der vom deutschen Kaiser Heinrich III. zur Anerkennung der Lehensoberherrlichkeit gezwungen werden mußte. Man nannte ihn den böhmischen Achilles. Für Böhmen ist er durch sein Senioratserbfolgegesetz wichtig geworden.

Ihm folgte sein ältester Sohn Spitihněw II. als Herzog (1055—1061), ein wetterwendischer Mann, bald leutselig und fromm, bald wieder rachlos und grausam; bald irreligiös, bald wieder ein Beschützer des Clerus. Er ließ seine Schwägerin mißhandeln, daß sie den Qualen erlag; und doch wird er wieder wegen seiner Milde als Vater der Witwen und Waisen gepriesen. Obwohl er dem deutschen Kaiser seine Huldigung dargebracht hatte, von einer deutschen Mutter geboren war und mit einer deutschen Frau in friedlicher Ehe lebte, mochte er doch die deutsche Nation nicht leiden. Er erließ ein Gesetz, kraft dessen binnen drei Tagen alle Deutschen, ob reich oder arm, das Land zu verlassen hätten (1059). Das betraf auch die Juden, die überdies beschuldigt waren, eine katholische Kirche verbrannt zu haben. Das erste Opfer des Vertreibungsgesetzes war die deutsche Aebtissin des Sanct Georgsklosters, gegen die er persönliche Feindschaft hegte. Aber zur vollständigen Vertreibung der Deutschen und hiemit auch der Juden kam es nicht; wahrscheinlich

drang der Herzog selber nicht auf die weitere Durchführung seines Gesetzes. Wir treffen nach wie vor Deutsche und Juden im Lande. Trotzdem blieb das Los der Juden beklagenswerth.

Der Zutritt zu allen öffentlichen Aemtern und zum Grundbesitz war ihnen verwehrt, damit kein Christ von ihnen abhängig oder ihnen unterthan werde. Sie blieben daher auf den Handel angewiesen. Aber auch bei dieser Beschäftigung fehlte es ihnen nicht an Drangsalen.

Die erste bereitete ihnen schon Wratislaw II. (1061—1092), zu dessen Zeit der Geschichtsschreiber Cosmas lebte. Dieser Herzog hatte bereits im J. 1067 die Juden von der Kleinseite in Prag in die Judenstadt (jetzige Josefsstadt) übersiedelt. Im Jahre 1076 wurde eine Zählung der Prager Juden vorgenommen. Als sich dabei deren Anzahl auf 5250 herausstellte, verjagte er Alle bis auf 1000 aus dem Lande; nur so viele sollten von nun an da wohnen dürfen. So mußten denn zahlreiche Familien den Heimatherd verlassen, um in fremden Gegenden einem unsicheren Schicksale entgegenzugehen, das bittere Brot der Verbannung in der Ferne zu essen.

Aber auch über die Zurückbleibenden brach unsägliches Wehe herein. Schon im nächsten Jahre, 1077, wurden einige Juden verurtheilt, weil man durch die Qualen der Folter aus ihnen das Geständnis erpreßt hatte, etliche katholische Priester ermordet zu haben; desgleichen

Andere in demselben Jahre, weil ihnen ein im Dome verübter Raub zur Last gelegt wurde.

Cosmas erwähnt, daß die Juden jener Zeit im Besitze unermeßlicher Reichthümer waren. Die Reichsten wohnten nach seinem Berichte in dem Burgflecken Prags oder der Gasse vom Wyschehrad. Und so mag die Habsucht des beutelustigen Pöbels, der blöde Aberglauben und finstere Fanatismus der Menge die meisten Judenbedrückungen und Verfolgungen hervorgerufen haben.

Weit größer aber werden die Leiden des gequälten Volkes in der nächsten Epoche, zur Zeit der Kreuzzüge, da das ganze christliche Abendland, eine umgekehrte Völkerwanderung, auszog, Palästina zu erobern, einer finsteren Wetterwolke vergleichbar, bereit, den Orient zu verschlingen. Schon ehe der erste dieser zwei Jahrhunderte währenden Kriegszüge sich kampfbereit aufmachte, kam im Jahre 1096 die erste Schar derselben, ungeordnet und ohne einsichtigen Führer auch in das Herz Böhmens, nach Prag. Hier hielten die raublustigen Abenteurer die friedlichen Juden für die ersten Feinde, die man vernichten müsse. Vergeblich suchte der greise Bischof Cosmas die unbändigen Fanatiker zu beruhigen. Sie ließen den unglücklichen Juden nur die Wahl zwischen Taufe und Tod. Sie fragten nichts darnach, wie unchristlich es sei, auf solche Weise Proselyten zu machen. So wurde eine gewaltthätige Judentaufe vorgenommen. Viele, die sich nicht bekehren ließen, wurden erschlagen; 150 Juden werden als Opfer angeführt, andere nahmen scheinbar das Christenthum

an und entschlossen sich zur Flucht nach Polen und Ungarn. Kaum erfuhr dies Herzog Břetislaw II., so befahl er seinem Kämmerer, ihnen ohne Unterschied all ihr Hab und Gut zu nehmen. Dieser rief die Aeltesten zu sich und erklärte ihnen, sie sollten, da sie leer ins Land gekommen, auch leer aus demselben ziehen. Alsbald drang bewaffnetes Volk in die Häuser der Juden und nahm ihnen Alles weg bis auf weniges Getreide zum dürftigen Unterhalte auf der Reise. Der Chronist erzählt: „So viel Geld als damals den armen Juden weggenommen wurde, haben selbst die Griechen nicht aus dem eroberten Troja hinweggetragen.“ So gesellte sich zur ersten Unthat die zweite. Einige blieben aber doch in Prag, kehrten nach dem Abzuge der Kreuzzügler wieder zum alten Glauben zurück und gelangten auch bald wieder zu Ansehen und **Reichthum.**

II.

Von den Kreuzzügen bis zum Aussterben der Přemysliden (1099—1306).

„An Babels Wassern saßen wir in Leiden
Und weineten wenn wir an Zion dachten;
Stumm hingen unsre Harfen an den Weiden,
Die dort am Ufer in die Wellen schmachten.“
(Ps. 137).

Es ist bemerkenswerth, daß sich während Břetislaws II. Regierung in Böhmen immer noch große Ueberreste des Heidenthums zeigten. **Der** Herzog

ließ zahlreiche heidnische Haine und Bäume ausrotten und das altherkömmliche Begraben der Todten in Wäldern und Feldern einstellen, Zauberer und Zeichendeuter aus dem Lande verweisen. Die Bauern opferten noch hie und da den Diasen, beteten zu ihren alten Hausgötzen (Škrety) und feierten abergläubische Todtenfeste über den abgelegenen Gräbern.

Von einer Jagd in den Waldungen bei Bürglitz nach seinem Hofe Zbečno zurückkehrend, fiel Břetislaw durch einen von den Wrschowetzen gedungenen Meuchelmörder (1100). Ihm folgte Bořiwoj II., ein treuer Kämpe des Kaisers Heinrich IV. Damals strebte Svatopluk, der Theilfürst von Olmütz, nach dem Throne Böhmens. Bořiwoj suchte bei Kaiser Heinrich V. Schutz. Dieser rief unter Kriegsandrohung den Svatopluk an seinen Hof, wo er ihn ohne Weiteres ins Gefängniß werfen ließ. Bořiwoj kam nicht wieder in den Besitz Böhmens, sondern begab sich nach Polen. Aber Svatopluk mußte seine Freiheit vom Kaiser mit einem hohen Preise erkaufen: 10.000 Mark Silber und die Leistung der Heeresfolge in den Kriegen gegen Polen und Ungarn mußte er versprechen. Um das viele Geld zusammenzubringen, besteuerte er als neuer Herzog Böhmens alle Stände des Landes, besonders die Prälaten und Kaufleute, sowie die Bürgerschaft Prags. Bei diesem Anlasse mußten auch die Prager Juden ein Lösegeld von 1000 Mark Silber aufbringen. Dies geschah 1107.

Im Jahre 1124 mußten sie wieder 3000 Pfund Silber und 100 Mark Gold für das Leben eines rück-

fälligen jüdischen Convertiten zahlen, der einen christlichen Altar zerstört hatte. Die im Altare verwahrten Reliquien hatte er in eine Cloake werfen lassen. Jakob, so hieß dieser getaufte Jude, war am Hofe Wladislaws I. eine hochangesehene Person. Der Chronist meldet, der Teufel habe ihn verführt. Der Herzog ließ ihn in den Kerker werfen und sein großes Vermögen einziehen. Um ihn vor der Todesstrafe zu retten, brachten die Juden obige Summe auf. Dadurch war die Prager Judengemeinde für längere Zeit arg geschädigt.

Im Jahre 1150, zur Zeit des zweiten Kreuzzuges, regierte in Böhmen Wladislaw II. (1140—1173). Der König von Frankreich, Ludwig VII. und selbst der deutsche Kaiser Konrad III., der Hohenstaufe, hatten das Kreuz genommen. Da war auch Wladislaw mit seinem Bruder Heinrich und Svitibniw, dem Sohne Boriwojs, sowie vielen Großen des Reiches bereit, Antheil zu nehmen an der Rückeroberung der geheiligten Stätten in Palästina. Konrad zog durch Ungarn und erreichte die asiatische Küste. Als er aber den Landweg über Ikonium einschlug, wurde das Heer von dem Sultan vor Ikonium geschlagen. Konrad rettete sich nach Konstantinopel; bis dahin begleitete ihn Wladislaw, und eilte von da über Kiew und Krakau in seine Heimat zurück.

Während der Abwesenheit des Herzogs hatte in Böhmen Soběslaw, der Sohn Soběslaws I., die Gelegenheit benützt, sich des Thrones zu bemächtigen. Aber Theobald, des Herzogs Bruder, der unterdessen die

Statthalterschaft führte, nahm den Aufrührer gefangen und ließ ihn in einen der Prager Thürme sperren. Als Wladislaw heimkehrte, war der Aufstand bereits gedämpft; er ließ den Urheber desselben auf der Burg Pfrimberg gefangen setzen.

Während dieser Abwesenheit des Herzogs waren aber auch (1150) Geißlerbanden nach Böhmen gekommen.

Die Geißler, auch Flagellanten genannt, waren eine Secte wahnwitziger Fanatiker, die von Deutschland her nach Böhmen kamen, und sich von da aus auch nach Mähren und Schlesien verbreiteten. Mit entblößtem Oberleibe, in der Hand eine mit Knoten und Stacheln versehene, aus vier Riemen bestehende Geißel, an den Gewändern oder Hüten blutrothe Kreuze, zogen sie scharenweise, Bußlieder singend, von Ort zu Ort und forderten Jedermann auf, sich zur Abbüßung seiner Sünden ihnen 33 Tage lang anzuschließen. Zweimal des Tages fand die öffentliche Geißelung statt und dauerte immer so lange, als ein Vorsänger ein Lied vom Leiden Christi sang. Darauf streckten sie die blutig geschlagenen Arme schreiend zum Himmel. Außerdem fand noch täglich eine besondere nächtliche Geißelung statt. Das Alles sollte ihren glühenden Bußeifer zeigen. Aber sie dachten nicht daran, daß durch die Entblößung des Körpers die öffentliche Sittlichkeit zu Schaden kam. Weil sie sich auch gegenseitig von ihren Sünden freisprachen, verachteten sie die Geistlichkeit, verhöhnten die Priester überall, wohin sie wanderten, und machten

sich noch an vielen Orten ein besonderes Verdienst daraus, die Juden als Feinde Christi zu tödten.

Es mußten Inquisitionen eingesetzt werden, um den Greueln der Geißler ein gewaltsames Ende zu bereiten.

Die Geißler, die im Jahre 1150 nach Prag gekommen waren, überfielen nächtlicherweise die dortige Judenstadt, auf Raub und Plünderung bedacht. Aber sie wurden von den wackeren Prager jüdischen Fleischhauern gar gründlich in die Flucht geschlagen, so daß diesmal die jüdische Gemeinde mit unbedeutenden Verlusten davonkam. Darüber war der zurückkehrende Herzog Wladislaw selber erfreut und zur Belohnung für ihre Tapferkeit, gestattete er den jüdischen Fleischhauern den böhmischen Löwen in ihr Wappen aufzunehmen.

Wenn auch dieser, der zweite Kreuzzug, resultatlos verlaufen war, so wußte der kluge Landesfürst doch sehr wohl, daß die Juden den Kreuzzügen im Allgemeinen auch von ihrem Standpunkte aus ein reges Interesse entgegenbrachten, galt es doch die Entreißung eines Landes aus rohen Heidenhänden, das dem Juden wie dem Christen ewig gleich heilig bleiben wird und muß! Es wurden ja nicht nur die Christen an den heiligen Stätten bedrückt, sondern auch die Juden in dem Lande, das sie einst ihr Eigen nannten, an welches sich ihre allerheiligsten Traditionen knüpften. In diesem Lande aber war der Stifter der Kreuzeslehre zur Welt gekommen, hier hatte er gelebt und gewirkt, von hier

aus seine Heilslehre verkündet. So liefen also in den Kreuzzügen die Interessen der Juden mit denen der Christen zusammen.

Schmerzlich und tief müssen alle jene Uebergriffe bedauert werden, die bei Verfolgung eines so edlen und heiligen Zweckes da unterliefen! Wie viele Abenteurer nahmen Theil an den Kreuzzügen, um daheim der drückenden Schuldenlast zu entrinnen; wie Viele ließen sich das Kreuz an die Schulter heften, um angesichts der mangelnden Disciplin nach Herzenslust rauben und plündern zu können. Gar Mancher war leibeigen; von der Stunde an, wo er sich an dem heiligen Zuge betheiligte, war er frei. Ja, recht verlockend für eine Unzahl von Leuten, denen jeder sittliche Halt fehlte, war so ein Kreuzzug.

Wie verhielten sich da die Juden? Fürs erste: Mitziehen, thätigen Antheil nehmen konnten sie nicht, so gerne sie es etwa auch gewollt hätten, denn es galt ja den Schutz der auch ihnen heiligen Stätten. Aber sie waren keine freien Krieger, wie die Christen, konnten sich nicht los machen von dem Banne des Landesherrn, dessen vielbesteuerte Kammerknechte sie waren, Geldmittel gaben sie her, soviel sie vermochten.

Um so bedauerlicher für sie mußte es sein, wenn während der Züge, an denen sie nicht theilnehmen konnten, gerade ungezügelte Scharen von Leuten, die vorgaben, für die Religion glühend entbrannt zu sein, gleich den Kreuzfahrern — die Geißler, Leute, die selber daheimgeblieben, weil sie den Kampf scheuten,

über sie herfielen wie wilde Thiere, ihnen ihr Letztes zu rauben!

Der Herzog mußte daher, seinem Gerechtigkeitsgefühle wie seiner Dankbarkeit folgend, die wackere Schar der Söhne Israels mit Auszeichnung behandeln, die den räuberischen Uebergriffen habsüchtiger Fanatiker während seiner Abwesenheit Einhalt geboten hatten.

Im Jahre 1219, als in Deutschland die letzten Hohenstaufen und in Böhmen König Přemysl Ottokar I. regierten, werden die Juden wieder als tüchtige Steuerzahler gerühmt und es entstanden zahlreiche neue Judengemeinden in den königlichen Städten des Landes. Aber man ließ den Juden meist nur so lange Ruhe, bis sie sich finanziell ein wenig erholt hatten.

Im Jahre 1250, nachdem kurz vorher der Mongolensturm über Europa hereingebrochen war (auch nach Böhmen waren mongolische Späher gekommen), unter König Wenzel I. (1230—1253) zog abermals eine Schar von Kreuzfahrern in die Prager Judenstadt, um sich dort den Reisebedarf zu erplündern. Diesmal aber wurden sie durch jüdische Tapferkeit zurückgeschlagen. 200 Kreuzfahrer blieben todt am Platze.

Aus dem Jahre 1252 wird eine neue Gewaltthat berichtet. Ein böhmischer Herr, Namens Zdeslaw, that einer Jüdin Gewalt an und wurde dafür von ihrem Manne erdrosselt. Das war die Losung zu einer neuen Judenverfolgung. Des rohen Wüstlings

Anhang drang, vom Pöbel unterstützt, mit Gewalt in die Judenstadt und unter Greueln aller Art wurden viele von den harmlosen Israeliten hingemordet. Zwar beschloß der König Wenzel I. in gerechtem Zorne, die Missethäter seine strafende Hand fühlen zu lassen. Aber Zdeslaws Anhang war längst über die Grenze des Landes geflüchtet. Sie erhielten erst dann Gnade, als ein friedlicher Vergleich mit den Israeliten zustande gekommen war.

Im Jahre 1267 wurde in Wien unter dem Vorsitze des päpstlichen Legaten Cardinals Quido am 10. April eine feierliche Synode eröffnet, welcher alle Bischöfe Deutschlands und der ottokarischen Länder anwohnten. Auch der Bischof Johann von Böhmen war zugegen. Dort wurde unter Anderem bestimmt, die Gemeinschaft mit Juden sei zu meiden. Letztere sollten deshalb spitzige Hüte zur Unterscheidung tragen. Bei Vorübertragung des hl. Sacramentes haben sie sich in ihren Häusern zu verschließen und am Charfreitage sollten sie sich ganz und gar verborgen halten; dies Alles wohl zu ihrer eigenen Sicherheit. Für die Prager bischöfliche Diöcese aber wurde noch ausdrücklich verordnet: Kein Christ solle Gastmählern der Juden beiwohnen, bei einem Juden Dienste nehmen oder gar bei Strafe der Ausstäupung mit einem jüdischen Theile sich fleischlich vermischen. Wenn das hl. Sacrament durch die Gasse getragen werde, sollen Thüren und Fenster der Juden geschlossen werden; überhaupt solle

die althergebrachte Judentracht, ein hornförmig gespitzter Hut, zur Unterscheidung wieder erneuert werden.

Auch der fromme Erzbischof Ernest erneuerte das Verbot, daß Juden christliche Dienstboten und Ammen halten, selbst bei Strafe der Excommunication für die Letzteren. Dagegen wurde aber auch das Verbot, vom neuen verkündigt, keinen Juden zur Taufe zu zwingen, seine Feiertage zu stören und seine Friedhöfe zu verletzen.

Endlich, 1268, ertheilte ihnen König Ottokar II. das berühmte Judenprivilegium, das ihre Person und Religion in Schutz nahm. Sie sollten ihre eigenen Richter haben; bei Klagen der Christen gegen einen Juden sollte auch ein jüdischer Zeuge zugegen sein. Die Uebervortheilung oder gar Verwundung eines Juden ward bei schwerer Körperstrafe verboten. Die Entführung eines Judenkindes hatte als schwerer Diebstahl zu gelten. Eine Klage wegen Tödtung eines christlichen Knaben sollte nur mit drei christlichen und drei jüdischen Zeugen zulässig sein.

Dreißig Jahre später, 1298, wurde die Regensburger Diöcese und hiemit das dazu gehörige Egerland von jenem furchtbaren Aufstande gegen die Juden heimgesucht, der damals fast ganz Deutschland durchtobte. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, die Juden hätten das Sacrament des heiligen Leibes Christi in einem Mörser zerstoßen und christliche Kinder unter ausgesuchten Martern getödtet,

Ein Schwärmer, Namens Rindfleisch, trat in der Regensburger Diöcese auf und predigte allenthalben die Ausrottung des unglücklichen Volksstammes. Weil sich bei diesem Anlasse reichliche Gelegenheit bot, Beute zu machen, so fand er allerwärts Anhang in Massen. Man sah die unmenschlichsten Greuelscenen in Nürnberg, Amberg, Neumarkt u. a. O. Jüdische Eltern gaben dabei ihren Kindern den Tod, um ihnen größere Qualen zu ersparen.

Damals gab die Stadt Regensburg ein ehrenhaftes Beispiel der Gerechtigkeit. Als nämlich auch hier ein Blutbad für die Söhne Israels angerichtet werden sollte, ergieng ein strenger Befehl des Rathes, den nicht zu richten und zu verdammen, den Gott nicht richte, noch auch dem rächenden Arme des Allerhöchsten vorzugreifen. Wir haben Grund anzunehmen, daß da der Bischof Konrad von Luppurg der erste Rathgeber zur Milde war.

Bald kehrte auch nach der Hauptstadt Prag der Jammer zurück. Im Jahre 1305 verbreitete sich das Gerücht, die Prager Juden hätten im Verborgenen einen Christen gekreuzigt. Da brach neuerdings die Volkswuth aus und brachte vielen Söhnen Israels den Tod.

III.

Das vierzehnte Jahrhundert.

„Ach, welche Zuflucht hätt' ich als den Herrn,
Du bist mein fester Thurm vor Feindestrutz;
In Deinem Zelte weilt' ich ewig gern,
Gern bärg ich mich in Deiner Flügel Schutz."
(Ps. 61.)

Der letzte der Premyslidischen Dynastie, König Wenzel III. fiel im Jahre 1306 in Olmütz unter den Dolchstichen eines Meuchelmörders. Ein halbes Jahrtausend hatte sein Geschlecht auf dem Throne Böhmens gesessen und das Deutschthum im Lande durch Zuziehung von Colonisten und Gewährung großer Freiheiten begünstigt. Nicht so günstig war es dem Volke Israels ergangen, wenn wir von dem Lichtblicke absehen, den ihnen das Ottokarische Privilegium gewährte.

Ehe Rudolf v. Habsburg den Thron bestieg, hatte das Faustrecht geherrscht und das Raubritterwesen sich breit gemacht auch in unserem Lande. Daß die Raubritter, die es besonders auf die Handelsleute abgesehen hatten, auch den Juden die ärgste Unbill zufügten, ist begreiflich. Böhmen hatte im Mittelalter, dieser Zeit des Eisens und des Blutes, so zahlreiche Ritterburgen, wie wenige Länder im Reiche draußen. Das beweisen die vielen Ruinen, die heute noch gar finster und trotzig von den Bergen schauen. Nicht alle diese Burgen waren von edlen Adelsgeschlechtern bewohnt, die sich an Turnieren und holdem Minnesang oder in froher Tafelrunde guter Freunde ergötzten; eine

erkleckliche Zahl der Burgherren waren hingegen gar grimme Raubritter, die als „Schnapphähne“ auf Beute lauerten. Die vorüberreisenden Handelsleute waren zu einem guten Theile Juden. Stieß oben im Wartthurme der Burg der Wächter ins Horn, so war dies ein Zeichen, daß unten im Thale ein Handelsmann die Straße zog, die Waarenballen auf einem Wagen oder Karren vor sich, oder daß auf dem Fluße drunten (Elbe) ein Schifflein mit Handelsgütern vorüberfuhr. Alsbald ward es im Burghofe lebendig; der Raubritter und seine beutegierigen Knechte sprangen flink auf die Rosse und blitzschnell gieng's hinunter, die Straße oder den Fluß zu sperren und Wagen oder Schiff zu erbeuten. Die Handelsleute wurden, wenn sie sich zur Wehre setzen wollten, niedergemacht, gewöhnlich aber nach der Burg geschleppt und dort vorläufig in den Hungerthurm geworfen. An ihrem Leben lag ja dem Raubritter manchmal viel; denn es galt, von ihren Angehörigen, bei Juden von deren Glaubensgenossen sammt und sonders ein möglichst hohes Lösegeld zu erpressen. Traf dieses nicht zur festgestellten Frist ein, so begann man mit Folterqualen, die von Zeit zu Zeit verschärft wurden, bis der schändliche Zweck erreicht war.

Oft unternahmen die Raubritter aber auch Streifzüge meilenweit in der Runde, und da die Juden das meiste Geld hatten, man es wenigstens bei ihnen vermuthete, so brachen sie in deren Häusern ein, rissen die Unglücklichen Nachts aus ihren Betten, zogen sie

aus den Kellergewölben hervor und wichen nicht eher bis der letzte Pfennig herausgegeben war. Wie es dabei den armen Familien der Juden, besonders den Weibern und Töchtern ergieng, läßt sich gar nicht schildern. Wollte der Jude nicht gleich mit seinem Gelde heraus, so goß man ihm geschmolzenes Wachs, Theer oder Unflath in den Mund; man geißelte ihn blutig oder schleppte ihn, an den Sattelknopf eines Rosses geknüpft. mit fort auf die Burg, wo der Tod im Hungerthurm seiner harrte. Seine Behausung aber wurde in Asche gelegt.

Es war eine wilde Zeit; hatte doch selbst der Kaiserthron durch 23 Jahre geschwankt. Nun beginnt eine neue Epoche; die Völker wollen das doppelte Joch des Lehenswesens und der Hierarchie nimmer tragen. An die Stelle der frechen Gewalt tritt das Ansehen der Gerichte.

Nach König Rudolfs von Oesterreich Tode hatte Herzog Heinrich von Kärnten das österreichische Haus von der Krone Böhmens verdrängt. Aber der Kärntner Heinrich gefiel den Böhmen nicht. Sie boten deshalb Johann, dem Sohne des Kaisers Heinrich VII. die Krone an. Sofort eroberte der Kaiser ohne Mühe das Land und so war das Haus Luxemburg auf den böhmischen Thron erhoben und dadurch 130 Jahre lang groß und mächtig. Die nachfolgenden luxemburgisch-böhmischen Könige waren zugleich deutsche Kaiser: Karl IV., Wenzel IV. und Sigismund. Nach Karls IV. mehr schimmernder, Wenzels thatenloser und

Siegismunds meist unglücklicher Regierung fielen alle Kronen, die der Letztere getragen, Ungarn, Böhmen und Deutschland, jedoch das erstere von den Türken bedroht, die beiden andern von den Streichen der Hussiten blutend, dem verschwägerten Hause Habsburg zu und es begann mit Albrecht II. die bis zur neuesten Zeit fortgehende Reihe der österreichischen Kaiser. Das luxemburgische Erbe gieng aber in kurzer Frist dem Hause Habsburg wieder verloren, und von Böhmen und Ungarn aus, die Albrecht II. besessen, kam für seinen Nachfolger Friedrich III. die härteste Bedrängniß.

Werfen wir nun einen Blick auf das Schicksal der Juden während dieser Zeit.

Unter dem harten Drucke, der hie und da in offene Schlachten ausbrach, gieng in manchem Orte der israelitische Stamm aus bis auf wenige Geschlechter. Diese hausten nun abgesondert von der übrigen Welt in ihren halbverfallenen Gebäuden, deren Nachbarhäuser in Ermanglung der ehemaligen jüdischen Besitzer gerade die blutärmsten Christen inne hatten. Diese Letzteren, vom Joche der bittersten Noth gebeugt, belauerten mit eifersüchtigen Blicken das Thun und Treiben der Juden, welche Bedürfniß und Gewohnheit auf den Handel anwies, und die alle List anwenden mußten, ihren wachsenden Wohlstand vor den Augen der neidischen Nachbarn zu verbergen. Darum ließen sie ihre Wohnungen von außen verfallen; darum schlichen sie in zerlumpter Tracht umher und ließen den seltenen Gästen, die in ihre Häuser drangen, nur die in Elend

und Schmutz versunkene Unterstube schauen; darum schlossen sie am Sabbath sorgfältig die Fensterladen und Hausthüren, daß nicht der Lichtschein oder der Geruch der Festspeisen nach auswärts dringe und einen Schein von Wohlhabenheit verrathe, der ihnen hätte gefährlich werden können. Fenster und Pforten mußten sorgfältig verriegelt werden, und so brachte die Familie den Abend eingekerkert zwischen ihren vier Mauern hin.

Schwarz und düster sah solch ein Judenhaus in die Gasse; hatte man den endlosen, finsteren Gang durchmessen, die düstere Wendeltreppe überstiegen und sich durch die Nacht nach dem Hintergebäude fortgegriffen, so konnte man endlich in den Ort eintreten, wo der Sabbath walten durfte in prächtiger — Heimlichkeit. Hier wurde der Ruheabend gefeiert; hier sprach der Hausvater zu den lauschenden Kindern und Enkeln von den Schicksalen und Begegnissen ihres Volkes. Es wurden die Greuelthaten erzählt, welche zu vergessen außerhalb der Gewalt des Menschen liegt. Aber die Kinder wurden auch ermahnt, festzuhalten an den Ueberlieferungen und Büchern der Väter, an dem Gesetz, das unmittelbar gekommen ist von dem, dessen heiligen Namen die Lippen nicht aussprechen.

Aber man mußte immer von Glück reden, wenn die Abendmahlzeit ungestört verlief, bis der Hausvater die Seinen gesegnet und durch das Kiddusch-gebet den Sabbath geschieden hatte von der übrigen Woche, und sich die Familie zur Ruhe begeben konnte.

Und wie oft wurde selbst der Schlummer der Nacht, die größte Wohlthat, die der gütige Himmel den bedrückten Menschenkindern zu verleihen vermag, durch Schrecknisse gestört! Man wurde ja nicht müde, die Kinder Israels zu hetzen bei Tag und Nacht. Und verstrich die Nacht ohne eine Schandthat, die zum Himmel um Rache schrie, so war sie doch voll ängstlich wilder Träume; ja, das ganze Leben der Juden selbst schien ein solch ängstlicher Traum, in welchem sich die wüsten Scenen der Verfolgung und Mißhandlung in rasender Folge jagten.

Selbst der Klang der Glocken, der bestimmt ist Frieden zu senken in die Herzen der Menschen, mußte ihnen schrecklich erscheinen; denn es waren die Sturmglocken, an deren Strängen der Feind riß, um in nächtlicher Stunde ihre Verfolger zusammenzuscharen zu frevelhaftem Werke gegen ihr Eigenthum, ihre Ehre, ihr Leben. Entsetzen bedeutete der Glockenklang! — Wie oft mag über die schreckensbleichen Lippen das bittere Wort gegleitet sein: „Der Elendeste auf Erden ist der Jude!“

Haben die Juden je die bittere Frucht der Zeit gekostet, so war es in diesem Zeitraume, einer Periode der höchsten Trübsal und entsetzlichsten Prüfung. Fast wollte es scheinen, als hätte der Allerbarmer kein Ohr mehr für das brünstige Flehen seines auserlesenen Volkes. Es wurden die Worte des Psalmes 37 V. 14 zur schrecklichen Wahrheit:

„Die Bösen zieh'n die Schwerter ohn' Erbarmen
Und spannen ihre Bogen immerdar,
Zu fällen den Sohn des Elends und den Armen,
Und hinzuschlachten der Frommen kleine Schar."

Die Regierung des Luxemburger Königs Johann brachte endlosen Jammer über Böhmen. Der König war fast fortwährend außer Landes und seine Statthalter waren schlecht. Mehrfache Adelsaufstände führten zuletzt einen Zustand allgemeiner Verwirrung herbei. Der König verfiel in grenzenlosen Leichtsinn und überließ sich seinen Leidenschaften in gröblichster Weise. Der Versuch der Bürger, ihn auf bessere Bahnen zu lenken, hatte nur zur Folge, daß Johann abenteuernd in die Welt hinauszog. Diese Fahrten kosteten dem Lande schweres Geld und während seiner Abwesenheit machte sich allenthalben die Ungerechtigkeit breit. Räuberhorden rotteten sich zusammen und plünderten Städte und Dörfer.

Als endlich die Städte, die Klöster und die Juden nicht mehr im Stande waren, die riesigen Steuern zu erschwingen, als auch das Prägen schlechter Münzen nichts mehr helfen wollte, verschleuderte der König die Krongüter, ja er soll sogar die alte Königskrone und andere Reichskleinodien verkauft haben. Die Königsburg am Hradschin lag in Folge einer Feuersbrunst in Trümmern und Johann mußte, wenn er ja einmal nach Prag kam, um Geld zu holen, in einem Bürgershause wohnen, welches gegenwärtig „zum Stuppart" heißt.

Mit tiefer Trauer sah die Königin Elisabeth, die edle Tochter aus dem Hause Přemysls, den Leichtsinn

ihres Gemals und den Verfall des Landes, bis sie im 39. Lebensjahre der Tod erlöste. Im Jahre 1340 war der König vollständig erblindet, ohne dadurch etwas von seiner Unruhe zu verlieren, bis ihn in der Schlacht bei Crecy das Todeslos ereilte (1346).

Die allgemeine Verwirrung, welche seine Regierung kennzeichnet, fand auch in die katholische Kirche Böhmens Eingang. Es traten neue Häresien auf. Die Fraticelten, entlaufene Mönche, trieben ihr Unwesen; ihnen gesellten sich die schwärmerischen Beghuinen und Begharden. Nach Böhmen kamen diese Zeloten im Anfange des 14. Jahrhunderts und wurden die Urheber aller Leiden der nahen Zukunft. Zuerst wanderten im Jahre 1315 Waldenser ins südliche Böhmen ein, die ihre Zusammenkünfte in unterirdischen Schlupfwinkeln hielten und dabei schändliche Unzucht trieben. Die Unzucht erschien ihnen sogar zur Bekämpfung der Ehe verdienstlich. Sie selber nannten sich „Brüder und Schwestern des freien Geistes"; das Volk aber nannte sie von ihren unterirdischen Verstecken Grubenheimer oder Jamniky. Sie waren die Stammväter der späteren Adamiten.

Schon 1318 erhielt das Unwesen einen neuen Zuwachs: es zeigten sich die sogenannten Dulcianer im Lande, die sich durch die unsittlichsten nächtlichen Orgien bekannt machten.

In der Zeit von 1335 bis 1340 war das Unwesen der böhmischen Grubenheimer aufs Höchste gestiegen. Sie schritten zum offenen Kampfe gegen die Katholiken.

Um die apostolische Armuth zu verbreiten, plünderten sie die Reichen aus und zerstörten ihre Wohnungen. Am meisten wütheten sie in der Gegend von Neuhaus. Da sah sich der König Johann genöthigt, ein ständiges Inquisitionsgericht einzurichten. Aber schon der erste Inquisitor wurde im Clemenskloster meuchlings ermordet.

Daß unter diesen Wirrnissen für die Juden Böhmens keine Rosen blühten, ist leicht zu ermessen. Sie bildeten gar häufig das Ziel der Wuth des verrohten und entarteten Pöbels, der die abscheulichsten Verleumdungen zum Vorwande des Angriffs nahm.

Ein schreckliches Los bereitete ihnen das Jahr 1338. Schon im Jahre 1337 war es ihnen unter dem Bischofe Nicolaus von Regensburg in dessen Diöcese schlimm ergangen. Eine neue Judenverfolgung war ausgebrochen in Deutschland und der Regensburger Diöcese. Wieder hatte man ihnen allerlei gehässige Gerüchte auf den Hals gewälzt; sie sollten die Brunnen vergiftet und das heil. Sacrament verunehrt haben. Neuerdings wüthete man mit Mordwaffen aller Art gegen die Unglücklichen, besonders arg in Deggendorf und Straubing. Die Stadt Regensburg nahm auch diesmal die Verfolgten wieder in Schutz. Kaum war das Jahr 1338 angebrochen, so mordeten auf das Gerücht, es hätten Juden in der Stadt Kaurim das hl. Sacrament geschändet, rohe Pöbelhaufen in Böhmen und Mähren selbst jüdische Weiber und Kinder.

Unter dem stets geldbedürftigen Johann von Luxemburg wurde die Lage der Juden in Böhmen

eine geradezu entsetzliche. Dieser König betrachtete die reichen Geldmänner als die besten Objecte seiner Brandschatzungen. Ihm wurde im Jahre 1339 hinterbracht, daß in einer Synagoge zu Prag große Schätze verborgen liegen. Er ließ nachforschen und nachgraben und entdeckte 2000 Mark Gold und Silber, die er sich aneignete. Gleich darauf befahl er, sämmtliche Israeliten in Prag und im ganzen Königreiche gefangen zu nehmen und gab sie nur gegen hohe Lösegelder frei.

1348 kam die Pest, der schwarze Tod genannt, ins Land und in ihrem Gefolge 1349 Geißlerzüge und Judenmord. Man sagte, die Juden seien die Urheber der Pest; sie hätten diese schreckliche Seuche durch Vergiftung des Quellwassers und durch Zaubersprüche herbeigeführt, und wieder mußte eine Anzahl derselben das Leben lassen. Karl IV. hatte sie 1348 aus dem sogenannten Judengarten in die Judenstadt (jetzige Josefsstadt) übersiedelt. Er bestätigte ihnen die Ottokar'schen Freiheiten durch eine goldene Bulle und legte auf die Uebertretung derselben eine Strafe von 50 Mark Goldes.

Obwohl er gegen die damals in ganz Deutschland wüthenden Judenverfolgungen energisch auftrat, erlitten die Juden doch viel Schaden, und zwar auch in den Landstädten Böhmens.

Es ist bekannt, daß dieser Kaiser, der für sein Erbland Böhmen mehr that als für das ganze deutsche Reich, das doch nur ein Wahlreich blieb, wenngleich es

ihm gelang, die Curfürsten zu bestimmen, seinen Sohn Wenzel entgegen den Bestimmungen der goldenen Bulle noch bei seinen Lebzeiten zu seinem Nachfolger zu wählen, — der Rechtspflege überhaupt eine größere Sorgfalt zuwendete, unbekümmert darum, daß ihm der trotzige Sinn des böhmischen Adels oft entgegentrat. Er ließ durch den berühmten Rechtsgelehrten Bartolus das erste geschriebene Gesetzbuch in Böhmen anfertigen, theilte das Land zur besseren Handhabung der Sicherheit in Landfriedenskreise und belegte Raub und Mord mit Todesstrafe ohne Ansehen der Person. Aber er war ein kluger, nur auf seinen Vortheil bedachter Fürst, dem Geld und Gut über Alles gieng. Deshalb zog er die deutschen Ansiedler ins Land, gründete Dörfer und Städte, förderte Ackerbau und Industrie, legte Straßen an, ließ Haiden und Wälder urbar machen und aus den Bergen die verborgenen Schätze graben. Künstler und Handwerker zogen aus allen Landen nach Böhmen und brachten Sitte für Cultur und bürgerliche Einrichtungen mit. In seiner Hauptstadt Prag, wo vorher nie ein deutscher Kaiser residiert hatte, erhoben sich die stattlichen Kirchen und stolzen Paläste und blühte die unter Mitwirkung des ihm befreundeten Dichters Petrarca angelegte erste deutsche Universität auf.

Und doch fällt gerade in Karls Regierung der gräßliche Massenmord der Juden in Eger im Jahre 1350. Die Veranlassung war folgende:

Ein Franziskanermönch hatte am grünen Donnerstage in seiner Predigt den Undank der Juden gegen den

göttlichen Heiland mit so grellen Farben geschildert, daß sofort ein roher Landsknecht ein Crucifix von dem nächststehenden Altare riß und die Volksmenge zum allgemeinen Judenmorde aufrief. Leider folgte dem fanatischen Rufe die entsetzliche That, an welche heute noch die sogenannte Mordgasse in Eger erinnert.

Auf Karl folgte sein Sohn Wenzel IV., der Faule genannt, der erste Tyrann auf dem deutschen Kaiserthrone. Zwietracht und Gesetzlosigkeit erreichten unter ihm den höchsten Grad. Im Anfange seiner Regierung suchte er zwar mit gerechtem Sinne die Schwachen vor der Gewaltthat zu schützen, aber bald erlag er der Macht der eigenen Leidenschaften und den schwierigen Verhältnissen. Hauptsächlich beherrschte ihn der Jähzorn, dem sich später die Trunksucht beigesellte. Er kümmerte sich weder um die deutschen noch die böhmischen Angelegenheiten, was viele Unruhen zur Folge hatte. Es trat eine Geldverschlechterung ein, der herabgekommene Adel aber lebte wieder vom Stegreif, des Königs Gerechtigkeit gieng in Grausamkeit über und seine Habsucht verleitete ihn zur Unterdrückung der Juden, von denen bei einem Aufstande in Prag Dreitausend ermordet wurden.

Es war im Jahre 1389. Während sich der König gerade in Eger befand, gieng in Prag der Tumult los, weil ein zum Kranken eilender katholischer Priester in der Judenstadt von einem der Steine, mit denen Judenkinder auf der Gasse spielten, zufälliger Weise getroffen wurde. Der Priester bauschte dies zur Glaubensschän-

dung auf und provocierte einen Pöbelauflauf. Das Volk bewaffnete sich mit Steinen und Lanzen und drang unter Anführung eines gewissen Jeschko in die Judenstadt ein. Die Häuser der Juden wurden in Brand gesteckt. An 3000 Juden, die den Flammen entrinnen wollten, kamen elendiglich ums Leben. Nur sehr wenige, meist Weiber und Kinder, blieben verschont und diese wurden nun gewaltsam getauft. Als Wenzel nach Prag zurückkehrte, befahl er, ohne die greuliche Unthat zu strafen, nur, das aus der Judenstadt geraubte Gold und Silber auf den Rathhäusern niederzulegen und als verfallenes Kammergut ihm auszuliefern.

Er schützte die Juden nur, um sie gelegentlich brandschatzen zu können. Deshalb befahl er auch seinen Beamten, den Juden bei Eintreibung ihrer Forderungen an die Hand zu gehen. Die Egerer Juden bezog er in den Schirmbrief der dortigen Bürger ein; den Pragern bestätigte er den Besitz ihres Friedhofes und der daran grenzenden Orte. Sonst aber blieb er der mittelalterlichen Ansicht treu, daß der Privatbesitz der Juden dem Könige gehöre. Ja, darum fand er gelegentlich für gut, sie zu schützen.

So wollte einmal der Erzbischof durch seine Leute einige getaufte Juden, die zu ihrer Religion zurückgekehrt waren, gefangen nehmen lassen, wurde aber durch den königlichen Unterkämmerer Siegmund Huller daran gehindert, weil dieser verpflichtet war, die Juden als Kammerknechte des Königs zu schützen. Dafür erreichte ihn der Kirchenbann.

Dieser Vorfall, der den König aufs Höchste erbitterte, trug mit dazu bei, daß der König den Generalvicär des Erzbischofs, Johann von Nepomuk, von der steinernen Brücke herab in die Moldau stürzen ließ.

Dabei übersah der tyrannische König doch manchmal seinen Vortheil. Als mit seiner Einwilligung die deutsche Universität den Čechen überliefert worden war, wanderten mit den deutschen Studenten und Professoren auch gar viele Handelsleute, darunter sicher nicht wenige Juden, ins Ausland, wohin sich nun auch Wissenschaft und Handel zog, während Böhmen geistig und materiell sank.

Was könnte der altehrwürdige Prager Judenfriedhof nicht Alles erzählen! Die Bewohner dieser weltberühmten, düsteren Stätte, die jetzt in ihren verschütteten Grüften, unter den gesunkenen Grabhügeln der Auferstehung entgegenträumen, was haben sie nicht Alles erlebt! Gerade die Metropole war stets der Herd der Judenverfolgungen, denn hier bestand die älteste und wohlhabendste Gemeinde und hier hausten habsüchtige Fürsten und ein verlotterter Pöbel, zu jeder Schandthat bereit.

Die Kirche billigte selbstverständlich zu keiner Zeit die den Juden zugefügten Unbilden. So verbot der große Innocenz III. ausdrücklich, die Juden zur Taufe zu zwingen, was in jenen Zeiten durch dreimaliges Untertauchen des Kopfes geschah. In Prag machten die Pöbelhorden den Ritus noch einfacher. Sie trieben die Juden geschart in die Moldau, ja, weil es ihnen um

deren Plünderung zu thun war, auch den Fluß hindurch. Innocenz III. verbot ferner, die Juden ohne gerechtes Urtheil in ihrem Besitze zu beeinträchtigen, ihre Feste zu stören und ihre Gottesäcker zu beschädigen oder zu verwüsten. Daß auch die Bischöfe Böhmens in dieser Hinsicht den rechten Standpunkt bewahrten, beweist das schon erwähnte Beispiel des Bischofs Cosmas. Das hinderte aber die geistlichen Hirten keineswegs, den offenen Gefahren, welche einzelne Juden hin und wieder der christlichen Gesinnung bereiteten, ernstlich entgegenzutreten.

Von den Gelderpressungen der Könige wurden die hohen Geistlichen ebenso betroffen wie die Juden. Die luxemburgischen Könige brauchten unsinnig viel Geld. Der blinde Johann schon deshalb, weil er an allen europäischen Händeln sich betheiligte, auch wenn sie ihn nichts angiengen, und als ritterlicher König zahlreiche Turniere und glänzende Feste veranstaltete. Er kam ja eigentlich nur dann nach Böhmen, wenn er sich Geld holen wollte. Karl IV. benöthigte große Geldmittel schon zu seinen zahlreichen und großartigen Bauten (Domkirche, steinerne Brücke, Burg Karlstein, Neustadt, Karlsbad, Hungermauer u. v. a.), Wenzel der Faule brauchte Geld zu seinen verschwenderischen Vergnügungen und Siegismund zum Kriegführen.

Wenzel wurde seiner Unfähigkeit wegen als deutscher Kaiser abgesetzt und Ruprecht von der Pfalz gewählt, der sich aber nicht behaupten konnte und bald zu Oppenheim in Vergessenheit starb. In Böhmen aber herrschte

Wenzel noch neunzehn Jahre, ein zweiter Nero, und in dieser Zeit bricht ein großes Unheil über Böhmen herein: Die Hussitenkriege.

Verhältnismäßig am günstigsten hatte sich das Los der Juden unter Karl IV. gestaltet. Die meisten Juden waren ja Kaufleute und gerade diesem Stande wendete Karl sein Wohlwollen zu. In vieler Beziehung glich das Schicksal der Juden dem der Deutschböhmen; nur bildeten Letztere wenigstens einen politisch berechtigten Bürgerstand, während die Juden immer Kammerknechte des Königs blieben. Dafür war wieder der feudale Adel den Juden, deren Geld er gar oft brauchte, günstig, den Deutschen feind.

Es wurde erwähnt, daß auch der finstere Aberglaube des Mittelalters und der religiöse Fanatismus eine Hauptursache der Judenverfolgungen war. Es ist haarsträubend und widerlich zu lesen, welche blöde Anschuldigungen damals gegen die Juden verbreitet wurden. Es hieß, sie bedürften zur Feier mancher ihrer Feste des Blutes christlicher Kinder, welche sie deshalb in Keller und Tempel lockten oder gewaltsam dahin entführten, um sie zu tödten. Man sagte, sie spieen vor jedem Kreuzbilde am Wege aus, wenn sie Niemand beobachte; sie nannten in ihrer Geheimsprache die Christen Hunde und was des Unsinnes mehr ist. Deshalb wurden die Juden mit den gemeinsten Schimpfnamen belegt. Man hieß sie Gottesräuber, Gottesmörder, Bluthunde, Krummnasen, Wucherseelen, Kinderschlächter, Brunnenvergifter u. s. w. Die auserlesensten

Qualen ließ man sie erleiden, wenn man ihrer gelegentlich eines Aufstandes habhaft wurde. Alle Grade der Folter wurden an ihnen versucht, ihre Habe geplündert, ihre Häuser in Asche gelegt. Man riß ihnen die Bärte aus, brannte sie mit Kerzen und Fackeln unter den Achseln, stopfte ihnen Knebel und Steine in den Mund, öffnete diesen gewaltsam und goß ihnen die unfläthigsten Dinge ein. Man zwang sie zum Genusse des Schweinefleisches und ließ sie dasselbe dann wieder erbrechen. Man würgte sie an der Kehle so lange, bis Blut aus Nase und Mund strömte, wobei man ihnen zurief: „Jud'! spei' Blut!“ Man schlug und spie ihnen ins Angesicht, man drückte ihnen Dornen und Nägel in den Kopf, man stellte sie entkleidet zur Schau unter den schamlosesten Beschimpfungen. Man tauchte sie ins Wasser, bis sie fast erstickten; man höhnte ihren Gottesdienst, ja man besudelte selbst die Gräber ihrer Todten.

Bei der gewaltsamen Taufe eines Juden löste man den aus gelbseidenem Stoffe an seinem linken Aermel befindlichen Ring und heftete statt dessen ihm einen Blechschild an, der mit einem Kreuze und dem Anfangsbuchstaben des Taufnamens versehen war. Dieser Schild hieß T a u f s c h i l d.

Wie oft mußten die „Hebräer“, um kleinen Verwandes willen, in den Thurm wandern, um dann an ihrer Habe gebüßt zu werden! Wie lief da das Gesindel zusammen! Wie flogen die Schreibknechte mit ihren Schriftenbündeln auf und ab! Und das Volk, wie gern hätte es stets ein hartes, ein blutiges Urtheil gehört!

Todeswürdig, so dachte ja stets der Pöbel, muß das Verbrechen sein und unmenschlich die Strafe. Mit Ungeduld wartete man auf die Opfer, die aus dem Thurme geführt wurden, um ihnen schon diesen ersten sauren Weg durch Verwünschungen noch zu vergällen. Wenn nun die lebenden Bilder des Leidens in schwerer Kettenlast durch die gaffende und geifernde Menge geschleppt wurden, todtfahl die Wangen, die Augen in der Moderluft des Kerkers erloschen, dann hieß es: Wehe, wehe Israel!

Und man hatte ihnen eigentlich noch nicht einmal gesagt, weshalb sie beschuldigt waren. Endlich gelangen sie zur Thür der Kanzlei des peinlichen Gerichtes, froh, dem schadenfrohen Getümmel entronnen zu sein. Nun aber werden sie wieder zur Zielscheibe der rohen und frechen Witze der Kanzleischreiber, bis sie endlich vor dem Richter stehen, der, von düsterem Gepränge umgeben, ihrer harrt.

Die Ketten werden abgenommen, der Schreiber nimmt die Feder zur Hand. Aber er schreibt nicht das, was die Armen zu sagen hätten, — sie wissen ja nichts — sondern was der Richter Ruchloses dictiert. Wollen sie Einsprache erheben, so heißt es: „Schweigt! Ihr Ketzer werdet noch Zeit genug haben, Euer Verbrechen reumüthig zu bekennen."

Wenn sie auch rufen: „Nein! Wir wissen uns rein in unseren Thaten!" so donnert man ihnen entgegen: „Stille!" Eine Unsumme erdichteter Schändlichkeiten wird ihnen vorgehalten. Sie leugnen.

„Wir sind unschuldig,“ sagen sie; „und sollten unsere Brüder gefrevelt haben, so ist das doch nicht unsere Schuld.“

„Es ist hier nicht die Rede von Eueren Ketzerbrüdern. Ihr leugnet; desto strenger wird das Urtheil ausfallen.“

Und wenns nun gut gieng und man ihnen doch rein nichts nachweisen konnte, dann wurde der Rathsdiener herbeigerufen und der Befehl lautete: „Bringt das Gezücht nach der Judengasse; denn keinem ehrlichen Manne steht es zu, seine Hand an diesen Ungeheuern zu verunreinigen.“ Und der Rathsdiener lief nach dem Zuchtmeister und seinem Geleite, damit diese die Unglücklichen in ihr Heim schaffen.

Strauchelte das Pferd eines Ritters oder eines Ritterknechtes in der Judenstadt, so wurde rasch der Jude, vor dessen Hause der Unfall geschah, hervorgeholt und zu bedeutender Buße verhalten, die er augenblicklich zu erlegen hatte. Was bedeutet da der Judenschutz, den sie angeblich genoßen als „Kammerknechte des Landesherrn?“

Es waren Raubanfälle, vielleicht gegen den Willen des Landesherrn oder auch mit dessen stillschweigender Genehmigung unternommen, die jedem Rechtlichkeitsgefühle Hohn sprachen. Das war die schöne, goldene Zeit des Mittelalters, von welcher die Dichter so viel singen und sagen, nur nicht das Rechte. Der Fluch des Volkes, und nicht nur des jüdischen, ruht auf dieser Zeit der Schmach, auch in Böhmen. Wenn wir die

vielen zerfallenen Ritterburgen auf den Höhen und Bergen schauen, da darf uns wahrlich kein Bedauern ankommen, daß sie zu Ruinen geworden; nein! dort wohnten zumeist nur die Bedrücker des Volkes, und der mündig gewordene Geist der Menschheit muß diese Schanddenkmale verfluchen.

Wurden gefangene Juden durch die Gassen geschleppt, so hörte man häufig den Lärm der Handwerksgesellen und Straßenbuben:

„Ach du armer Judas!
Was hast du gethan?
Weiß ich doch sonst was,
Das geht dich auch an.
Ach, du armer Judas,
Was hast du gethan?"

Mit wilder Gewalt wurden die Angehörigen der Gefangenen zurückgestoßen. Vergebens war da alles Flehen, alles Jammergeschrei.

War ein Weib über die festgesetzte Stunde hinaus aus der Judenstadt gegangen, ohne Schleier und Judenzeichen, so legte ihr der Ergreifer Halseisen an und ihm gehörten auch die Haarflechten der Unglücklichen, sobald sie dieselben nicht mit Geld zu lösen vermochte. Nur selten hörte man das Wort: „Ein Jude ist auch ein Mensch."

Gefangene Juden durften untereinander kein Wort wechseln. Mit Steinwürfen wurden sie beim Transporte verfolgt. Kinder mußten zu den Füßen des Wächters ihres Vaters tagtäglich um die Gnade

betteln, ihn sehen zu dürfen. Und selten, gar selten wurde ihre Bitte erhört.

Dann ergoß sich der Heißhunger des Gerichtes über ihre oft armselige Habe. Mit dem Leben haben sie oft diesen geringen Schatz vertheidigt, weil sie ja von demselben leben mußten. Wie oft wurden die zarten Glieder der Judentöchter von Folter und Schmach bedroht! Wie oft haben sie den Zorn des starken und gerechten Gottes über das Haupt ihrer Peiniger herabgeflucht! — Wie oft hat man die keuschen Töchter Judas aber auch öffentlich angeklagt, in Buhlschaft verfallen zu sein mit einem christlichen Jüngling! Und doch konnten alle ihrem Vater mit gutem Gewissen sagen: „Ich habe nichts Böses gethan; ich schwöre es bei der Lade des Bundes im Allerheiligsten meiner Gedanken." O, wie oft mußten damals die gedrangsalten Juden aufgeseufzt haben: „Der Mensch ist ein schwach Gefäß in den Händen seines zornigen Feindes; der große Tag jenseits des Meeres aber wird ausgleichen Alles, was geschehen ist zwischen Auf- und Niedergang."

Und nur selten erhob sich eine schützende Hand zu ihren Gunsten, wie etwa zu Regensburg, wo 1348 die Energie des Stadtrathes zum drittenmale hindernd eintrat, als sich der dortige Pöbel zu einem Vertilgungskampfe gegen die Juden gerüstet hatte. Das Egerland, wo zwei Jahre später Unmenschliches geschah, war im Laufe dieser Jahre für immer mit der Krone Böhmens vereinigt worden, ohne deshalb von der Regensburger bischöflichen Diöcese losgerissen zu werden.

IV.

Vom Beginne des fünfzehnten Jahrhunderts bis zum Tode Maria Theresias.

„Nah ist der Herr Gemüthern, die zerschlagen
Und Herzen, die gebrochen Wehe tragen."
(Pſ. 34, 19.)

In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts ist Böhmen nebst den Nachbarländern der blutige Schauplatz der Hussitenkriege. Die Böhmen erkannten Siegismund, der bereits deutscher Kaiser war, nicht als ihren König an und wehrten ihm die Besitznahme Böhmens, weil er dem Magister Hus den Geleitsbrief nicht gehalten und dessen Verbrennung in Constanz nicht verhindert hatte. Man sagte öffentlich: „Den Luxemburger kümmert ein Treubruch nicht, er ist aus einem Geschlecht, das an Geld stets Mangel, an leeren Eiden immer Überfluß hat."

Die Kunde von der Constanzer Greuelthat trieb die von Haß und Fanatismus glühenden Hussiten zu dem furchtbarsten Religionskriege. Zu dem religiösen Fanatismus gesellte sich noch der Nationalhaß gegen die Deutschen und demokratischer Grimm: man dachte an einen Bund sämmtlicher Slavenländer und bot unter der Hand dem Polenkönige die Krone Böhmens an. Umsonst führte Siegmund mächtige Heere gegen die Čechen: vor der wilden Wuth des Volkes, dem der kriegskundige und zur Beherrschung der Massen wunderbar begabte Johann Žižka gebot, bebten seine

Söldnertruppen zurück. Das herrliche Schloß Wyschehrad wurde geschleift; drei Reichsheere erlagen der Kraft der Hussiten in der Schlacht am Zizkaberge bei Prag, am Wyschehrad und bei Deutschbrod. Durch das Lesen der alttestamentlichen Kriegsgeschichte versetzten sich die Hussiten ganz in die Lage der alten Israeliten. Die Berge, auf denen sie sich versammelten, erhielten biblische Namen, wie Horeb, Tabor.

Nach Zizkas Tode trennten sich die Hussiten in mehrere Parteien; die mächtigsten waren die Gemäßigten, auch Prager und Calixtiner genannt, und die radicale Partei der Taboriten oder Waisen, die ihren Mittelpunkt in der neubegründeten Stadt Tabor hatten und alle kirchlichen Satzungen, die nicht buchstäblich aus der heiligen Schrift bewiesen werden konnten verwarfen, — auf Vernichtung des Lehramtes ausgiengen und in gesteigertem Fanatismus die Wiederkunft Christi erwarteten. Auch die sociale Frage trat bei ihnen mehr und mehr in den Vordergrund. Es hieß: „Wie in der Stadt Tabor kein Mein und Dein, sondern Alles gemeinschaftlich ist, so soll immer Alles Allen gemeinschaftlich sein; Sondereigenthum zu haben ist Todsünde." Die wildaufgeregten Massen setzten unter Prokop dem Großen und Prokop dem Kleinem ihre mordbrennerischen Züge fort; bei Tachau und später bei Taus wurden die gegen sie aufgebotenen Kreuzheere geschlagen. In dieser Zeit, 1410, hat auch Budweis den traurigen Ruhm erlebt, eine

Judenhetze in seinem Weichbilde zu sehen, wobei eine Anzahl dieses Stammes das Leben verlor.

Überdies zwang damals Kaiser Wenzel die Juden, alle Schuldbriefe edler Herren unentgeltlich auszufolgen.

Geknechtet, verachtet, unterdrückt war in jenen Tagen der Jude. Gerade damals waren an verschiedenen Fürstenhöfen die jüdischen Aerzte so gesucht. Sie waren gesellschaftlich wohl höher gestellt, weil man ihrer Wissenschaft nicht gut entbehren konnte, aber trotz all ihrem reichen Wissen und ihrer ausgesprochenen Verwendbarkeit wurde ihnen doch der giftigste Spott nicht erspart.

Wie im deutschen Reiche, so durfte auch in Böhmen kein Jude einem feierlichen Spiele, z. B. einem Lanzenstechen oder Turniere zuschauen. Man sagte, schon der mißgünstige Blick des Zuschauers könne zum Schaden wirken, geschweige denn erst die tückische Zauberformel, deren sich oft die Juden bedienen, um den Christen jede Lust in Leid zu verkehren. Dafür mußte der Jude gar oft den adeligen Herren sein Geld zur Veranstaltung eines glänzenden Turniers leihen. Bessere Kleidungsstücke auf offener Gasse zu tragen, durfte sich selbst der wohlhabendere Jude niemals getrauen. Ritterslente hielten es für eine Schande, einem Juden auf offener Straße Gehör zu schenken. Ließ sich zur Fastnachtzeit ein Jude öffentlich sehen, so umringte ihn lsbald eine johlende Menge, man hängte ihm Schellen und Glocken an und trieb ihn so durch die Straßen.

In der ärgsten Hussitenzeit, am 9. März 1422 war Prag wieder der Schauplatz einer grausamen Judenhetze.

Erst als die Taboriten bei Lipan (1434) eine schwere Niederlage erlitten und die beiden Prokope gefallen waren, gelang es dem Kaiser, sie zum Frieden zu zwingen, worauf er als König von Böhmen anerkannt wurde. Aber des Landes Herrlichkeit lag in Trümmern. Siegmund starb bejahrt 1437 in Znaim. Nun begannen die Unruhen von Neuem, bis der tapfere und verständige Georg von Poděbrad (1458 bis 1471) nach langen Stürmen zum Könige gewählt ward. Zwischen seine und Siegmunds Regierungen fallen die des Albrecht von Oesterreich und die Wirren unter dessen Sohne Ladislaus Posthumus.

Am 24. September 1483 sah Prag wieder das entmenschte Drama einer Judenverfolgung. Standhaft harrten sie aus in dem geheiligten Glauben ihrer Väter. Es war ja auch zu ihnen die Kunde gedrungen, wie standhaft Magister Hus den Feuertod erlitten, wie ein Jahr darauf Hieronymus von Prag, trotz seines durch Kerkerqualen gebeugten Körpers, mit dem Muthe eines Stoikers die Schmerzen des Scheiterhaufens ertrug, so daß Aeneas Sylvius, der spätere Papst, schrieb: „Kein Weltweiser hat so viel Muth auf dem Sterbebette bewiesen, als sie auf dem Scheiterhaufen.“ Wenn nun die Feinde selbst solche Beispiele gaben, wie hätten da die Israeliten in standhafter Ertragung der Leiden zurückbleiben sollen?

Nach den Hussitenkriegen war der Bürgerstand čechisch geworden und war nun ein geschworener Feind der Juden, die er gänzlich aus dem Lande zu vertreiben suchte. Im Jahre 1494 wurde vom Landtage bestimmt, die Juden sollten bloß auf Pfänder Geld leihen, niemals auf Schuldscheine. War jedoch das Pfand gestohlen, so mußten sie es ausliefern, Schadenersatz leisten und bei Todesstrafe den Versetzer nennen. Dieser folgenschwere Beschluß wurde am 19. Mai 1497 wieder aufgehoben, indem König Wladislaw der Jagellone eine eigene Judenordnung herausgab, „damit die Juden ohne Schädigung der Unterthanen im Lande verbleiben, ihm ihre Abgaben entrichten, sowie ihren Erwerb suchen können, da sie ja zur königlichen Kammer gehören und in seinen Nöthen sich stets bereit und willig erweisen.“ In dieser Judenordnung wurde den Juden freies Leihrecht ertheilt und gestattet, 20 Procent Zinsen zu nehmen, doppelt so viel als die Christen. Letztere Bestimmung begründet der König folgendermaßen: „Würde der Jude dieselben Zinsen nehmen wie der Christ, so könnte er dabei nicht bestehen; denn der Christ nimmt die seinen frei und verwendet sie für sich; nicht so der Jude. Denn dieser muß zuerst Uns berichtigen, was er schuldig ist, zweitens jenem Herrn, dessen Schutz er genießt, drittens seine Zinsungen, viertens läßt ihn schwerlich ein Amt, dessen er bedarf, ungeschoren, und endlich muß er doch auch selbst etwas haben, wovon er mit Weib und Kind leben kann. Zudem sucht ihn der Christ

nur auf, wenn ihn die höchste Noth dazu zwingt, wie etwa, wenn ihm Haft oder sonst ein Schaden droht oder er anderswo kein Geld auftreiben kann; und gerade hierin pflegen sich die Christen gegen einander sehr unchristlich zu verhalten, indem sie einander mehr Schaden zufügen, als der Jude durch seinen Wucher."

Diese Judenordnung erregte aber gewaltigen Aufruhr im Lande. Man hinterbrachte dem willensschwachen Könige, die Juden hätten Kinder geraubt und geschlachtet, und ruhte nicht eher, als bis er anordnete, längstens bis Pfingsten 1508 haben alle Juden aus Böhmen, Mähren und Schlesien auszuwandern. Die Prager Judengemeinde wurde sofort aufs Rathhaus berufen und ihr dort der Ausweisungsbefehl mitgetheilt. Zugleich wurde verkündigt, daß auch alle Jene, die das verhaßte Volk unterstützen oder für dasselbe sprechen würden, auszuwandern haben. Nun aber nahmen sich die adeligen Herren der Juden an. Sie nahmen, als die Prager Juden ihren Auszug begannen, viele derselben auf ihre Güter und in die ihnen unterthänigen Städte auf, und setzten es endlich durch, daß Wladislaw den Austreibungsbefehl aufhob und den Juden eine Wiederaufnahme zusicherte. Dem widersetzten sich die Prager und so wurde den Juden eine Galgenfrist bis zur Ankunft des Königs in Prag gewährt, der sich beständig in Ungarn aufhielt. Die Frist schleppte sich jedoch bis in die Zeiten seines Sohnes und Nachfolgers Ludwig hin.

1417 und 1418 verlangten die Judenfeinde unter großem Tumulte auf dem Prager Rathhause den Vollzug des Wladislaw'schen Austreibungsbefehles. Aber ihr wildes Begehren fand Widerstand an den Beamten des Königs. Vergeblich war auch der Beschluß der Prager Bürger im Jahre 1524, die Juden in Gemeinschaft mit den liederlichen Dirnen aus der Stadt zu vertreiben.

Während so die Juden in Prag stets zwischen Tod und Leben schwebten, wurde auf dem Lande manche Gemeinde gänzlich zerstört. Manchen Städten, wie Pilsen und Budweis, erlaubten es besondere Privilegien geradezu, die Juden zu vertreiben.

In Wladislaws Regierung fällt die Entdeckung Amerikas und hiemit der Beginn der Neuzeit (1492). Auf dem deutschen Kaiserthrone war nach Albrechts II. zweijähriger Herrschaft Friedrich III. mit der längsten Regierung (1440—1493) gesessen, dem sein Sohn Max I., der letzte Ritter, folgte. In Böhmen aber folgte auf Wladislaw sein Sohn Ludwig, der im Kampfe gegen die Türken 1526 im Sumpfe bei Mohacz sein tragisches Ende fand. Die Böhmen beriefen nach seinem Tode Ferdinand, den Bruder des Kaisers Karl V. auf ihren Thron und so kam das Land dauernd an die Habsburger.

Wir treten in die Zeit der Reformation, welche den alten römischen Absolutismus erschütterte und die Befreiung des größeren Theiles Deutschlands und des

europäischen Nordens von demselben bewirkte. Auch in Böhmen hatte Luthers Lehre rasch Eingang gefunden, Aber ihre Anhänger mußten von den Katholiken gar manche Drangsal erdulden, bis es zum dreißigjährigen Kriege kam, der gerade in Böhmen Ausgang und Ende nahm und dieses herrliche Land einer Wüste gleich machte. Neben den Verfolgungen der Protestanten schreiten dabei die der Juden einher.

Die Habsburger Ferdinand I., Maximilian II., Rudolf II. und Mathias bestätigten zwar die alten Judenfreiheiten; aber diese königlichen Freiheitsbriefe, mit schwerem Gelde erkauft, vermochten keineswegs, den Aberglauben und den Haß der Judenfeinde niederzuhalten. Vom Landtage wurde bereits unter Ferdinand I. zweimal die vollständige Ausweisung aller Juden beschlossen. Man sprengte im Jahre 1541 aus, die Juden hätten die vom Kaiser getroffenen Kriegsvorbereitungen an die Türken verrathen und überdies die große Feuersbrunst desselben Jahres veranlaßt. Die Landesverweisung erfolgte nur theilweise; allein etliche Prager, die sich dem Befehle gefügt hatten, wurden in der Nähe von Braunau überfallen und ausgeraubt. In vielen Landstätten hingegen wurden die Juden gleich nach dem Bekanntwerden der Ausweisung aufs grausamste behandelt.

Auch die kleinsten Städtchen glaubten nicht zurückbleiben zu dürfen, wo es galt, die Juden zu vertreiben. Die Gutsobrigkeiten giengen mit fanatischem Beispiele voran. Um nur ein Factum mitzutheilen, sei erwähnt, daß im Jahre

1540 dem Magistrate von Lubitz durch den Gutsherrn Heinrich v. Plauen ein Privilegium ertheilt wurde, worin es heißt: „Die Märkte sollen ungehindert abgehalten und der Hausierhandel in den Dörfern nicht gestattet werden. Die Herrschaft verpflichtet sich, keine Juden in der Stadt zu dulden oder welche aufzunehmen; die bereits vorhandenen aber sollen binnen acht Wochen abgeschafft werden." So waren also die wenigen Juden dieses kleinen Ortes nicht nur um ihren einzigen Erwerbszweig, den Hausierhandel in den umliegenden Dörfern gebracht, sondern auch aus ihren Wohnhäusern vertrieben. Dreister und schamloser noch verfuhren die größeren und wohlhabenderen Städte; so Leitmeritz und Saaz.

Die Leitmeritzer vertrieben ihre Juden mit Gewalt; die Saazer jagten die bis auf das Hemd entkleideten Unglücklichen aus ihren Häusern. Allerdings ließ der erzürnte Kaiser Ferdinand I. die Urheber dieser Verfolgung mit dem Tode bestrafen.

Der gefährlichste Feind der Juden aber waren die ins Land gerufenen Jesuiten, die sich die Christianisirung derselben zur Hauptaufgabe machten. Sie erlangten die Censur aller hebräischen Bücher. Die Juden wurden gezwungen, jede Woche die Jesuitenpredigten zu besuchen. Da sie sich die Ohren verstopften oder mit den Fingern zuhielten, so versuchte man es mit der israelitischen Jugend und zwang dieselbe, zu gewissen Zeiten das Collegium der Jesuiten zu

besuchen. Aber die Bekehrungsversuche hatten nur sehr geringen Erfolg.

Die gänzliche Ausweisung der Juden konnte jedoch, als den Interessen der Krone und der Adeligen zuwiderlaufend, nicht durchgeführt werden. Aber es mehrte sich die Zahl der Landstädte, in denen kein Jude geduldet wurde und es wurde ein besonderes Kleidungsgesetz für sie geschaffen. Sie mußten auf der Gasse einen Weibermantel mit einem auf der linken Seite eingenähten Rädchen aus gelbem Stoffe tragen. Nebst ihrem Schutzgelde und anderen Abgaben mußten sie auch eine Kopfsteuer entrichten. Laut Landtagsbeschluß vom Jahre 1580 konnte sie endlich der König beliebig besteuern. In der Nähe einer Bergstadt durften sie sich nicht sehen lassen und zur Zeit des Landtages den Prager Schloßbezirk nicht betreten. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts gab es im ganzen Lande nur wenige Juden.

Nach der Schlacht am weißen Berge 1620, welche das Schicksal der Protestanten besiegelte, wüthete man auch gegen die Juden, wenn auch nicht in demselben Maße, wie gegen die Protestanten. Jeden Samstag wurden sie in eine christliche Kirche getrieben; aber ihr Besitz wurde ihnen belassen. Schwere Strafen waren auf das Wegbleiben von der Predigt oder das Schlafen während derselben gesetzt.

Unter hoffnungslosen Umständen hatte Ferdinand II., des Mathias Nachfolger, 1619 die Regierung

angetreten. Die Protestanten in Böhmen hatten ihm in der Person des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz einen Gegenkönig gesetzt. Die katholische Liga in Deutschland mit Max von Baiern an der Spitze zeigte sich bereit, dem Kaiser zu helfen. Die vereinte Macht der Liga und des Kaisers fiel mit Blitzesschnelle in Böhmen ein und überfiel das schlecht gerüstete Heer Friedrichs vor dem Prager Thore. In einer kurzen Stunde war Friedrich geschlagen. Das war die Schlacht am weißen Berge (8. November 1620). Der Pfalzgraf, nun spottweise Winterkönig genannt, entfloh und das Land ergab sich dem Sieger. Ferdinand mißbrauchte den Sieg. Vorerst ergieng über Böhmen eine schwere Rache. Die vorzüglichsten Theilnehmer des Aufstandes wurden hingerichtet, über dreißigtausend Familien aus dem Lande gejagt. Die Religionsfreiheiten der Protestanten wurden aufgehoben, der Kaiser zerschnitt mit eigener Hand den ihnen von Rudolf II. ertheilten Majestätsbrief.

Nun brach die Kriegsfurie bald über ganz Deutschland los; die größten Feldherrn ihrer Zeit, Waldstein und König Gustav Adolf von Schweden treten auf den Kampfplatz; Krieger aller Nationen ziehen verwüstend durch das schöne Böhmerland. In den Jahren 1636 und 1637 herrschte dazu eine solche Hungersnoth, daß man Leichen vom Schindanger und Galgen stahl und verzehrte. In letzterem Jahre starb Ferdinand II., welchem die Erinnerung folgt, daß er während seiner langen Regierung Millionen Menschen

seiner unersättlichen Verfolgungswuth geopfert, Jammer über das Reich gebracht und dessen Wohlstand gründlich vernichtet hat.

Ihm folgte Kaiser Ferdinand III., sein Sohn (1637—1657), unter welchem das dreißigjährige Waffengetümmel noch einmal zur selben Stadt zurückkehrte, von der es ausgegangen. Denn am 25. Juli 1648 ward vom schwedischen Feldherrn Königsmark die Kleinseite Prags durch raschen Ueberfall gewonnen, die Altstadt jedoch gegen den Pfalzgrafen Karl Gustav, den Nachfolger der Königin Christine, glücklich vertheidigt. Da machte die Nachricht des geschlossenen Friedens dem langen Religionskriege ein Ende. Viele Verhältnisse wurden jetzt wieder so gestaltet, wie sie vor Ausbruch des Krieges bestanden hatten.

Das traf theilweise auch die Juden Böhmens. Ferdinand III. bestimmte, sie dürften sich an keinem andern Orte aufhalten, als wo sie am 1. Jänner 1618 gewohnt hatten. Nur mit der Stadt Teplitz wurde eine Ausnahme gemacht. Um so besser gediehen aber jetzt die Judengemeinden in den ihnen zugewiesenen Städten.

Auf Ferdinand III. folgte Leopold I. (1657—1705). Dieser führte eine Menge Kriege, freilich nicht aus eigenem Antriebe. Böhmen blieb nicht ganz von den Heimsuchungen derselben verschont. Hohe Geld- und Blutsteuern trafen nicht in letzter Linie auch die Juden. Die Mordbrennerbanden des französischen Königs Ludwigs XIV., der durch seine Raubkriege berüchtigt ist,

durchstreiften im Jahre 1689 das Land und äscherten die blühendsten Städte ein; so Trautenau, Braunau und Klattau. Auch ein Theil der Hauptstadt wurde von ihnen vernichtet. Namentlich giengen die ganze Judenstadt, dann 107 Häuser auf der Alt- und Neustadt in Flammen auf. Zehn Jahre vorher hatte die Pest in Prag allein 30.000 Menschen hinweggerafft und 1680 auch ein Bauernaufstand gewüthet. Es ist begreiflich, daß auch das Vordringen der Türken bis Wien im Jahre 1683 großen Schrecken in Böhmen verbreitete und daß vor diesen Barbaren die Kinder Israels ebenso zitterten, wie die Christen.

Im Jahre 1669 erschien ein Patent, das den Juden den Aufenthalt in den freien Bergstädten untersagte; erst 1859 wurde dieses Verbot behoben.

Im Jahre 1708 zählte die Prager Judenstadt bereits wieder über 300 Häuser mit mehr als 12.000 Bewohnern. Diese rasche Vermehrung der Juden, die auch auf dem Lande bald auffallend sich erwies, schien endlich auch der Regierung bedenklich zu werden. Daher wurde unter Karl VI. im genannten Jahre durch ein Patent das Einwandern fremder Judenfamilien außerordentlich erschwert. Durch ein zweites Patent vom Jahre 1727 wurde verordnet, daß ein verehelichter Jude das Incolat nur an einen einzigen Sohn übertragen und nur dieser sich verehelichen dürfe, die andern aber aus dem Lande auswandern sollen. So galten also die Juden noch immer als ge-

ächtet in der Gesellschaft und mußten von Tag zu Tag für Eigenthum und Leben bangen. Eine wahre Pariasexistenz! —

Glücklichere Zeiten schienen für die Judenschaft gekommen, als die große Kaiserin Maria Theresia den Thron ihres Vaters bestieg. Hatte es sich die Fürstin doch zur Lebensaufgabe gestellt, die Gerechtigkeit zu pflegen. So schaffte sie auf die Vorstellungen des edlen Professors Sonnenfels die Folter ab und zog auch den herrschaftlichen Grundbesitz zur Steuerpflicht heran. Und noch kurz vor ihrem Tode sprach sie das schöne Wort: „Könnte ich unsterblich sein, so möchte ich es nur, um den Unglücklichen zu helfen.“

Ja, von solch' einer gerechten und menschenliebenden Regentin konnten alle Bedrückten mit Fug eine Erleichterung ihres harten Loses hoffen. So setzten auch die Juden in Böhmen alle Hoffnung in sie. Aber sie sollten sich zunächst noch einmal bitter enttäuscht fühlen. Der Thron war zuviel umgeben von solchen Elementen, die den Juden nie zu besonderem Segen gereicht hatten, und diesem Einfluße vermochte sich auch die edeldenkende, jugendliche Fürstin nicht so schnell zu entziehen. Was mag ihr über das verhaßte Volk der Juden nicht alles ins Ohr geflüstert worden sein!

Und so geschah das Unerwartete: Maria Theresia ließ im Jahre 1744 verkünden, sie wolle im Königreiche Böhmen keinen Juden mehr

dulden; bis zum 31. Juli 1745 sollte das Land von ihnen geräumt sein.

Wir wissen, wie viel tausend schwere Sorgen auf das Haupt der jungen Monarchin gleich bei ihrem Regierungsantritte einstürmten. 1740 war ihr Vater gestorben, Kaiser Karl VI., der letzte des Hauses Habsburg, das 467 Jahre geblüht und dem Deutschen Reiche sechzehn Kaiser geschenkt hatte. Die Zeitverhältnisse ließen einen dauerhaften Frieden erwarten. Aber die Verderbnis des öffentlichen Rechtszustandes in Europa ward bald auf die traurigste Weise kund. Maria Theresia, die vermöge des klarsten, allgemein anerkannten Gesetzes, der sogen. pragmatischen Sanction, die Throne ihres Vaters, und damit auch den Böhmens bestieg, sah sich in Jahresfrist von halb Europa angegriffen. Was einst nur der Franzose Ludwig XIV. gewagt, offene Verachtung aller Eidschwüre, erschien jetzt als anerkannte Maxime der Cabinete. Das stolze Frankreich, der alte Rivale Habsburgs, freute sich der Zerstückelung von Oesterreichs gefürchteter Macht.

Friedrich II. von Preußen, ein großer Feldherr und Fürst, aber ohne Rechtsachtung und deutschen Sinn, trat zuerst auf gegen Maria Theresia. Ein preußisches Heer rückte in Schlesien ein, ohne früherer Kriegserklärung. Friedrich verlangte die Abtretung Schlesiens zur Vergrößerung seiner Hausmacht. Da entschloß sich die Kaiserin zum Kampfe für ihr geliebtes Schlesien, wo Friedrich bereits Glogau und Breslau erobert hatte (1741).

Bei Mollwitz kam es zur ersten Schlacht. Aber der preußische König errang über die österreichischen Feldherrn entscheidenden Sieg, worauf Neiße erobert und ganz Schlesien von der preußischen Uebermacht überschwemmt ward.

Die Botschaft solcher Siege Friedrichs beschleunigte den Kriegsbeschluß aller anderen Feinde Oesterreichs.

Unter diesen war der heftigste Karl Albert, Kurfürst von Baiern. Dieser machte unumwunden Anspruch auf die ganze habsburgische Erbschaft und suchte Beistand bei anderen Höfen. Die bourbonischen Mächte gewährten ihn freudig; Spanien und Neapel, Frankreich, das für sich selbst nichts zu fordern wußte, trat desto eifriger für Baiern ein. Auch der Kurfürst von Sachsen war von Maria Theresia abgefallen; Sardinien erhob Ansprüche auf Mailand.

So ward ein förmlicher Theilungstractat Oesterreichs geschlossen. Nichts wollte man der Maria Theresia lassen außer Ungarn, Niederösterreich, Kärnten, Krain und Steiermark.

Gegen so viele Feinde stand sie, die gleich nach ihrer Thronbesteigung ihren Gemahl Franz Stephan, Großherzog von Toskana, zum Mitregenten erklärt hatte, noch ganz allein, auf ihr Recht und die Anhänglichkeit ihrer Völker bauend. Der bairische Kurfürst eroberte Linz und ließ sich dort huldigen, während Friedrich fortfuhr, das schlesische Land zu erobern. Da warf sich Maria Theresia, von den Feinden spöttisch nur mehr „Großherzogin von Toskana" genannt, ver-

trauensvoll in die Arme der Ungaren und diese erhoben sich zu ihrem Beistande.

Der bairische Kurfürst war indessen in Böhmen eingedrungen und hatte sich in Prag zum Könige ausrufen lassen. Aber während er nach Frankfurt eilte, um sich auch die Kaiserkrone aufsetzen zu lassen, endete sein Glück. Oberösterreich wurde zurückerobert und sogar München eingenommen.

Dagegen konnte Maria Theresia gegen Friedrich nichts ausrichten und mußte 1742 im Frieden zu Breslau Ober- und Niederschlesien außer Troppau, Teschen und Jägerndorf sammt Glatz an Preußen abtreten.

So war das Gemüth der Kaiserin verzagt, umdüstert und geängstigt, als sie die Judenverordnung für Böhmen erließ. Die Juden waren bei ihr arg verleumdet worden. Man hatte sie der Landesverrätherei beschuldigt. So war also die edle Kaiserin übel berathen und aufs gröbste getäuscht worden. Deshalb beginnt auch ihr Ausweisungsedict mit den Worten: „Aus mancherlei triftigen Gründen".

Jedoch kam die Kaiserin bald zu besserer Einsicht und gestattete ihnen den weiteren Aufenthalt im Lande gegen erhöhte Steuern und die Verpflichtung, durch äußere Abzeichen, nämlich lange Bärte und gelbe Tuchlappen sich kenntlich zu machen.

Maria Theresia hatte eine eigene Abneigung gegen die Juden. Es ist tief zu beklagen, daß die große Herrscherin, deren Milde die ganze Welt rühmte, daß die treffliche Staatshaushälterin, arg beeinflußt von einer

den Juden entschieden feindlich gesinnten Umgebung, in ihrem sonst so edlen Herzen keine Sympathie für die armen Kinder Israels aufkommen lassen konnte, woran wohl vielfach auch die Art ihrer Erziehung mit Schuld trug. Wurde einmal eine milde Regung zu Gunsten des verfolgten Volksstammes in ihrem Herzen wach, so waren sofort ihre Gewissensräthe und andere dienstbeflissene Leute zur Hand, welche redlich dafür Sorge trugen, daß solche Herzensregungen sich nicht in Thaten verkörperten. Es ist, als wenn die goldene Sonne manchmal ihre segnenden Strahlen auf die arme Erde senden will; aber die schwarzen Wolken wälzen und drängen sich unheimlich und unheilvoll dazwischen, und so kann die wonnige Wohlthat des beglückenden Lichtes nicht ganz und voll den sehnenden Fluren zutheil werden. Die Besitzerin eines großen Gartens hat ihr wohlwollendes Auge auf einen Baum geworfen und möchte ihm, dem arg verwahrlosten, gerne bessere Pflege angedeihen lassen. Aber die Gärtner und Tagarbeiter stehen um sie herum und sagen: „Wozu? Er wird Dir doch nie Blütenduft und Früchte bringen." Sie reden so lange, bis sich die milde Herrin endlich abwendet und unwillig den Baum seinem Schicksale überläßt.

So ist es zu erklären, daß Maria Theresia drei Jahre vor ihrem Tode auf ein Privatgesuch des Oberstkanzlers Grafen Blümegen resolvirte: „künftig solle keinem Juden, wie sie Namen haben, hier in Wien zu sein erlaubt werden, ohne meine schriftliche Erlaub-

nis. Ich kenne keine ärgere Pest für den Staat, als diese Nation wegen Betrug, Wucher und Geldvertragen, Leut' in Bettelstand zu bringen, all' üble Handlungen auszuführen, die ein anderer ehrlicher Mann verabscheut; mithin, so viel sein kann, von hier abzuhalten und zu vermeiden."

Glücklicherweise hatte diese Resolution für die Juden in Böhmen keine directe Bedeutung.

Als eine demüthigende Beschränkung der Juden in diesem Zeitraume erscheint auch der in vielen Arten herrschende Usus, den Stadttheil, wo Juden wohnten, meist Judenstadt genannt, durch Ketten oder Schranken um eine festgestellte Abendstunde von den übrigen Theilen der Stadt abzusperren, welche Schranken die Juden bei Geldstrafe nicht überschreiten durften. Auch wurden die Juden durchwegs mit „Du" angesprochen, während sie sich umgekehrt eine solche Ansprache an Niemanden erlauben durften.

Die Behausungen der Juden, wenn deren Fenster überhaupt nach der Gasse gekehrt waren, mußten schwere hölzerne Fensterladen haben, weil ihnen gar zu oft die Fenster zertrümmert wurden. Auch pflegte man durch die Fenster bei ihnen einzubrechen, weshalb die Vorsicht gebot, eiserne Gitterstangen in den Fenstern zum Schutze des Eigenthums anzubringen. Da aber auch diese Vorkehrungen keine genügende Sicherheit boten, so sahen sich die Juden an den meisten Orten genöthigt, in unterirdischen Gelassen und

kelleräh nlichen Räumen ihre Waren zu bergen und ihre Person und die erworbene Habe in Sicherheit zu bringen, überhaupt daselbst zu wohnen.

An gewissen Tagen, wie am Charfreitage, wurde eine allgemeine Mißhandlung der Juden, die sich etwa blicken ließen, in Scene gesetzt; so auch am Charsamstage. An letzterem Tage pflegten, wie es noch heute geschieht, die Ueberreste der heiligen Oele, die von den Priestern während des Jahres nicht verbraucht werden konnten, vor den Kirchen öffentlich verbrannt zu werden. Man nannte dies, u. zw. bis in die jüngste Zeit herein, das „Judasverbrennen." Nach dieser Ceremonie brach in der Regel der Tumult los, der mit schweren Körperverletzungen der Juden endete.

Wie oft geschah es, daß man das gehässige Gerücht in Umlauf setzte, ein getaufter Ortsjude wäre absichtlich zum heiligen Abendmahle gegangen, nur um später die geweihte Hostie ausspucken zu können und so den Heiland zu verhöhnen. Bei solchen Gelegenheiten zog man dann gegen alle Juden los, schleppte sie zu den namentlich an den Kreuzwegen aufgestellten Kreuzbildern, band ihnen Hände und Füße und ließ sie so lange hilflos liegen oder in knieender Stellung verharren, bis ein mitleidiger Wanderer sie entdeckte und erlöste.

Mit welcher Vorsicht endlich mußten die Juden ihren Gottesdienst halten! Selbst da, wo sie ein Bethaus hatten, mußte stets ein Wächter an dem Eingange stehen und acht haben, wenn eine Störung nahte, damit der Gottesdienst wenigstens

rechtzeitig unterbrochen werden konnte und es ohne Entheiligung abgieng.

Zu all' diesen schweren Bedrängnissen gesellten sich gegen Ende des 18. Jahrhundertes noch andere, welche Böhmen heimsuchten und somit auch den Judenfamilien recht fühlbar wurden.

So war das Jahr 1770 für die Bewohner Böhmens ein überaus trauriges. Eine große Mißernte suchte das ganze Land heim, so daß man das nothwendige Getreide aus Ungarn zuführen mußte. Es kostete der Weizen 13 fl., Korn 11 fl. 60 kr., Erbsen 19 fl., Gerste 9 fl. 30 kr., Hafer 7 fl. Bei dieser Theuerung ist es nicht zu wundern, daß die größte Hungersnoth und in ihrem Gefolge eine ansteckende Krankheit auftrat. So herrschte im Jahre 1771 im ganzen Lande das hitzige Fieber und die Hautflecken (Petechien). Diesen Krankheiten fielen in Böhmen mehr als 200.000 Menschenleben zum Opfer. Die Krankheiten erloschen erst im Jahre 1773, welches Jahr auch eine sehr ausgiebige Ernte brachte. Leider lasteten auf dem Landbau die Robotarbeit, der Zehent, die Leibeigenschaft, so daß dem Bauer auch von einer reichen Ernte nicht allzuviel verblieb. Doch sollte auch für den gedrückten Bauernstand bald der ersehnte Erlöser erscheinen in der Lichtgestalt des menschenfreundlichen „Bauernkaisers" — Josefs des Zweiten.

V.

Von Josef II. bis auf unsere Tage.

„Ja, seiner Gnade gedacht' er aufs neu',
Am Hause Israel seiner Treu';
Es sahen alle Enden der Erden
Unseres Gottes Hilf' uns werden."
(Ps. 98, V. 3)

Josef II., der großen Kaiserin großer Sohn, trat endlich als Befreier der Juden auf. Seine Reisen nach Böhmen befähigten den unvergeßlichen „Schätzer der Menschen", der zwar nicht lange, aber ganz und gar dem Wohle seiner Länder lebte, die mannigfachen Bedrückungen aus eigener Anschauung kennen zu lernen, unter denen der Bauer seufzte und die Beschränkungen zu beurtheilen, unter denen der jüdische Volksstamm schmachtete.

Ja, er wurde ein Befreier allen Unterdrückten und in mehr als einer Beziehung.

Die unter dem Drucke des Aberglaubens gelitten, konnten vertrauensvoll zu ihm rufen:

„Kaiser Josef, Du Befreier,
Aus des Aberglaubens Macht!
Tödte dieses Ungeheuer,
Das schon Manchen umgebracht!
Laß in der Verdummung Hallen
Dein so mächtig Wort ergehen,
Daß die Schranken niederfallen
Und die Todten auferstehn!"

Und siehe, der Kaiser erhob sich und schlug mit dem blitzenden Schwerte des Geistes, ein zweiter Siegfried,

den Drachen des Aberglaubens und der Finsternis, daß er sich heulend im Staube wälzte. Deshalb konnte auch der preußische König Friedrich von ihm sagen: „An einem bigotten Hofe erzogen, verbannte er den Aberglauben; in Prunk erzogen, nahm er einfache Sitte an; mit Weihrauch genährt, blieb er bescheiden.“ Ungestüm legte Josef Hand ans Werk.

Um die Mühsal des Landbaues in eigener Person zu erfahren, nahm er, als er einst durch Mähren reiste, die Stelle eines Bauers hinter dem Pfluge ein und zog eine ganze Furche auf dem lang hingestreckten Acker. Das Los der hartbedrückten Bauern zu mildern, hob er die Leibeigenschaft auf und besteuerte Grund und Boden gleichmäßig. Er gestattete durch das Toleranzpatent den Protestanten die freie Ausübung ihrer Religion, schaffte die Todesstrafe und die Censur, die wie ein Alp auf allen geistigen Regungen lag, ab, errichtete Schulen und Kunstinstitute, gab dem Ackerbau und dem Gewerbe neues Leben. Ueberall verbreitete er Licht, wie eine helle Leuchte in dunkler Zeit seinem Jahrhunderte vorausschreitend, ein wahrer Vater seines Volkes, das noch heute mit Begeisterung zu ihm aufblickt, ja ihn heute erst recht zu würdigen versteht, nach hundert Jahren, wo seine gewaltigen Gedanken zur Wahrheit werden. Denn sein Jahrhundert war noch nicht reif gewesen für seine großen Ideen. Der Papst und die Geistlichkeit erhoben sich gegen ihn; ebenso der Adel, dem Josef die Flügel gestutzt hatte.

Nicht vergeblich hatten auch die Juden in Böhmen auf den hochsinnigen Kaiser gehofft.

Er ordnete zunächst ihre Besteuerung und gestattete die Erhöhung des Bevölkerungsstandes der Juden bis auf 8600 Familien. Es wurde ihnen erlaubt, auch außerhalb der Judenstadt zu wohnen, Landgüter zu kaufen und Gewerbe zu treiben.

Bezog sich das Toleranzpatent wesentlich nur auf die nichtkatholischen christlichen Confessionen d. h. die Evangelischen beider Confessionen und die nichtunierten Griechen, so wurde andererseits auch die Stellung der Juden durch besondere Verordnungen geregelt, welche denselben das Recht der freien Ausübung ihrer von den Vätern ererbten Religion gewährleisteten und die den Juden zugänglichen Gewerbszweige feststellten, beziehungsweise den Kreis derselben erweiterten. Der Gedanke, welcher Josef bei diesen Verfügungen leitete, ist aus seinen eigenen Worten ersichtlich:

„Meine Absicht geht keineswegs dahin, die jüdische Nation in den Erbländern mehr auszubreiten, oder da, wo sie nicht tolerirt ist, neu einzuführen, sondern nur da, wo sie ist, in dem Maße, wie sie als tolerirt besteht, dem Staate nützlich zu machen.“

Vor Allem wollte er sie für Ackerbau und Gewerbe gewinnen, da in den Sudeten- und Karpathenländern, besonders aber in Galizien, die Juden einen sehr starken Bruchtheil der Bevölkerung ausmachten. Es wurde ihnen daher das Recht eingeräumt, Grund und Boden zu pachten und Josef beabsichtigte, ihnen auch

den Erwerb von Grundeigenthum zu gestatten, jedoch nur unter der Bedingung, daß die Bewirthschaftung der Grundgüter ausschließlich durch jüdische Hände erfolge.

Weit mehr noch als für die Protestanten wurde für die Juden durch Josefs Toleranzpatente eine neue, bessere Zeit begründet; denn sie gewährten den letzteren nicht nur Rechte, sondern, was weit wichtiger ist, auch eine Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft.

Durch die folgenschweren Mißgriffe des Mittelalters waren die Juden zu einer unproductiven, physisch und intellectuell verkümmerten Race herabgesunken; daher wollte sie der Kaiser für die materielle und geistige Güterarbeit gewinnen, sie zur eigenen, unmittelbaren Arbeit in Ackerbau und Gewerben heranziehen. Leider war dieser gemeinnützige Gedanke Josefs nicht geeignet, die eingewurzelte Abneigung der Israeliten gegen die Urproduction und andrerseits ihren angeborenen Hang zur materiellen Speculation mit durchgreifendem Erfolge zu bekämpfen.

Die staatsrechtliche Lösung der Judenfrage war für Josef höchst schwierig. Vergegenwärtigen wir uns Folgendes:

Aus Inneröstrerreich waren die Juden seit dem Jahre 1496 verbannt; in Niederösterreich war durch die Judenordnung Maria Theresias vom 6. Mai 1774 der Jude bloß auf die Seßhaftigkeit in Wien, und hier auch nur als Fabriksunternehmer beschränkt. Dagegen waren

die Juden z. B. in Triest, unter dem Schutze der Commune stehend, sehr zahlreich. Hier und in Görz bewohnten sie ihr „Ghetto“. Zahlreich war die Judenschaft der Sudetenländer, noch zahlreicher in Ungarn; in Galizien bildeten sie eine sociale Macht, während sie aus Tirol bis auf wenige Köpfe verschwunden waren.

Josef ließ sich nicht allein vom Geiste der Humanität, sondern auch vom praktischen Staatsinteresse beherrschen. Er rechnete mit der Judenschaft als einem staatsbürgerlichen Factor, der dem Staatsinteresse möglichst nutzbar gemacht werden sollte.

Den Ausgangspunkt der die Juden betreffenden Toleranzverfügungen waren die Judenpatente vom Juni und October 1781. Dem Kleidungs-, Sprach-, Schul-, Gesetz- und socialem Zwange, den der Kaiser für die staatsbürgerliche Regenerirung der Juden für nothwendig erachtete, stehen darin wichtige Befugnisse gegenüber: pachtweiser Ackerbau, Fuhrwerk, Gewerbe, Fabriksarbeit, Großhandel, Ausübung freier Künste u. s. w. Daß der Kaiser, wie so oft, in seinem Feuereifer der Praxis vorgriff, zeigt sich in den einzelnen Landespatenten, sowie in den Nachtragsverordnungen und späteren Beschränkungen. Die Behörden mußten dem Kaiser vorstellen, daß sich die Eigenart der Juden, das bei ihnen durch Jahrhunderte Festgewurzelte, nicht so ohne weiteres schnell und leicht beseitigen lasse. So hat der Namen-, Sprachen- und Kleiderzwang allerorten Unzukömmlichkeiten an den Tag gefördert. Immerhin aber mußten die Juden das Vor-

gehen des Kaisers epochemachend für ihre Zukunft nennen. Mißbräuche haben mit dem Principe und Zwecke des Kaisers nichts zu schaffen.

Es ist bekannt, daß zu dem gehäuften politischen Unglück, das Josef erfahren, sich bis zu seinen letzten Lebensstunden noch häusliche Kümmernisse und körperliche Leiden gesellten. Der todtkranke Kaiser sah sich genöthigt, noch von seinem Sterbelager aus ein Edict zu erlassen, worin er, die Werke seiner schöpferischen Hand zerstörend, in der Reichsverfassung und Justizpflege wieder alles auf den Fuß setzte, wie es beim Tode Maria Theresias war. Nur zwei Verordnungen sollten in Kraft bleiben: das Toleranzedict und jene über die Milderung der Leib- und Grundherrlichkeitsrechte.

Mit männlicher Entschlossenheit starb Josef II. am 21. Feber 1790, bis zum letzten Hauche sein menschenliebendes Gemüth in vielen rührenden Zügen entfaltend. „Er verließ sein Reich wie ein Arbeiter das ihm anvertraute Saatfeld, das er vor Ueberschwemmung zu sichern gedachte, wo die Flut mehr als einmal die Dämme zerbrach und einen Theil der Saaten fortspülte. Wenn der Abend einfällt, geht er betrübt, aber mit gutem Gewissen von dannen, weil er treulich gearbeitet hat." Seine letzten Worte waren: „Gott, wie wird mir so wehe! Betet für mich!"

Auf ihn folgte, da er kinderlos war, sein Bruder Leopold II., der früher Toscana beherrscht hatte. Durch Klugheit beschwor er die äußeren Gefahren, starb

aber nach kaum zweijähriger Regierung unerwartet an den Folgen der Ruhr.

Auch unter Leopold II. erlangten die Juden einige Vortheile: so das Recht zur Erlangung der Doctorswürde und des Sachwalteramtes bei allen Glaubensgenossen; auch wurden in Bezug auf ihre Eheangelegenheiten bestimmte Verordnungen erlassen.

Auf Leopold II. folgte sein Sohn Franz II. (1792—1806). In Frankreich tobte die große Revolution, und nach der blutigen Orgie, die es mit der Republik gefeiert, warf es sich dem Kaiserthume in die Arme, schwelgend in Raub und Beute fremder Völker, die der Eroberer Napoleon Bonaparte ihm zu Füßen legte. Es folgten die drei Coalitionskriege, und um das Schicksal Oesterreichs zu vollenden, stiftete Napoleon den Rheinbund, durch welchen vorerst sechzehn deutsche Fürsten sich von Kaiser und Reich lossagten und Napoleon als Oberherrn anerkannten. Da legte Franz II. den deutschen Kaisertitel, der nun gar keinen Sinn mehr hatte, nieder und nannte sich seit dem 6. August 1806 Franz I., Kaiser von Oesterreich. Das tausendjährige deutsche Reich war zu Ende.

Für die Israeliten Böhmens ist in dieser Zeit das Judensystem vom 3. August 1797 wichtig. Es knüpfte an die freiheitlichen Einrichtungen Kaiser Josefs II. an und hob neuerdings einige von den Ausnahmssatzungen auf, welche in Bezug auf Gemeinde-Verfassung, Erwerbszweige u. a. noch bestanden hatten.

Durch den Frieden von Schönbrunn 1808 erlitt Oesterreich einen großen Länderverlust, indem Krain, ein Theil von Kärnten, Triest, Croatien und Dalmatien zu einem neuen französischen Königreiche umgebildet wurde unter dem Namen Illyrien. Westgalizien aber und Krakau fielen an das Großherzogthum Warschau. Napoleon stand auf dem Gipfel seiner Macht, selbstherrschend über fast alle Monarchen Europas. Er hatte sich von seiner ersten Gemahlin getrennt und Marie Luise, die Kaiserstochter von Oesterreich geheiratet. Da kam der russische Feldzug von 1812 und die glorwürdigen Tage des deutschen Freiheitskrieges von 1813 bis 1815, die mit dem Sturze Napoleons endeten, und an welchen auch Oesterreich hervorragenden Antheil hatte.

Erleichtert athmete man auch in Böhmen auf. Die Gesetzgebung bemühte sich auch hier, die Gleichstellung der Juden mit den andern Staatsangehörigen immer mehr durchzuführen. Aber es war doch eine Zeit der Reaction schon seit Josefs Tode eingetreten und gar Vieles hatte der Jude zu dulden. Schon der Name Toleranz (= Duldung) war unglücklich gewählt und gab zu Mißdeutungen seitens der Judenfeinde reichen Anlaß. Man betrachtete die Juden immer noch als blos geduldet, nicht als vollberechtigt.

Es gab Städte, wie z. B. Kaaden, deren Bürger durchaus nicht duldeten, daß sich ein Jude in ihren Mauern häuslich niederließ. Vergebens boten die Juden die höchsten Summen für den Ankauf eines Grundstückes zum Aufbau eines Wohnhauses; vergebens boten

sie die höchsten Taxen zur Erreichung des Heimats- oder Bürgerrechtes in einer Gemeinde. Die Juden erschienen den Ansässigen ein für allemal nicht ebenbürtig; man behandelte sie als ein inferiores Geschlecht, und ließ sie alle Willkür fühlen, wo immer und wie immer man konnte.

Der Hauptgrund zu dieser gehässigen Behandlung aber war offenbar die Befürchtung, die Juden würden allen Handel an sich reißen und den Christen ihren Verdienst verkürzen. Es schien den Leuten gerathener, den Handel lieber ganz brach liegen zu lassen.

Wo die Bürgerschaft geistig vorgeschrittener oder auch minder fanatisch in Glaubenssachen war, wo der Josefinische Geist sich eingelebt hatte, dort war es freilich ganz anders. So in dem hopfenreichen Saaz, wo in den Zeiten des finsteren Wahnes die Kinder Israels so arge Verfolgung hatten erdulden müssen. Jetzt aber hatten sich Juden genug hier niedergelassen, sich hier und in den hopfenbauenden, wohlhabenden Dörfern, wie Michelob, Liebeschitz u. s. w. stattliche Häuser erbaut und den größten Antheil an dem einträglichen Hopfenhandel genommen. Sie hatten auch ihre eigenen Tempel und Bethäuser und Niemandem fiel es bei, sie in ihren religiösen Uebungen zu hindern.

Teplitz hatte, wie wir gesehen, von jeher Juden beherbergt. Auch in dem unter Karl IV. aufblühenden Karlsbad und später in den andern Kurstädten siedelten sich naturgemäß bald jüdische Familien an; nur

die Sauerbrunnenstadt Bilin hielt sich lange mit der Aufnahme der Juden zurück. Die Kurstädte als Orte regen Verkehrs und Handels wurden nachgerade so recht eigentlich ihre Domäne. Sie wohnten nicht mehr in den schmutzigen Judengassen und Judenvierteln, sondern dort, wo es ihre Mittel gestatteten. In Prag bewohnten sie die schönsten Stadttheile; in der Judenstadt blieb nur der ärmere Theil ihrer Stammesgenossen zurück.

In den Dorfschaften freilich gieng es ihnen bis in die jüngste Zeit schlecht genug. Gebückt unter der Last eines schweren Waarenballens, den Stock in der Hand, zog hier der Hausierjude von Haus zu Haus, ellenweise seine schlecht bezahlte Waare an den Mann zu bringen. Bot er sie billig, so feilschte man ihm noch den letzten Heller herunter, war er darauf bedacht und stellte einen höheren Anbotspreis, so nannte man ihn einen unverschämten Betrüger. Er war der Gegenstand des Hohnes und Spottes der Gassenjugend; die Dorfhunde fuhren ihn wüthend an, und wehe ihm, wenn er sich gegen sie mit Elle oder Stock zur Wehre setzte!

An kleineren Schicanerien und Hemmnissen hat es natürlich auch in den Städten nicht gefehlt. Sogar die Kurstädte, die als solche einen internationalen Charakter sich bis zu dieser Zeit längst hätten aneignen sollen, liefern noch traurige Belege hiezu. So bestand in dem weltberühmten Karlsbad, wo bereits aus allen Theilen der Erde die Genesung Suchenden zusammenströmten, noch bis zum Jahre 1810 für Judenfrauen die sogenannte Judentauche, für deren Be-

nützung 20 Kreuzer gefordert wurden. In derselben Stadt mußten bis zu den Sechzigerjahren die Juden, die dort starben, nach dem zwei Stunden entfernten Lichtenstadt geführt und daselbst auf dem Friedhofe ihrer Glaubensgenossen beerdigt werden, während heutzutage sowohl Juden als Protestanten ihre eigenen Begräbnißstätten im Orte haben und die Bekenner aller anderen Confessionen auf dem katholischen Friedhofe ihre letzte Ruhe finden.

Durch die Hofdecrete von 1827 und 1835 wurde den Juden der Erwerb von Realitäten immer noch sehr erschwert.

Die größte Theuerung, welche Böhmen erlebte, war im Jahre 1817; damals kostete ein Strich Weizen 48 bis 52 fl., Gerste 31 fl., Korn 42 fl., Hafer 17 fl., ein Seidel Schmalz 1 fl. 30 kr., eine Maß Bier 20 kr. Wie hemmend und störend ein solches Landesunglück auf alle Verhältnisse des Handels einwirkte, ist leicht abzusehen.

Am 2. März 1835 war Kaiser Franz I. aus dem Leben geschieden, ohne zu ahnen, daß es nun mit den stillen Tagen in Oesterreich zur Neige gehe. Ferdinand der Gütige, dem das Verhängniß eine Regierungserbschaft überwies, welcher seine weiche Seele nicht gewachsen war, übernahm das Scepter, während die Regierung selbst in anderen Händen lag. Das Staatsruder führte Fürst Metternich.

Im Jahre 1841 wurden für die Juden einige erleichternde Verfügungen getroffen und 1843 das Ehe-

schließungsrecht erweitert. Im Jahre 1846 wurde durch ein Hofdecret die allmähliche Auflassung der Judensteuer ausgesprochen und jedem Steuerzahler sowie ganzen Gemeinden erlaubt, die in sieben Jahresraten getheilte Ablösungssumme auch mit einem Male zur Gänze zu entrichten. Das Jahr 1848 endlich räumte alle beschränkenden Bestimmungen hinweg. Wohl wurden später neue Beschränkungen des Besitzrechtes verfügt, jedoch 1860 die allgemeine Güterbesitzfähigkeit der Juden ausgesprochen und alle jene Schranken aufgehoben, denen sie in Bezug auf Heirat und Testamente noch unterworfen waren.

So war es also erst der weisen Regierung des Kaisers und Königs Franz Josef des Ersten beschieden, den Erlösungsmorgen für das vielgequälte Volk der Juden herbeizuführen, die trotz so vielfach erlittener Unbill mit der ihnen angeborenen Zähigkeit treu ausgehalten haben, und — zur Ehre sei es ihnen gesagt, überall dort in den ersten Reihen zu finden waren, wo es galt, Kunst und Wissenschaft zu fördern und patriotisches Gefühl zu bekunden.

Die vollkommene Gleichstellung der Juden mit allen anderen Staatsbürgern ist Gesetz geworden.

Die Judenschaft Böhmens, die so treu zu ihrem Kaiser hält, hatte in Wahrheit Grund genug, dem geliebten Herrscher an seinem vierzigjährigem Regierungsjubiläum zuzurufen:

Franz Josef, Du Befreier aus alter Knechtschaft Nacht,
Wie wird von den Befreiten Dir warmer Dank gebracht!
Du machtest frei den Landmann, der an der Scholle hing,
Mit mildem Worte lösend den Bann, der ihn umfing.
Du machtest frei den Bürger, gabst Allen gleiches Recht,
Dem Christen wie dem Juden, dem Herrn wie dem Knecht.
„Jedweder Glaube heilig!“ — So hast Du es erkannt,
So schufst Du wahren Frieden im heil'gen Vaterland.
Geknechtet war der Jude, es lag auf ihm ein Fluch;
Von dem hast Du erlöset ihn durch den Kaiserspruch:
„Laßt Jedem seinen Glauben, der ist sein Herzensschatz;
Es finden Glaubensspötter in meinem Reich nicht Platz.
Was alle Glaubenslehrer als Höchstes hingestellt:
Du sollst Gott höher halten, als Alles in der Welt,
Den Nächsten innig lieben, treu sein in Wort und That,
Dann wird in Garben schießen jedwede solche Saat;
Dann sieht der Mensch im Menschen den Bruder nur allein,
Dann wird auf Erden Friede, im Himmel Freude sein.
So will ich, daß die Völker in Oest'reichs weiten Gau'n
Sich all' die Hände reichen und fest auf Gott vertrau'n.“
Dies Wort, o Herr und Kaiser, es klang wie Himmelston.
Und Juda's Kinder alle, sie nahen Deinem Thron,
Der Du ihr Hort und Hüter, ihr Herr und Kaiser bist,
Und fleh'n für Dich zum Höchsten um Heil zu jeder Frist.

Schützend halten Kaiser und Gesetz ihre Hand über den Kindern Israels und es thut noth, denn immer hat der Jude, auch der in Böhmen, der Feinde genug. Zwar dringen sie nicht mehr, wie im Mittelalter, mit Brand und Mord in sein stilles Heim, aber sie sind in anderer Art leider noch thätig und gefährlich genug.

Aus dem Schutt und Moder des Mittelalters ist in den letzten zwei Decennien des 19. Jahrhunderts ein

finsteres Gespenst emporgestiegen: es heißt Antisemitismus. Leute, die es lieben, unter dem Schleier und Deckmantel der Religion die Fahne der Politik aufzupflanzen, haben das düstere Gespenst heraufbeschworen aus seiner Gruft. Die Verständigen und Ehrlichen im Volke, die Freunde der Humanität, des Lichtes und Fortschrittes haben es freilich gleich bei seinem Auftauchen in Grund und Boden verdammt. Der Antisemitismus, so riefen sie mit Recht, ist nicht nur eine Schande für Jeden, der auf den Namen Mensch Anspruch erheben will, sondern er ist eine doppelte Schande und Schmach, namentlich für den Christen, dessen heiligstes Gebot die Nächstenliebe gebeut. Christus sagt: „Du sollst Gott über Alles lieben und deinen Nächsten wie dich selbst". Der Nächste aber ist jeder Mensch. Was soll da der Antisemitismus, der giftige Judenhaß?

Auch Böhmen ist nicht ganz frei geblieben vom Pesthauche dieses Gespenstes. So die nördlichen Gegenden. Selbst an den Hängen des sonst so friedlichen Böhmerwaldes gab es Judenhetzen, wie beispielsweise in Schüttenhofen. Dagegen hat Prag seit jeher den Ruf der Intelligenz bewahrt. Seine Bewohner, wiewohl in nationaler Hinsicht arg gespalten in feindliche Lager, haben in confessioneller Beziehung seit langer Zeit den richtigen Tact bewahrt und können manchem Gemeindewesen als leuchtendes Vorbild dienen. Rühmend muß den Juden nachgesagt werden, daß sie selber jeden Anlaß zu einer Herausforderung des Antisemitis-

muß ängstlich meiden, sich nicht nur in der Metropole, sondern auch in den Landstädten durch friedliche Gesinnung auszeichnen, dem Judenthume nach außen Achtung zu verschaffen und dasselbe nach innen zu befestigen streben.

Was hat man eigentlich gegen die Juden? — Man wirft ihnen Habsucht und Geldgier vor, gerade jenes Laster, das ihre Feinde einst zu ihrer Verfolgung veranlaßte. Man spricht immer nur von den ungeheueren Summen, die sie zusammenscharren vom Schweiße der Christen. Man nennt mit Vorliebe die Namen der Millionäre, die aus ihrem Stamme hervorgegangen und die alle angeblich von winzigen Anfängen ausgiengen. Es heißt: Mit dem Bündel auf dem Rücken ist er zu uns gekommen und jetzt wohnt er in einem Palaste und hat viele Tausende von Jahreseinkünften.

Aber man vergißt, wie viele tausende arme Juden im Lande gar kummervoll ihre Existenz dahinschleppen; wie viele arme, bettelarme Judenfamilien in den Dörfern und Städtchen, namentlich im Gebirge, ein jammervolles Dasein fristen, stets nur auf die Nothdurft des nächsten Tages bedacht. So finden sich beispielsweise im Böhmerwalde fast durchgehends nur arme Juden, die froh sind, daß sie leben. Wer aber in die Verhältnisse der Hauptstadt einen Einblick hat, der weiß gar wohl, daß dort die Armuth unter den Juden gar sehr zu Hause ist, und daß viele Familien nur der

enormen Mildthätigkeit ihrer günstiger gestellten Glaubensgenossen die kümmerliche Existenz verdanken.

Man vergißt, daß es auch unter den anderen Confessionen Millionäre gibt und daß auch diese nicht als solche auf die Welt gekommen sind.

Sogar Arbeitsscheu hat man den Juden vorgeworfen. Wie widersinnig! Wer nicht arbeitet, der bringt es auch zu nichts, und vollends der Jude, der nicht arbeitet, verhungert.

Ein anderer Vorwurf gilt ihrer angeblichen Herrschsucht. Wer die Juden näher kennt, der weiß, daß sie in den seltensten Fällen nach einer leitenden Stelle streben, schon des lieben Friedens halber, der ihnen im Blute steckt, und der erfahrungsgemäß den Menschen gar oft verloren geht, die eine dominirende Stellung im Staats- oder socialen Leben einnehmen. Der Jude ist froh, wenn man ihn in Ruhe läßt.

Schluß.

So hätten wir denn in dem Voranstehenden die mannigfachen Leiden und Bedrückungen kennen gelernt, denen die Juden in dem schönen Böhmerlande im Verlaufe der Jahrhunderte ausgesetzt waren. Bilder des Jammers und Elends sind in reicher Anzahl vor unser betrachtendes Auge getreten.

Aber das Geschilderte ist vielleicht nur ein minimaler Bruchtheil alles dessen, was eigentlich zu erzählen wäre. Um nämlich eine erschöpfende Geschichte der

Judenverfolgungen in Böhmen schreiben zu können, müßte man die Chroniken aller Orte in Händen haben, wo jemals Juden gewohnt haben. Die Berichte der Chronisten sind aber oft höchst bedenklichen Charakters; sie gehörten ja zur Partei der Verfolger und haben sicher manche Schandthat bemäntelt oder ganz verschwiegen, manches blutige Unrecht im denkbar mildesten Lichte dargestellt.

Dagegen haben sicher die Juden selber die wahrheitsgetreuesten und für die Geschichte ihrer Verfolgungen werthvollsten Aufzeichnungen ihrer Leiden gemacht und dieselben in ihren Häusern und vielleicht in den Synagogen für ihre Nachkommen hinterlegt. Aber wie oft giengen diese Gebäude in Flammen auf und somit das werthvollste Material für die Schilderung ihrer Drangsale für uns verloren!

In den Chroniken sind ferner nur jene Bedrückungen und Verfolgungen aufbewahrt, welche das ganze Land oder wenigstens ganze Gemeinden heimsuchten. Was der Einzelne erlitt, schrieb Niemand nieder, und doch gab es sicher der Ungerechtigkeiten gar viele, die den einzelnen Mann oder einzelne Familien betrafen. Die Kunde solcher Unthaten bleibt also auch für uns verloren.

Einigermaßen Zusammenhängendes über die Judenverfolgungen in Böhmen bieten die Aufzeichnungen des Bischofs Anton Frind von Leitmeritz, und die des bekannten tüchtigen Geschichtsforschers Dr. Ludwig Schlesinger in dessen „Geschichte der Deutschen in

Böhmen", welch letzteren wir im Wesentlichen gefolgt sind.

Wohlthuend muß es auf jedes fühlende Gemüth wirken, wenn wir den Segnungen gedenken, denen die Regierung Kaiser Franz Josefs den Juden auch in Böhmen gebracht hat. Eine ganz neue Aera ist für sie angebrochen.

Kein Kleidergesetz mehr schreibt ihnen eine Tracht vor, die geradezu höchst schimpflich und entehrend war; wie in Griechenland, in der Türkei, in Amerika, trägt sich auch hier der Jude nach des Landes Sitte und ist nicht mehr unterscheidbar. Kein Sprachengesetz schreibt ihnen mehr vor, in welcher Zunge sie zum Allerhöchsten beten sollen; an ihren Eheschließungen findet Niemand mehr ein Bedenken; der lange, wallende Bart, der allerdings etwas Ehrwürdiges verleiht, mag stehen bleiben wie bei den Juden Galiziens oder auch fallen; ein eigentliches Ghetto, in welchem sonst die Juden in Rauch, Schmutz und Staub eingepfercht hausten und die elende Luft der Cloaken athmen mußten, gibt es heute nicht mehr; nur die Sage hat sich jener düsteren Räume bemächtigt.

Als vollberechtigtem Staatsbürger steht dem Juden der Zutritt zu allen Aemtern frei; er ist Beamte des Staates, Advocat, Richter, Hochschullehrer, Arzt; seine Lehrer und Rabbiner stehen in hohem Ansehen und zeichnen sich auch thatsächlich oft durch gediegene Bildung und tiefe Gelehrsamkeit aus. Jüdische Namen haben nicht nur in der Handels-

welt den besten Klang, sie leuchten auch als blinkende Sterne am Himmel der Kunst, strahlen als Koryphäen der exacten Wissenschaft. Sie haben in der Poesie und Musik sich einen Ehrenplatz errungen und der wohlverdiente Lorbeer des Ruhmes bestrahlt heute so manche jüdische Stirn auch in Böhmen. Sie haben wohlorganisirte und tüchtig geleitete Schulen, können aber auch die Lehranstalten anderer Confessionen nach Belieben zu ihrer Ausbildung benützen. Nur für den Lehrstand an ihren niederen Schulen, namentlich am Lande, bleibt in materieller und socialer Beziehung noch Manches zu wünschen übrig.

Es gibt der Gemeinden gar viele, wo man Juden in die Gemeinde- und Bezirksvertretung wählt; sie werden in den Landtag und Reichsrath entsendet und wissen allezeit für das Beste ihrer Wähler einzustehen. Ihr tüchtiges Streben findet auch gerechte Anerkennung selbst vom Throne aus. Manch wackerer Mann aus ihrem Stamme wird mit hohen Orden ausgezeichnet, mit Ehrentiteln geschmückt oder in den Adelstand erhoben.

Weit hinter ihnen liegt die Zeit, wo sie ihren Gottesdienst selbst in Prag nur im Halbdunkel kleiner und versteckter größerer Synagogen feierten, oft gestört vom johlenden Tumulte ihrer Bedränger. Freundliche und würdige Gotteshäuser, ja Tempel voller Pracht erheben sich längst selbst in den Landstädten. Um nur einige der allerjüngsten Bauten zu nennen, weisen wir auf die herrlichen Bethäuser in

Budweis, Karlsbad, Pilsen, Reichenberg und Teplitz hin, die wahre architektonische Denkmäler sind und nicht nur den betreffenden Israelitengemeinden, sondern auch den Städten, in denen sie sich majestätisch erheben, zur Zierde gereichen.

So ist also die Regierung Kaiser Franz Josefs den Juden Böhmens wahrhaft zum Segen geworden. Darum feiern sie mit Freude und Jubel die patriotischen Festtage und flehen vor offener Bundeslade Heil auf das Haupt des Herrschers herab. Sie haben ihm wahrlich das Höchste zu danken: die Freiheit, die langentbehrte. Sicher aus hochbegeisterten und dankerfüllten Herzen quillt es, wenn die Söhne Israels heute in Rückerinnerung an die Drangsal so vieler Jahrhunderte mit dem königlichen Sänger David beten:

„Danket dem Gott der Götter nah' und fern,
Denn seine Güte währet ewiglich;
Danket dem allgewalt'gen Herrn der Herrn,
Denn seine Güte währet ewiglich;
Der unser in unsrer Niedrigkeit gedacht,
Denn seine Güte währet ewiglich;
Der uns von unseren Drängern frei gemacht,
Denn seine Güte währet ewiglich;
Der alles nähret, was vom Fleisch entstammt,
Denn seine Güte währet ewiglich;
Danket dem Gott des Himmels allesammt,
Denn seine Güte währet ewiglich!"

(Ps. 136, V. 2—3; 23—26.)

Ob die Judenverfolgungen in Böhmen für immer und ewig ein Ende erreicht haben? Wer vermag es zu sagen? Wer kann den dunklen Schleier der Zukunft lüften und die geheimnißvollen Wege der ewigen Vorsehung ergründen? — Aber wir hoffen es vom Geiste der Aufklärung und Humanität, hoffen es zum Heile dieses herrlichen Landes, zur Ehre der Menschheit. Sowie jedem Menschen einmal sein guter Tag kommen muß, so muß auch eine Aera des Glückes und des Friedens eintreten für Volksstämme und Nationen. Die Juden haben von jeher selber ihre eigene Geschichte als die Geschichte einer Erziehung durch die Gottheit dargestellt, der sein Volk, strafend und lohnend, durch wechselnde Ereignisse hindurch, dem höchsten Ziele entgegenführt. Und das ist auch die richtige Auffassung.

Kaiser Franz Josef, dieser edelste Monarch hat mit dem Zauber des Gedankens die brutale Macht der Knechtung gebrochen und ein neues Zeitalter heraufgeführt. Die Bahnen sind freier geworden, als sie es in vielen Jahrhunderten gewesen sind. Die Zeit, die in stets gleichen Tropfen dahinrinnt, hat auch die Schmach weggewaschen, die so lange auf Israel lag. Dunkle Stunden haben geoffenbart, was das Herz dieses Stammes Großes und Edles in sich birgt. Ist ja doch dem Menschen zu seiner Pilgerschaft durchs Leben ein Gottgefühl, der Ruf des Glaubens, mitgegeben. Wie dem Einzelnen, so auch den Völkern, und wie man von der Kunst sagt, daß sie

keinen Hasser habe, als den Unwissenden, so kann auch eine Confession nur von jenen Thoren angefeindet werden, die sie nicht kennen. Der Kluge aber hält sich an die Mahnung des großen Britten: „Nur der ist wahrhaft tapfer, der das Schlimmste mit weiser Fassung duldet, was ein Gegner auch sagen mag; — der nur an der Außenseite die Kränkung haften läßt und trägt, wie sein Gewand, gleichmüthig, und die Unbill nie zum Herzen dringen, nie dadurch sein Herz vergiften läßt.“ Und wie treffend meint derselbe große Dichter: „Nicht brauch' ich Euch zu sagen, wie manchen Feind Ihr habt, der selbst nicht weiß, warum er's ist, und doch, Dorfhunden gleich, bellt, wenn's die andern thun.“

Es wird und muß einst die Zeit kommen, wo alle Gegensätze sich vollkommen ausgleichen, alle Disharmonien sich lösen werden, eine Zeit, wo nur edle Selbstlosigkeit und hohe Menschenliebe die Sterblichen beseelt; jene strenge, erhabene Frömmigkeit, die nicht im Sectenhaß, nicht im Formenkram, sondern in der werkthätigen Uebung des Guten, erst ihr Genügen findet. Nicht der Gedanke allein führt uns zu Gott, sondern die Liebe. Ein Geschlecht wird weggemäht und das andere kommt; unsere Pflicht aber ist es, zu wirken zum Heile der Menschheit, bis uns ein freundlicher Lebensabend zur Ruhe winkt. Ist es schon uns nicht gegönnt, so werden doch einst unsere Nachkommen die Zeit erleben,

„wo die Fahnen still sich senken
und die Trommel ausgegellt
in dem Parlament der Menschheit,
auf dem **Bundestag der Welt.**“

Das sei und bleibe unser Trost! —

Die Geschichte

der

spanischen Inquisition.

Von

J. E. Poritzky.

„Ebenso wenig die Thaten der Juden, wie ihr eigenthümliches Wesen, sind der Welt bekannt. Man glaubt sie zu kennen, weil man ihre Bärte gesehen, aber mehr kam nie von ihnen zum Vorschein, und wie im Mittelalter sind sie auch in der modernen Zeit ein wandelndes Geheimnis.“

Heine.

Prag.
Druck und Verlag von Jakob B. Brandeis.

Meinen theueren Eltern in Liebe und Dankbarkeit gewidmet.



Vorrede.

Die Geschichte der Juden in Europa, besonders während des Mittelalters, ist sehr reich an Belehrungen für uns. Man sieht daraus, wie der Fanatismus die Gefühle der Sanftmuth und Nächstenliebe, welche von Natur in das Herz des Menschen gepflanzt sind, gänzlich zu vertilgen vermochte, und welchem Unglücke sich die Verbannten aussetzten, die in den Zeiten der Barbarei mitten unter fremden Völkern ihre Religion und ihre nationalen Sitten und Bräuche beibehalten wollten. Diese Geschichte hat die Aufmerksamkeit vieler Gelehrten auf sich gezogen, welche Untersuchungen darüber angestellt haben. Wolf, Graetz, Karpeles, Männer von der größten Gelehrsamkeit, haben Licht über die hebräische Literatur verbreitet; R. Andree, Jost, A. Geiger, J. Basnage, Hecht, Chwolson u. A. haben die Geschichte der Juden geschrieben. Ich könnte noch eine Menge anderer schätzbarer Werke über die Juden hier anführen; jedoch begnüge ich mich, auf die am Schluße folgenden Quellen

zu verweisen, aus denen ich hauptsächlich bei der Abfassung dieses Werkchens mit möglichster Genauigkeit und größter Vorsicht mein Material schöpfte.

Bei der Bearbeitung ist es mein Bestreben gewesen, keine der neueren Forschungen unberücksichtigt zu lassen, so weit ihre Resultate einigermaßen sicher waren; wo ich selbst nicht überzeugt war, habe ich manches absichtlich nicht aufgenommen. Daß bei der großen Masse der einschlägigen Literatur, gerade aus dem letzten Jahrzehnt, auch dieser oder jener Punkt mir entgangen ist, bedarf wohl keiner besonderen Entschuldigung. Für dahin zielende Winke würde ich sehr dankbar sein. Infolge der Einschränkung, welche ich mir in Betreff quellenkritischer Ausführungen wegen des beengten Raumes auferlegen hatte, habe ich eine nicht unansehnliche Reihe gewonnener Ergebnisse zurücklegen müssen.

Daß ich mich in den Quellen tüchtig umgesehen habe, Wichtiges nicht übersehen zu haben glaube, wird der wohlwollende Kritiker und Geschichtsfreund leicht bemerken und hoffe, er wird es mir auch danken, daß ich ihm lieber eine kurze Bibliographie der spanisch-jüdischen Literatur über die Inquisitionszeit an die Hand gebe, als daß ich ihn mit den oft lästigen Quellenangaben in den Fußnoten quälte.

So viel ich mich auch umgesehen habe, konnte ich keine specielle Geschichte über die spanische Inquisition finden. Dem Wunsche, diesem Uebel abzuhelfen und diese so überaus denkwürdige Zeit in einem Gesammtbild zu skizziren, entsprang dieser historische Versuch.

Ich sage Versuch, weil ich wohl weiß, daß dies Thema einer viel größeren Ausdehnung fähig gewesen wäre, aber ich dachte, daß die Hauptzüge des Gemäldes stärker auffallen und tiefer eindringen würden, wenn man sie in einem kleinen Rahmen vereinigt fände.

Die Geschichte der spanischen Inquisition hat freilich das Unangenehme, daß sie nur eine Menge vereinzelter Thatsachen vorlegt, denen der Leser nolens volens sich nicht scheuen darf, zu folgen.

Ist es mir gelungen, zu zeigen, daß die starke und wunderbare Hand Gottes, unsere Vorfahren nur strafte aus Liebe, züchtigte, um sie in ein neues Land und zu neuem Ruhme zu führen, so werde ich mich über die Mängel trösten, die meiner Arbeit anhaften mögen.

Berlin, im December 1895.

J. E. P.



Erstes Capitel.

Schon frühzeitig ist den Juden Spanien nicht ganz unbekannt; aber es gilt ihnen als ein fernes, weit entlegenes Land, als die von Meereswellen umspülte Provinz, als das äußerste Ende der Erde. Zwar wird es in der Bibel nicht genannt, und Sepherad, wie später die spanischen Juden ihr Vaterland in hebräischer Sprache bezeichneten, ist keineswegs das biblische Spanien; jedoch spricht die Mischnah von ihm und seinen wohlschmeckenden Gerichten, welche dort auf den Tafeln erscheinen. Wann sich die Juden zuerst dort angesiedelt, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Allein, indem alle Culturvölker Spanien aufsuchten und dort Colonien gründeten, mögen sich die Juden schon angeschlossen haben. Und als die Römer, die das Land eroberten, dasselbe als eine Perle festhielten, sind gewiß schon Juden mit ihnen hingekommen und haben sich dort festgesetzt. Schon in den ersten christlichen Jahrhunderten finden wir sie daselbst in beträchtlicher Anzahl, und so lange das Christenthum dort in milder

Form auftrat, so lange die Richtung der Arianer, die weniger dogmatisch schroff war, in Spanien herrschte, finden wir die Juden mit der andern Bevölkerung in freundlichem Verkehre. Als jedoch die strenge Glaubensrichtung überhand nahm, Kirchenversammlungen häufig zusammentraten, die „Ketzereien“ gewaltsam unterdrückten und mit fanatischer Stärke verfolgten, wurden auch die Juden als die ärgsten Ketzer, das Judenthum als die verbrecherischste Ketzerei behandelt und strenge Maßnahmen gegen sie ergriffen. Mit dem kirchlichen Fanatismus verband sich westgothische Roheit, und das Los der Juden war bis in das achte Jahrhundert ein sehr trauriges, äußerst bejammernswerthes. Die Namen Reckared. Sisibut, Receswinth, Erwig, Erika sind mit blutiger Schrift in die Geschichtsbücher der Juden eingeschrieben. Die härtesten Gesetze wurden gegen sie geschleudert, so daß sie zuletzt fast ganz als Sklaven und Leibeigene betrachtet und behandelt wurden. Wie sehr sehnten sich die ihres Vaterlandes Beraubten, ihre Ketten zu brechen. Und diese Gelegenheit bot sich bei dem Einfalle der Arabier in Spanien, wo die Juden diesem Hilfe leisteten. — Der Sturm, der einherbrauste und tosend allen Staub mit sich fort fegte und die bedrückte Luft erfrischte, löste auch die Fesseln der Juden, und die Ketzer, die an Leib und Seele der Wunden und Narben viele an sich trugen, athmeten wieder erleichtert auf. Kaum war noch ein Jahrhundert verflossen, seitdem der Islamismus entstanden war, als er bereits die schmale Meerenge, die Afrika von Europa trennt, überschritt

und im Fluge ganz Spanien in Besitz nahm. Zu dieser Zeit, als der Islam nach Europa verpflanzt wurde, hatte er noch die Glut und den Fanatismus einer neuen Religion; er machte keine Unterschiede zwischen Juden und Christen; beide Religionen standen in seinen Augen tief unter dem erhabenen Glauben der Anhänger Mohameds. Der Khalif Motawackel hatte die Juden und Christen mit derselben Verachtung behandelt, welche die letzteren in Europa auf die Anhänger des Mosaismus geworfen hatten. Er hatte sie für unfähig erklärt, Richterstellen einzunehmen, ihnen die Verbindlichkeit aufgelegt, Gürtel von Schweinsleder zu tragen, um sie von den Muselmännern unterscheiden zu können, und sie der Ehre beraubt, zu Pferde zu steigen, indem er ihnen nur auf Eseln und Mauleseln zu reiten gestattete, endlich war es ihnen untersagt, sich eiserner Steigbügel zu bedienen. Für die Christen, welche unter der Herrschaft dieser Khalifen lebten, war natürlich die empfindlichste Strafe die Gleichstellung mit den Juden, über die sie sich doch unendlich erhaben glaubten. Die geringsten Vorwände reichten für die Khalifen von Kordova hin, um Ungerechtigkeiten gegen die Juden zu üben.

Es mußten zwei Jahrhunderte den Strom der Zeit hinabfließen, bevor das Land in ruhigere Verhältnisse eintreten konnte, die rasche Eroberung sich zum friedlichen Besitze gestaltete und der geistige Aufschwung zu seiner rechten Entwicklung gelangen konnte. Dieses geschah insbesondere unter der Regierung des weisen und mächtigen Fürsten Abdorrahman III. (911—961)

und seinem Sohne und Nachfolger Al Hakim. Abdorrahman zur Seite stand der jüdische Leibarzt, der als sein treuer Rath, als Vermittler seiner Unternehmungen überall genannt wird, Chasdai ben Isaac ben Essa ben Schaprut. „Chasdai gehört zu jenen vornehmen Naturen, die überall schöpferisch einwirken, deren großartige Erscheinung Ehrerbietung und Vertrauen einflößt, so daß das Gemeine und Kleinliche sich nicht an sie heranwagt.“ Er war ein genialer Staatsmann, der mit klarem Blicke das Ziel überschaute und es klug und unablässig zum Nutzen und Frommen seines Herrn verfolgte. Ob Chasdai neben seiner leibärztlichen Stellung noch eine staatsmännische bekleidet, ob er Minister Abdorrahmans gewesen, wissen wir nicht genau; er wird auch nicht als Vezier bezeichnet; aber der treue Rathgeber, der Vertraute seines Fürsten, der die schwierigsten Aufgaben in die Hand nahm, war er jedenfalls. Und ebenso umsichtige Fürsten, die die Blütezeit der arabischen Herrschaft in Spanien darstellen, waren Abdorrahman und sein Sohn Al Hakim. Unter diesen Herrschern lebten die Juden in Ruhe und Eintracht und wir finden sie jetzt in dem glänzendsten Zustand. Durch ihre Industrie erwarben sie Reichthümer, fanden Geschmack an Wissenschaften und Künsten, und bestärkten sich in ihrer Religion, deren Dogmen und Traditionen noch immer auf den großen Akademien in Mesopotamien und Persien vorgetragen wurden. Sowohl die Mauren als die Juden in Spanien kamen in häufige und innige Verbindung mit dem Orient;

zum ersten Mal wurden der Geschmack, die Phantasie, die Ansichten und der Aberglauben der orientalischen Völker sozusagen in Masse nach dem Occident verpflanzt.

* * *

Die Mauren erleichterten, durch ihre Streitigkeiten wegen der Herrschaft über die andalusischen Städte, den Kastilianern wider ihren Willen die Eroberungen der Provinzen, welche die Afrikaner den Gothen entrissen hatten. Zwei der größten Städte Spaniens, Toledo und Sevilla, kamen wieder unter die Gewalt der Könige; der Verlust zweier, nicht nur durch ihren Reichthum so wichtiger Plätze, war ein empfindlicher Schlag für die Muselmänner in Europa. Die Juden waren darüber äußerst betrübt, namentlich war Toledo unter den Mauren der Sammelplatz ihrer Gelehrten und die Stätte der Wissenschaften geworden, die sie von den Arabern entlehnt hatten. Nach der ohne Zweifel sehr übertriebenen Erzählung eines jüdischen Autors, befanden sich daselbst zwölf Tausend Studierende; nach Moses Mikkotz, dessen „Sopher Mizwos gadol" wir mehr Glauben schenken dürfen, belief sich die ganze jüdische Bevölkerung der Stadt so hoch.

Diese Bevölkerung war im Allgemeinen wohlhabend und zahlte 216.505 Maravedis Tribut, während die Synagoge von Burgos, die beträchtlichste nach jener, nur 87.560 zu zahlen hatte. Den prächtigen Tempel, den sie hatten, verwandelten die Spanier in der Folge in eine Kirche.

An der Akademie zu Toledo war es, wo der Rabbiner Moses Mikkotz lehrte, ein gelehrter, ausgezeichneter Commentator der 613 Gebote des Gesetzes, und man kann hinzufügen, der beredteste, wärmste Vertheidiger der jüdischen Traditionen. Er behauptete, Gott habe nicht gewollt, daß Moses alles niederschreibe, damit sein Gesetz nicht durch die Ungläubigen verkehrt gedeutet werde, aber daß diese Gebote unnachläßlich gehalten werden müßten, da ohne sie das Gesetz wegen der ausgetiftelten Spitzfindigkeiten und mystischen Dunkelheiten, die sich darin finden, und welche die mündliche Ueberlieferung aufklären muß, nicht zur Ausführung gebracht werden könnte, und daß Gott deshalb, um sie von Generation zu Generation fortzupflanzen, die Propheten, und nach diesen die gelehrten Rabbiner, ihre Schüler, habe geboren werden lassen, nach deren Beispiel die gegenwärtigen Rabbiner diese nämlichen Ueberlieferungen lehrten.

„In einem der kommenden Zeitalter" sagt Moses Mikkotz, wird Gott fragen: Wo sind meine Söhne? Sogleich werden die anderen Nationen sich mit dem Buch des Gesetzes zeigen, um dafür anerkannt zu werden. Aber Gott wird von Neuem fragen: Wo sind die Gebote, welche ich mündlich auf dem Berge Sinai gegeben habe? Dann werden die Völker verstummen; Israel allein wird sich erheben und von seinem Vater belohnt werden."

So belebte der Rabbiner Mikkotz von seiner Kanzel zu Toledo herab die frommen Hoffnungen seiner zahlreichen andächtigen Zuhörer.

Nach der großen Zahl der Mathematiker und Astronomen zu urtheilen, welche König Alfons X. von Kastilien zu Toledo fand, und deren er sich zur Verfertigung der berühmten alfonsischen Tafeln, sowie zu andern astronomischen und astrologischen Arbeiten bediente, muß man glauben, daß an keiner Akademie des damals an wissenschaftlichen Instituten sehr armen Europa das Studium der Mathematik und der wahren, wie der falschen Astronomie so blühend war, wie an den Ufern des Tajo. Wahrscheinlich hatte ein glücklicher Wetteifer die jüdischen und maurischen Gelehrten belebt; die Letztern hatten die alten Werke der chaldäischen Weisen in ihre Sprache übersetzt, und die Juden sie aus dem Arabischen ins Hebräische übertragen. Aber seit Toledo unter die Herrschaft eines christlichen Fürsten zurückgekehrt war, waren die orientalischen Gelehrten gezwungen, ihrem Cultus zu entsagen und den ihres neuen Herrn anzunehmen. Auch die meisten Juden, welchen Alfons X. wissenschaftliche Arbeiten übertrug, waren Convertiten. Unter diese gehört namentlich der Arzt des Königs, Juda Mosca, welcher außer der Astronomie in der arabischen, lateinischen und kastilianischen Sprache bewandert war, und für Alfons, schon ehe dieser König wurde, ein sehr altes, arabisches Werk übersetzte, welches von 360 Steinarten handelt, die darin nach den Zeichen des Thierkreises in zwölf Classen ge-

bracht sind, sowie von ihren angeblichen Eigenschaften und von den Figuren oder Zeichen, wodurch sie ihnen mitgetheilt werden.

Dieses, scheinbar von einem alten Chaldäer zusammengetragene abergläubische Buch war von einem großen arabischen Astronomen oder Astrologen in seine Sprache übersetzt worden. Ein Jude von Toledo hielt diese Uebersetzung wie einen Schatz geborgen; Alfons aber, der davon Kunde erhielt, und ohne Zweifel durch die darin enthaltenen Geheimnisse sich zu bereichern hoffte, ließ es sich ausliefern und beauftragte seinen Arzt mit dessen Uebersetzung ins kastilianische. Diese letzte findet sich im Eskurial, rechtfertigt aber die Wichtigkeit nicht, die man dem Werke beigelegt hat. Es findet sich in der That mehr Astrologie und Aberglauben darin, als Mineralogie.

Mosca übersetzte für König Alfons auch ein astrologisches Werk von Ali-Aben-Ragel Ben Abreschi aus dem Arabischen ins Kastilianische, worin dieser die Arbeiten der größten Weisen benützt hatte, von denen man annahm, daß sie in alle Geheimnisse der Wissenschaft eingeweiht gewesen seien. Die Uebersetzung des Mosca ist verloren, aber das Escurial besitzt zwei lateinische Uebersetzungen, welche nach der seinigen veranstaltet sind. Juda-Bar-Hoshe-Macocen, ein geborener Toledaner, übersetzte nach dem Auftrage des Königs Alfons die astronomische Abhandlung des Avicenna über die 1022 Sterne, die man damals kannte, aus dem Arabischen ins Lateinische, sowie auch das schon

von Mosca übersetzte astronomische Werk des Arabers Aben-Ali-Ragel, welcher 1253 Sterne zählte. Diese Uebersetzung befindet sich nach Bortolocci im Vatican Bibl. rabbin., Theil II.

Jakob Ben Maffio lieferte eine hebräische Uebersetzung von des Averrons arabischem Commentar zu des Aristoteles Büchern über die Naturgeschichte der Thiere und schrieb auch ein Werk über die Astronomie. Noch müssen wir einen jüdischen Mathematiker von Toledo, Isaac Israeli, anführen, welcher eine astronomische Schrift unter dem Namen „Himmelspforte" verfaßt hat. In all diesen astronomischen Werken finden sich neben veralteten, längst widerlegten Ansichten auch viel wahre, treffende Bemerkungen und ihre Verfasser scheinen hierin dem Systeme Newtons von der Anziehungskraft der Himmelskörper, ziemlich nahe gekommen zu sein. Wenigstens läßt Salomon Ben Virga in einem erdichteten Zwiegespräch zwischen König Peter von Aragonien und einem Gelehrten von Valencia den letzteren sagen, daß die Erde im Raume schwebend bleibe, weil sie von jedem der übrigen Himmelskörper gleich angezogen werde; allein er macht aus jener Anziehung eine moralische Kraft, und die Liebe der Gestirne zur Erde ist es, welche nach ihm dieselbe bewirkt. (Siehe Schevet Jehuda, Cap. 32.)

Man muß gestehen, daß die Juden von Toledo im 13. Jahrhundert mehr Astronomen hatten, als vielleicht das ganze übrige Europa; nichts destoweniger finden sich aber auch jüdische Theologen aus Spanien in dieser

Epoche, wie Josef Ben Jachia, das Haupt der jüdischen Akademie zu Barcelona und Moses Ben Sem-Tob, welcher zugleich Dichter, Philosoph und Rechtsgelehrter war, endlich Abner, der zu Burgos geboren war und später zur christlichen Religion übergieng, seit welcher Zeit er sich unter dem Namen Alfons von Burgos durch den Eifer auszeichnete, mit welchem er die Juden verfolgte.

Jeddaja, geboren 1250, Rabbiner in Katalonien, schrieb eine prosaische Abhandlung und ein Gedicht über das Schachspiel, welches bei den orientalischen Völkern von jeher sehr beliebt war. Die Unterweisung in Prosa ist durch die Bemerkungen interessant, die sich darin über die Geschichte dieses Spieles, den Geist desselben und die Spielarten finden. Alfons der Weise, den alle sinnreichen Erfindungen interessirten, ließ eine vollständige Schrift über dieses Spiel in kastilianischer Sprache verfassen. Jeddaja sagt, er habe geglaubt, die Aufmerksamkeit der Menschen auf das Schachspiel lenken zu müssen, um sie von dem lasterhaften Karten- und Würfelspiel abzulenken. Man sieht hieraus, daß die Karten, die man in einer späteren Zeit in Frankreich erfunden glaubte, bereits in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts unter den Juden im südlichen Spanien verbreitet waren, die sie zweifelsohne aus dem Morgenlande erhalten hatten.

Ein mit Beredtsamkeit und Einbildungskraft begabter Rabbiner, namens Jeddaja Happenini, der Sohn des Abraham Badreschi (Bareddschi?), welcher zu Ende

des 13. Jahrhunderts zu Barcelona lebte, schrieb unter dem Titel „Bechinath-Olam" oder „Schätzung der Welt" (ins Französische übersetzt von M. Berr. Metz 1808), moralische Sentenzen, fromme Betrachtungen über die Verächtlichkeit und Nichtigkeit der irdischen Dinge, über das höchste Wesen, seine erhabenen Eigenschaften, die Unermeßlichkeit des Universums, den himmlischen Ursprung der Seele und ihre Verbindung mit der Materie. Seine Betrachtungen sind in einem mit Bildern und Hyperbeln überladenen Stile geschrieben, aber seine Gedanken sind erhaben, zeugen von classischer Reife, und es ist etwas Edles, Heiliges in seiner Art, sich das höchste Wesen zu denken. Einige Stellen mögen zum Beispiele der glänzenden Eigenschaften und Mängel des Ha-Badreschi dienen.

„Warum," sagt der contemplative Verfasser, „warum soll ich die Güter dieser Erde wünschen, welche sind wie die von Sodom und Gomorrha, oder eine Zeit, wie die von Zeboim? Denn diese Welt bewahrt ihren Zorn für ihre treuesten Freunde auf; sie verschwört sich gegen jene, welche ihr Freundschaft geschworen haben. Die Süßigkeit ihres Honigs ist gleich einem vom Sturmwind fortgetragenen Strohhalm; ihr Ende ist gleich dem einer zerknickten Rose, und ihr Ziel Schande und ewige Schmach. Was für ein Vergnügen soll es meinem Fleische machen, lange Jahre die Freuden dieser Welt zu genießen, wenn es nicht vermeiden kann, durch den Tod zu Grunde zu gehen? Wozu wird es ihm nützen, ein hohes Alter zu erreichen, wenn zuletzt doch

das Grab es erwartet? Oder welchen Vortheil wird es darin finden, achtzig Jahre alt zu werden, wenn es dann doch in die einsame Gruft hinabsteigen muß? Oder wird es sich freuen, sein Alter auf neunzig Jahre zu bringen, wenn es kein Mittel gibt, sich vor dem Tode zu retten? Können die Ameisen, die sich in den Getreideähren verbergen, sich ihrer Herrschaft darüber rühmen, wenn man kommt, das Getreide zu schneiden? Können die Würmer stolz sein, die sich ausbreiten, wie das Wasser? Wenn sie einen oder zwei Tage gelebt haben, werden sie darum dem Schwerte entgehen, das sie für immer vernichtet? Können sie blühend sein, die Weinberge von Gomorrha und die Garben von Sodom?"

An einer anderen Stelle malt er ein Bild, dessen sich schon die alten Rabbiner bedient hatten, durch folgende Vergleichung aus: „Diese Welt ist ein stürmisches Meer von ungeheurer Tiefe und Ausdehnung; die Zeit des Lebens gleicht einer morschen Brücke, die über diesen Ocean geschlagen ist; mit seinem einen Ende ist es an das Nichts befestigt, das seinem Anfang vorausgieng, mit dem andern an die Betrachtung des glänzenden Lichtes des ewigen Herrschers geknüpft. Die Breite dieser Brücke ist nicht größer als die Länge eines Ellenbogens. Kein Stützpunkt hält sie. Du, o Sohn des Menschen, mußt darüber wandern während deines ganzen Lebens vom Tage deiner Geburt an. Wirst du beim Anblick dieses schmalen Weges, auf dem du weder zur Rechten noch zur Linken eine Stütze findest, an der du dich halten könntest, noch mit deinem Vermögen und

deinem Ruhme prahlen, während du den Abgrund und den Tod von beiden Seiten, wie eine Mauer dich umgeben siehst? Wird dein Geist fest und deine Hand ohne Zittern sein? Warum sollst du dich deiner Reichthümer und Güter rühmen, welche du durch das Ausstrecken deiner Hand, durch das Spannen deines Bogens oder durch das Auswerfen deiner Netze erworben hast? Was willst du thun, wenn dieses Meer wogt und brandet, wenn seine Wellen über dich emporsteigen und dich zu verschlingen drohen? Wirst du dich gegen dieses ungeheuere Meer, auf dem du dich befindest, erheben wollen? Wirst du seine Pferde und Wagen bändigen können? Vorwärts denn, um ihm ein Treffen zu liefern! Während du noch den durch den süßen Wein deines Hochmuths, der dich verderben soll, und durch den Saft der Granatäpfel deiner Eitelkeit, die dich in Verwirrung gebracht hat, verursachten Schwindel fühlen wirst, brauchst du nur ein wenig nach dieser oder jener Seite hin zu schwanken, um dich auf der Stelle in schreckliche Abgründe zu stürzen, aus denen Niemand dich erretten kann. Von einem Abgrund des Jammers wirst du in den andern fallen, erstaunt über die seltsamen Vorfälle auf diesem Meere, welchem Niemand zu befehlen vermag, daß es seine Beute zurückgebe."

Salomon Ben Virga, im achten Capitel seines „Schevet Jehuda" belehrt uns über die damalige Lebensart der Juden, und über ihr Verhältniß zu den Kastilianern. Die Juden waren ziemlich wohlhabend, daher übermüthig, ließen ihre Söhne Waffen tragen

und ihnen schöne Künste, besonders den Gesang lehren, kleideten sich in Seide und ihre Frauen in Stickereien und Juwelen. Das gefiel aber dem Papst Innocenz III. in keiner Weise und er richtete daher, vielleicht auf die Insinuationen des Clerus, ein Schreiben an den König Sancho III. von Kastilien, worin er sich über die unter seiner Regierung den Juden und Sarazenen ertheilten Begünstigungen beschwerte. Nach den Aeußerungen des Papstes erniedrigte man die Kirche und erhob auf ihre Kosten die Synagogen und die Moschee. „Die Juden richten durch den Wucher die ärmere Bevölkerung zu Grunde,“ hieß es in dem Schreiben.

Man unterließ thatsächlich nicht von Zeit zu Zeit die alten Verbote gegen den Wucher zu erneuen, aber die Kastilianer waren so sehr gewöhnt, sich an die Juden zu wenden, wenn sie Geld nöthig hatten, daß sie die Ersten waren, welche die Verfügungen übertraten, weil sie ohne Geldvorschüsse weder arbeiten, noch säen konnten; und es scheint, daß die Regierung, außer Stande, für die ackerbauende Classe zu sorgen, gleichgiltig blieb, während diese sich zu Grunde richtete. Weil aber die Juden reich waren, rächte man sich an ihnen, indem man den König beständig gegen die jüdische Nation aufreizte und ihr unter allen möglichen Vorwänden Verfolgungen zu bereiten suchte. Wenn die Richter mit kaltem Blute untersuchten, wurde zuweilen der Betrug der Angeber entdeckt und die Unschuld der Juden an den Tag gebracht; aber diese waren nicht immer so glücklich, Beamten zu begegnen, welche frei

von den Leidenschaften des Pöbels waren, und nur allzu oft ließen sich die Richter durch das Geschrei der aufgebrachten, revoltirenden Menge bethören.

Ich theile das Wichtigste aus den Verfügungen der Könige Alfons X., Sancho IV. und Alfons XI. über die Darlehen der Juden mit. „Die Juden sind befugt, sich wenn sie drei Goldstücke darleihen, vier dagegen bezahlen zu lassen; wer von ihnen drei Fanegas Getreide entlehnt, muß ihnen vier dagegen geben. Wenn das Capital so lange im Besitze des Entleihers gewesen ist, daß die angelaufenen Zinsen dem Stammgelde gleich kommen, (was binnen drei Jahren der Fall sein mußte), so können die Juden keine weiteren Zinsen verlangen. Um den Wucher zu vermeiden, soll die Vertragsurkunde über das Darlehen in Gegenwart von Zeugen durch einen Notar aufgesetzt und in dessen Gegenwart dem Entleiher das Geld vorgezählt oder das Getreide vorgemessen werden. Wenn die Summe nur acht Maravedis oder weniger beträgt, so kann das Darlehen ohne Zeugen und mündlich geschlossen werden. Ferner soll der darleihende Jude oder Maure schwören, daß er nur den gesetzlichen Zinsfuß verlange. Wenn der Christ die dargeliehene Summe nicht wieder bezahlen kann, so soll der Alcalde des Ortes dem Darleiher Anfangs die fahrende Habe, und falls diese nicht hinreicht, die Grundstücke des Christen übergeben, und der Darleiher die Nutznießung davon so lange haben, bis er die schuldige Summe daraus gezogen hat. Eine Forderung, deren Zahlung nicht binnen sechs Monaten

verlangt wird, ist verjährt. Die Schuldurkunden sind nur in der Hand desjenigen giltig, dem der Schuldner sie ausgestellt hat, und können durch keinen Anderen eingeklagt werden. Die Juden dürfen die liegenden Güter ihres christlichen Schuldners nicht behalten, sondern müssen sie im Aufstreiche versteigern."

Die Schulden der Christen waren aber unter König Alfons dermaßen angewachsen, und die gerichtlichen Klagen der Juden so zahlreich geworden, daß mittelst eines jener Aushilfsmittel, zu denen man im Mittelalter gewöhnlich seine Zuflucht nahm, die aber gleichwohl von Denjenigen selbst gebilligt wurden, die eigentlich dadurch beeinträchtigt waren, beschlossen wurde, daß die Christen sich in zwei sehr nahe gesteckten Fristen wegen ihrer Schulden gegen die Juden abfinden sollten, welche in Folge davon ein Drittheil ihrer Forderungen verloren, sich dies aber wahrscheinlich um der schnellen Bezahlung des Uebrigen willen gerne gefallen ließen.

Zweites Capitel.

Unter Alfons XI. wurden die Juden besser behandelt als je. Dieser Fürst hatte einen jüdischen Leibarzt, Samuel Abenhuer, dem er sein ganzes Vertrauen schenkte. Während der Minderjährigkeit des Königs hatte ein anderer Jude, der rühmlichst bekannte Don Josef, die Finanzen des Königreiches verwaltet, die er auch noch, nachdem der König längst die Volljährigkeit erreicht hatte, verwaltete. Einerseits die glänzenden

Geschäfte, welche die Juden durch ihre Talente und Barmittel machten, andererseits der Stolz, mit dem sie das Volk behandelten, zog ihnen bald den Haß der Großen, der Prälaten und auch des Volkes zu. Eine Verbindung gegen diese reichen und mächtigen Finanzleute kam zu Stande, und man erwartete nur eine günstige Gelegenheit, um loszubrechen. Diese fand sich 1309 auf der Versammlung der Kortes zu Madrid. Man beschwerte sich über die jüdischen Schatzmeister, und sprach von der Zweckmäßigkeit, ja selbst Nothwendigkeit, sie von der Leitung der Geldgeschäfte zu entfernen. Indes hielt der König, welcher sowohl die christlichen als jüdischen Finanzleute versucht und kennen gelernt hatte, die Letzteren für die geschickteren. Er erklärte sich bestimmt gegen jede Aenderung, und so hatte der Bund gegen die Juden vergeblich Mühe gehabt. Trotzdem wurde 1315 von den Kortes zu Burgos unter Anderem beschlossen, daß die königlichen Steuereinnehmer aus den Honoratioren der Bürgerschaft der verschiedenen Orte genommen werden, und weder Adelige, noch Priester, noch Juden sein sollten. Der Clerus kam den Ständen des Königreiches zu Hilfe, und beschloß 1322 auf dem Concilium zu Valladolid, daß man die alten Canonen der Kirche zum Vollzug bringen solle, welche die Juden von den Aemtern ausschlossen. Andere Concilien aus diesem Jahrhundert erneuerten die alten Verbote, daß Juden mit Christen nicht zusammen wohnen sollten. Man verbot ihnen selbst das Zusammenleben mit den Mauren. Soviel Gefahr sah

man für ihre Seelen, daß man sich bemühte, die drei verschiedenen Nationen und Religionen streng zu trennen, ein Zweck, der indes nur mit vieler anstrengender Mühe zu erreichen war.

Peter der Grausame, welcher in der That diesen Beinamen durch seine despotische Regierung verdiente, obwohl er wenigstens treffliche Ansichten vom Handel hatte, schützte und begünstigte die Juden gleich seinen Vorgängern. Wenn die jüdischen Gelehrten nicht mehr, wie unter der Regierung Alfons X., zu Rathe gezogen wurden, so fand sich wenigstens ein jüdischer Astrolog, Aben-Sarsel, der ihm vorhersagte, daß er das heilige Land erobern würde. Die jüdischen Bankiers behielten ihren Einfluß am Hofe und leiteten fortwährend die Finanzen des Königs. Samuel Levi war der Schatzmeister derselben und genoß sein ganzes Vertrauen. Man warf ihm Stolz und Härte vor; der Haß der Christen bereitete ihm einen eben so hohen Fall, als die Gunst gewesen, in der er gestanden war. Nach der Ermordung Peters des Grausamen, traf ihn, durch den charakterlosen Fürsten Heinrich von Transtamare dasselbe Schicksal, das seinen Herrn getroffen hatte. Er wurde zu Montice ermordet.

Samuel Levi ist es, dem man die Erbauung der Synagoge zu Toledo zuschreibt, die nach der Vertreibung der Juden in eine Kirche del Transito verwandelt wurde. Eine sehr schadhafte hebräische Inschrift, die sich zu beiden Seiten des Hochaltars befindet, erwähnt eines

reichen Juden Samuel, auf dessen Kosten das Gebäude errichtet worden sei.

Die Juden gewannen überhaupt durch ihre Talente und Brauchbarkeit soviel Einfluß und Macht, daß sie schließlich stolz darauf wurden, während die Christen ihren Aerger nicht verbergen konnten. Und wirklich auf Männer, wie Josef d' Ecija, Samuel-Aben-Huacar, Samuel Beniacs, Moses Abudial und Samuel Levi konnte und kann noch heute die jüdische Nation stolz sein.

Salomon Ben Virga erzählt von einem gewissen Josef-Ben-Ephraim, er sei ein rechtlicher, unterrichteter und bei Hofe wegen seiner musikalischen Talente gern gesehener Mann gewesen, welcher mit der Einziehung der Steuern beauftragt war, der der Erste der Juden und der Zweite im Königreiche war, der öffentlich in einem mit Pferden bespannten Wagen erschienen sei, was damals eine seltene Sache war, daß er ein Gefolge von fünfzig Personen gehabt habe, und daß seine Gehilfen die Söhne der kastilischen Großen gewesen seien. Der Geschichtsschreiber fügt bei, daß Josef einen reichen Christen, Gonzales Martinez, mit der Leitung eines Theiles seiner Geschäfte beauftragte, der aber entsetzlich eifersüchtig und voll Gift und Galle darüber war, daß ein Jude über ihn herrschen konnte. Da er sah, daß der König wegen der Kosten eines Krieges in Geldverlegenheiten war, so wählte Gonzales diese Gelegenheit, um seinen Haß an dem jüdischen Schatzmeister auszulassen, um ihn zu verderben; er sagte zum Könige,

daß er es übernehme, dem Schatze eine sehr beträchtliche Summe zu verschaffen, wenn er ihm zehn Juden nach seiner Auswahl überlassen wolle. Der König willigte ein, und Gonzales ließ nun den Schatzmeister Josef, den Arzt Samuel, welchem der König Sitz in seinem geheimen Conseil gegeben hatte, und acht andere reiche Juden mit ihren Familien als Sclaven ergreifen. Josef starb unter den Händen derjenigen, die ihn festnahmen, Samuel hauchte seinen Geist unter den schrecklichsten Martern aus, und die Uebrigen wurden ihrer Schätze gänzlich beraubt.

Die christlichen Geschichtsschreiber erwähnen dieses Ereignis nicht, und um anzunehmen, daß das ganze eine Erfindung sei, ist seine Erzählung zu umständlich. Der oben erwähnte Arzt Samuel war ein in der Astronomie bewanderter Gelehrter, der auch die Annalen der Könige von Kastilien geschrieben hat.

Die Juden waren nie undankbar gegen den Souverain, der sie beschützte, und gaben ein Beispiel von Muth und Anhänglichkeit gegen denselben, wie von einer Charakterstärke, die in ihrer Geschichte in Europa selten ist.

Trotzdem wurden auf der Versammlung der Kortes zu Burgos kräftige Vorstellungen gegen die den Juden eingeräumten Befugnisse, die Medicin auszuüben und den Hof zu besuchen, gemacht. Allein, ungeachtet die Juden sich, wenigstens zu Burgos, aus triftigen Gründen gegen Heinrich von Transtamare erklärt hatten, (siehe oben) so wurden sie doch von diesem Fürsten in Schutz

genommen, weil er ihrer Dienste bedurfte. Er verwendete mehrere derselben zu seinen Finanzgeschäften und antwortete den Kortes, daß sie ihm nützlich seien. Die auf der Versammlung der Kortes zu Burgos vereinigten Grundherren, faßten indes nichts destoweniger den Beschluß, keine Juden mehr zu Verwaltern ihrer Güter und zu Einnehmerstellen zu befördern.

Ein elender Convertit, namens Alfons (s. S. 18), hatte bei der Regierung und dem Clerus die Juden fälschlich angeschwärzt, daß es bei ihnen Sitte sei, alle Tage in ihren Gebeten die Christen zu lästern. Es wurde hierüber eine große Conferenz zu Valladolid zwischen den Rabbinern und den Dominikanern gehalten; man wies den Ersteren „die für Christen beleidigenden Stellen nach," worin sie als Ketzer und Ungläubige behandelt wurden und demzufolge befahl eine Ordonnanz des Königs den einschlägigen Behörden, künftig die Abhaltung ähnlicher Gebete durch die Juden bei Vermeidung einer Geldstrafe von hundert Maravedis, abzustellen.

Drittes Capitel.

Unter der Regierung Johanns I. giengen die Judenfeinde noch weiter; auf den Kortes von Valladolid wurde beschlossen, daß die Juden von allen Aemtern am Hofe der Prinzen von Geblüt ausgeschlossen werden sollten. Der Hof beschützte sie jedoch selbst gegen diesen strengen Beschluß. Der König erklärte den Kortes von

Soria 1380, daß die Juden sein Eigenthum seien, und daß sie daher fortfahren würden, unter dem königlichen Schutze zu leben, den sie schon unter seinen Vorfahren genossen hätten. Das Jahr zuvor hatte man auf den Kortes zu Burgos die Abgabe erhöht, welche die Juden jeder Stadt und jedes Dorfes an das königliche Hoflager zahlten, wenn der König zum ersten Male seinen Einzug in den Ort hielt. Diese Auflage hatte zuvor zwölf Maravedis betragen, wurde aber von den Kortes auf vier Silber-Realen festgesetzt, wobei es auch in der Folge der Reichstag von 1480 zu Toledo beließ, ungeachtet neben dieser Auflage auch noch die ordentliche Abgabe stehen blieb, welche durch die Synagogen an die königliche Tafel entrichtet wurde.

Die Nachfolger Heinrichs von Transtamare bedienten sich gleichfalls der Finanztalente der Juden. Unter Heinrich III. waren sie im Besitz des Pachtes und der Verwaltung der königlichen Einkünfte; neue Schritte wurden von den Ständen des Königreiches gemacht, um sie daraus zu verdrängen.

Der Clerus reizte das Volk gegen die Juden auf, und in Folge einer in der Kathedralkirche von Sevilla gehaltenen Predigt über die neuen Synagogen, welche man von den Juden errichten ließ, entstand ein Volksaufstand, der sich über einen Theil von Spanien und selbst auf die Insel Majorka und nach Sardinien verbreitete. Viele Juden fielen als Opfer der Volkswuth, andere, weniger charakterstarke, die der Verfolgung entrinnen wollten, ließen sich taufen.

Heinrich III. hinterließ die Krone seinem noch unmündigen Sohne Johann II. Dies war für die Juden und Sarazenen um so schlimmer, als der hohe Clerus damals an der Spitze der Regierungen stand. Im Jahre 1412 erschien zu Valladolid eine Verordnung in vierundzwanzig Artikeln, die alle früheren an Strenge übertraf. Sie verwies diese beiden Nationen in abgesonderte Quartiere (Ghettos), welche mit Mauern umgeben und nur mit einem einzigen Thore versehen sein sollten; körperliche Züchtigung und die Confiscation seines ganzen Vermögens traf jeden Juden oder Sarazenen, der außer diesem Bezirke zu wohnen wagte. Kein Glied beider Völker sollte künftig mehr die Medicin ausüben, einer Apotheke vorstehen, den Handel mit Material und Eßwaren betreiben oder als Gastwirt, Verwalter, Einnehmer von öffentlichen oder Privateinkünften u. s. w. sich fortbringen. Es war ihnen verboten, neben den Christen zu essen, ihren Leichenbegängnissen beizuwohnen, und christliche Dienstleute, Handwerker, Gärtner und Hirten zu halten; man verwehrte ihnen selbst den Zutritt zu den Gewerben der christlichen Schneider, Kupferschiede, Fleischer, Tischler, Schuster und Hufschmiede. Man nahm ihnen das Recht, Richter aus ihrer Nation zu haben, und unterwarf sie den ordentlichen Gerichten, jedoch erlaubte man ihnen, sich nach ihren Gebräuchen und Gewohnheiten Recht sprechen zu lassen. Man gestattete ihnen nicht mehr, ihren Gemeinden Contributionen oder Umlagen aufzulegen, noch die an den König zu entrichtenden Abgaben

selbst unter sich zu repartiren. Keine Frau durfte den Fuß in den Bezirk der Juden oder Sarazenen setzen. Diese durften den Titel Don nicht führen und mußten sich ihren Bart wachsen lassen, bei Strafe von hundert Ruthenstreichen und einer Geldstrafe von hundert Marabotins für jede Uebertretung; es war ihnen untersagt, Stoffe zu ihren Kleidern zu nehmen, die mehr als dreißig Marabotins die Elle kosteten, und sie mußten über ihren Kleidern Mäntel tragen, die bei den Frauen von Kopf bis zu den Füßen herabgiengen; das Gold mußten sie gänzlich aus ihrem Schmucke verbannen. Endlich war ihnen untersagt, aus dem Königreiche zu fliehen, bei Strafe persönlicher Dienstbarkeit und der Confiscation ihrer Güter; allen Grundherren war verboten, sie auf der Flucht aufzunehmen.

Dieses Decret, welches nur das Werk von Menschen sein konnte, die mit der Welt und dem Zustande der Gesellschaft gänzlich unbekannt, wurde schon darum nicht befolgt, weil es zu weit gieng, weil es widersinnig und abgeschmackt war. Die Regierung Johanns II. vermehrte dadurch nur das Unglück der Juden, ohne irgend einen Vortheil für die Gesellschaft zu erlangen.

Da man den Juden gewaltsam alle Nahrungsquellen abschnitt, so blieb ihnen selbstredend gar nichts anderes übrig, als ihren Erwerb in Wucher zu suchen, ja es scheint fast, als hätte man sie dazu gezwungen. Aber zum Glück hatten die Juden doch zu viel Einfluß, Talent und Geld, als daß es ihnen nicht hätte möglich sein sollen, diese unmäßigen, unvernünftigen Gebote zu

umgehen. Sie fuhren fort unter dem Titel von Almojarifes, Schatzmeistern und Verwaltern die Geldgeschäfte der Großen wie des Staates zu treiben, und es ist wahrscheinlich, daß der größte Theil des Geldes, der damals in Circulation war, durch ihre Hände gieng. Aus den Aufschriften der „Constituones adversus avaritiam Judaeorum et crudelitatem foenoris.“ Givonne 1240, ersieht man, daß es nicht die Absicht der Regierung war, die Juden am Geldausleihen zu hindern, und zwar um so weniger, als diese Darlehensverträge für die Christen bequem und nützlich waren, aber um eventuelle Mißbräuche abzustellen, wurde verfügt, daß alle Juden, welche in der Stadt oder auf dem Lande auf Interessen leihen wollten, vor einem Notar schwören sollten, daß sie sich dabei an die Gesetze halten würden. Der Eid sollte weder in den Synagogen, noch an einem geheimen Orte, sondern bei Gericht und ebenda, wo die Christen ihre Eide leisteten, abgenommen werden; sie sollten auf das Gesetz Moses und den Decalog schwören und der Eidesformel die tollsten Ceremonien und irrsinnigsten Verwünschungen beifügen. Die Notarien sollten diesen Eid eintragen und keine andern Schuldurkunden aufnehmen, als für eingetragene und beeidete Juden. Der Zins durfte niemals vier Pfennig vom Pfund monatlich übersteigen, von welcher Art auch das Pfand und von welcher Dauer der Vertrag auch sein mochte; ebenso durfte kein Jude sich erlauben, die Zinsen zum Capital zu schlagen. Jeder dieser Verfügungen widerstrebende Vertrag wurde für nichtig erklärt, und der Jude, welcher

auf ungesetzliche Bedingungen Geld auslieh, mußte seine Forderung verlieren, die zur Hälfte an den Angeber und zur andern Hälfte an den königlichen Statthalter fiel; die Notarien, welche ungesetzliche Verträge aufnahmen, wurden für immer abgesetzt.

Die Judeneide tragen am meisten die Spuren der mittelalterlichen Judenverhöhnung an sich, in allen spricht sich der roheste, ungezügeltste Fanatismus aus, und alle tragen mehr oder weniger den Stempel der Barbarei ihrer Zeit.

Der Mercantilismus, in welchem die damaligen Juden sozusagen gänzlich aufgiengen, wie wir sahen, erregte bei der christlichen Bevölkerung außer dem Neid und Haß auch Mißtrauen, und die irrige, selbst in unserer Zeit noch nicht ganz beseitigte Meinung, der Jude scheue sich nicht, vor christlicher Obrigkeit dem Christen gegenüber falsch zu schwören. Die Vorkehrungen, welche seit vielen Jahrhunderten nicht nur in Deutschland, sondern in den meisten europäischen Staaten getroffen wurden, um sich vor dem Meineide der Juden zu sichern, bilden ein buntes Gemisch von Thorheit und Bosheit zugleich; ja nur ein Blick auf die verschiedenen Formeln, welche bei der Beschwörung der Juden in den verschiedenen Ländern in Anwendung gebracht wurden, auf die große Gallerie der Judeneide, erfüllt den Zuschauer mit Staunen und Schauder; Staunen über die Herrschaft, Schauder über die Vorurtheile. Man häufte Bollwerk auf Bollwerk, Veste auf Veste gegen die vermeintliche

jüdische Trugsucht, man hielt jeden Juden für einen Meineidigen und verschmähte kein Schreckmittel, ihm das Geständnis der Wahrheit abzuringen.

Viertes Capitel.

In keiner der auf uns gekommenen Eidesformeln ist aber die Lust, den Juden zu verspotten, ihn in seiner Religion zu kränken, deutlicher ausgedrückt, als in der Formel, welche das allgemeine Landrecht Navarra's (Fuero General) seit Philipp III. für die Juden dieses Landes vorschrieb. Merkwürdige Absurdität vereinigt sich hier mit toller Idiosynkrasie und crasser, grober Unwissenheit. Welches Gemüth konnte ruhig bleiben, bei Anhörung eines solchen Eides, der trotz der darin enthaltenden Lächerlichkeiten einer Verfluchung weit ähnlicher sieht, als einer Beschwörung.

Das Mißtrauen gegen die Juden tritt in dieser Formel um so merklicher hervor, als den Christen der Eid gegen Christen, sowie gegen Juden und Mauren überaus leicht gemacht wurde. Wie einfach war nicht selbst der Eid der Juden unter den frühern Navarresischen Königen! Bei dem Christen genügte eine Betheuerung beim Haupte seines Pathen, seines Beichtvaters; er schwur beim heiligen Anton, bei der heiligen Susanna; er rief beliebig verschiedene Heilige an und Niemand durfte Mißtrauen in seine Aussage setzen. Der Jude allein mußte bei der geringsten Kleinigkeit von nur fünf Sueldos einen Eid leisten, der haar-

sträubend und widersinnig zugleich ist, und welcher als der merkwürdigste und charakteristischste aller Judeneide hier folgen mag:

Frage: Du Jude! sag, wie heißt du?

Antwort: X. X.

F.: Schwörst du diesem Christen, daß du die Wahrheit und das Recht sprichst auf jede Frage, welche er dir vorlegt?

A.: Ich schwöre.

F.: Schwörst du bei Gott dem Herrn, dem mächtigen Vater, welcher geschaffen Himmel und Erde, Meer und Abgrund, Engel und Erzengel, Throne und Herrschaften, Regenten und Machthaber, Cherubim, Seraphim und alle sonstigen Kräfte?

A.: Ich schwöre.

F.: Schwörst du bei dem Gotte, welcher dem Moses auf dem Berge Sinai in der Flamme erschien und sprach: „Ich bin, der ich bin und es gibt außer mir keinen andern Gott“: bei dem Sabbath, welchen die Kinder Israels feiern, weil sie aus ägyptischer Gefangenschaft befreit wurden; bei der Hand Gottes, welcher sie vom Himmel zur Erde und aus der Wüste führte; bei dem heiligen Zelte, welches Moses dem Herrn errichtete, bei dem Erdaltar, welchen Jakob aufstellte, und bei dem Gotteshause und den Wundern, welche Jakob schaute?

A.: Ich schwöre.

F.: Schwörst du bei dem heiligen Opfer, welches Aaron und seine Söhne in der Stiftshütte darbrachten

und bei der Lade, welche in der Stiftshütte stand, und bei dem Stabe Moses und bei den steinernen Tafeln, auf welche Gott das Gesetz schrieb, und bei den fünf Büchern Moses, welche die Thora genannt werden, und bei den Worten und zehn Geboten, welche Gott Euch gebot zu befolgen und zu beobachten, die da lauten: Du sollst dir keinen Götzen, noch irgend ein Bild machen; du sollst Gott lieben mit deinem ganzen Herzen und deinem Vermögen und deinen Nächsten, wie dich selbst; du sollst den Sabbath beobachten; Vater und Mutter ehren; nicht tödten; kein falsches Zeugnis ablegen; nicht falsch schwören; nicht stehlen: nicht ehebrechen; nicht Gelüste tragen nach dem Weibe, oder irgend einer Sache deines Nächsten. Sag', schwörst du?

A.: Ich schwöre.

F.: Schwörst du bei Adonai Zebaoth, der da schuf Tag und Nacht, Sonne, Mond und Sterne, der die sieben Tage schuf und am siebenten Tage ruhte, der Adam schuf und Eva bildete und sie ins Paradies setzte, der Noah und seine Söhne aus der Fluth errettete, der das Meer gründete und ihm Grenzen anwies, indem er ihm zurief: Bis hierher dringen deine stolzen Wogen, hier wird dein Stolz gebrochen! Was, schwörst du?

A.: Ich schwöre.

F.: Schwörst du bei den zwölf Propheten, welche die Ankunft des Herrn verkündeten, Samuel, Jesaias, Jeremias, Ezechiel, Daniel, Hosea, Amos, Abadja, Jonas, Micha, Nahum, Habakuk, Zephania, Haggi

Zacharias, Moses, Josua, Aaron, David und bei allen Propheten und bei den drei Patriarchen Abraham, Isaak und Jakob, welche die Ankunft des Messias verkündeten, und bei der heiligen Stadt Jerusalem und bei der heiligen Synagoge, in welcher du betest, und bei dem Haupte deines Rabbi? Sprich.

A.: Ich schwöre.

Richter: So beschwöre ich dich denn, Jude, bei all den Worten, welche du hast beschworen, daß du die Wahrheit sagest und nicht falsch schwörest bei dem heiligen Namen Gottes Elohim, Adonai, Zebaoth, und wenn du trotzdem lügst, so komme über dich sein Zorn und Grimm, Hunger und Durst, Angst, Haß und Schmerz. Sag' Amen.

A.: Amen.

R.: Wenn du lügst oder die Wahrheit verfehlst, so mögen ausfallen die Haare deines Hauptes, deines Bartes und deiner Augenbrauen, du mögest das Licht der Augen verlieren, und der Herrgott führe dich in ein Land, in welchem Niemand wohnt, unter Menschen, welche du nicht kennst, er strafe dich mit bösen Krankheiten, mit Krätze und Fäulniß, er lasse pestend werden den Athem deines Mundes und du werdest verunstaltet und taub und blind. Sprich Amen.

A.: Amen.

R.: Deinen Weinberg mögest du bepflanzen und nichts davon genießen, wenn du lügst: was du jetzt gewinnst oder gewinnen wirst, mögen Fremde verzehren: Kinder und Enkel, welche von dir abstammen und abstammen

werden, wandern in die Gefangenschaft und der Herr, der nicht lügt und trügt, vernichte dich und dein Haus; seinen Zorn ladest du für immer auf dich, wenn du lügst. So sag' Amen.

A.: Amen.

R.: Wenn du lügst oder falsch schwörst, so mögen deine Hände verdorren und deine Arme verfaulen, hef iger Schmerz zerfresse deine Gebeine, deine Arme; deine Glieder mögen verfaulen und Würmer dich verzehren; und wenn dir Kinder geworden oder noch werden, so mögen sie sein blind und taub, einarmig und hinkend, ein Gegenstand der Verachtung für Jedermann, und als Aussätzige mögen sie sterben. Darauf sprich Amen.

A.: Amen.

R.: Der Herrgott, welcher verbietet, daß bei seinem heiligen Namen du falsch schwörst, vernichte und vertilge dich, wenn du lügst, dir entstehe kein Heil aus der Synagoge Aarons, aus dem Gesetze, aus der Feier des Sabbaths, aus der Beschneidung; es komme über dich die furchtbare Rache des Schöpfers, wie sie über die gekommen ist, welche haben gemacht und angebetet das goldene Kalb am Horeb, und es verschlinge dich die Erde, wie sie verschlungen hat Datan und Abiram, ruchlose und sodomitische Menschen; du habest keinen Theil an den Segnungen, welche der Herr verkünden ließ auf dem Berge Gerisim, und es kommen über dich alle Verwünschungen, die ausgesprochen wurden auf dem Berge Ebal. Sag' nun Amen.

A.: Amen.

R.: Wenn du lügst oder falsch schwörst, so mögest du verflucht sein in den Häusern, in den Städten, auf den Feldern und an allen Orten, wo du dich befindest und wohin du gehst; du nehmest eine Frau und andere wohnen ihr bei. Die Frucht deines Bodens und deines Leibes sei verflucht; du baust ein Haus und mögest nie darin wohnen; du säest viel und erntest wenig; Heuschrecken und gierige Vögel mögen dich verzehren. Gott gebe dir ein Herz voller Schrecken und die Seele voller Abscheu; die Liebe, welche deine Eltern zu dir hegen, verwandle sich in Abneigung; Alle mögen sich von dir entfernen, wie das ausgehungerte Raubthier von dem Aase seiner Beute sich entfernt. Alle mögen den Fluch über dich aussprechen: Bann sei dein Leben! Plötzlicher Tod komme über dich und deinen Körper, nicht möge die Erde ihn aufnehmen, von Hunden und Vögeln möge er oberhalb der Erde verzehrt werden. Augen mögest du haben und nicht sehen, Ohren und nicht hören, Hände und nicht greifen; Zittern erfasse deinen Körper, wenn du lügst und nicht die Wahrheit sprichst; Einsturz komme über dich und deine Familie, daß Niemand übrig bleibe. Nicht von einer Stunde zur andern mögest dein Leben du fristen. Deinen Glauben mögest du verlieren und Heide werden und gesteinigt wie der mit dem Bann belegte. Sag' Amen.

A.: Amen.

R.: Wenn du lügst oder falsch schwörst, mögest du deine Kinder gebraten und gekocht vor Hunger verzehren und Alles, was du genießest, möge dir Schmerz ver

ursachen, daß du zitterst und geschwollen werdest und sterbest: der Gott Adonai, Zebaoth, Alfa und Oquasa und Saramut, der Freund der Gerechtigkeit, der dem König David verhieß, daß er Diejenigen vernichten werde, welche falsch schwören, er mache es heute wahr an Dir, wenn du lügst; der Tag der Versöhnung, welcher für euch im Jahre kommt, für dich sei er verloren; deine Gebeine verzehren das Feuer und deine Seele bei Tag und Nacht. Sprich Amen.

A.: Amen.

R.: Du schwörst nun, Jude, bei dem Messias, dem gesalbten König, und bei dem Tage der Erlösung, welchen ihr erwartet . . . . Verflucht seiest du aus dem Munde des mächtigen Gottes; verflucht seiest du von Eli, Elohim, Adonai, Sadai , . . Daramatai, Marthery; verflucht seiest du von den Engeln und Erzengeln Michael, Rafael, Uriel, Gabriel, Barachiel, Sarsiel, Ananiel; verflucht seiest du von dem gewaltigen Gott der Unterwelt, wenn du falsch schwörst oder lügst. Merke dir den Ausspruch Salomo's und Maimons, deines mächtigen Königs, daß, wenn du lügst oder falsch schwörst, deine Eltern und Verwandten dich verstoßen und du das Licht deiner Augen verlierest. Es schlage dich und schrecke dich Gott, Er, der da sprach: „Der Himmel ist mein Thron, die Erde der Schemel meiner Füße"; es treffe dich der Engel, welcher im Ringen dem Jakob die Hüfte verrenkte und ihm zurief: „nicht Jakob, sondern Israel soll ferner dein Name sein," und der Herr Zebaoth bringe über dich solche

Vernichtung, wie über die zwölf Stämme, welche Titus und Vespasian, zwei heidnische Könige, im Schiffe über das Meer führten ohne Ruder; du mögest dein Haus begründen nicht mit Jüdinnen, sondern mit maurischen Frauen. Sag' Amen.

A.: Amen."

Und so weiter. Und so weiter.

Abergläubisch, wie die Bewohner Navarras waren, bedienten sie sich noch anderer Mittel, als des Eides, um zu dem Geständnis der Wahrheit zu gelangen. Die Kesselprobe, Feuer- und Lichtprobe und ganz besonders der Zweikampf kamen bei ihnen zur Anwendung. Auch die Juden sind, wenigstens eine Zeit lang, zur Kesselprobe gezwungen worden; dieses ergibt sich deutlich aus einer Frage, welche dem Könige Theobald I. von dem Rathe der Stadt Tudela zur Entscheidung vorgelegt worden ist. Der König sollte „über den Juden Beschluß fassen, der aus Furcht nicht wagte, sich dem Kessel zu nähern (in dem Kessel zu sein"); was heißt das anders, als daß der Jude sich scheute, die Kesselprobe zu bestehen? Diese Art Urtheil war während des ganzen Mittelalters nichts Seltenes. Der Angeklagte legte nach feierlichen Vorbereitungen die Hand in einen eigens dazu geweihten Kessel, der mit kochend heißem Wasser und Kies oder kleinen Steinchen gefüllt war, und holte eine gewisse Anzahl solcher Steinchen heraus. Nach vollbrachter That verband und versiegelte man ihm die Hand, nahm nach neun Tagen Siegel und Binde wieder ab und alsdann wurde sie in der Regel von einem Geistlichen

untersucht, welcher, sobald er Brandwunden gewahrte, sofort das „Schuldig" über ihn aussprach.

Aehnlich diesen barbarischen Urtheilen, scheint auch das Gerichtsverfahren in Criminalsachen.

Auf dem unbedeutendsten Diebstahl stand wie auf Raub nach dem Landrechte Navarras, die Galgenstrafe, welche nach öffentlicher Verhandlung auch öffentlich vollzogen wurde. Eine nicht unbedeutende Anzahl, zum Theil kleinlicher Criminalfälle liegt uns vor, in welcher auch jüdische Verbrecher figuriren, ja noch mehr, wir machen die Bekanntschaft einer kleinen Räuberbande, welche allem Anschein nach aus Juden und Jüdinnen bestand. Es muß jedoch im Vorhinein bemerkt werden, daß es sich um nichts Anderes handelt, als um den Diebstahl einer — Eselin. Rismado der Jüngere und Jento, Beide Juden aus Tudela, hatten 1333 eine Eselin gestohlen; sie zahlten siebzehn Sueldos, sechs Dineros Gerichtskosten und wurden aufgehängt. Pechera, eine Jüdin aus Tudela, welche bei diesem Diebstahl betheiligt war, wurde lebendig begraben; den mit ihr verbündeten Christen und Juden schnitt man die Ohren ab und der Jude Pietos aus Tudela wurde bei dieser Gelegenheit aufgeknüpft, weil er mitleidig genug gewesen war, seine gehängten Freunde und Genossen vom Galgen abzuschneiden.

Der Jude Jakob aus Justinana büßte zur selbigen Zeit seine Ohren ein, weil er zwei Laib Brot und zwei Mäßchen Weizenmehl entwendet hatte.

1342 hatte der Jude Isaac (Azac) aus Pamplona einen Schuldschein gefälscht und dafür den Tod am Galgen erlitten.

Uebrigens war man bei aller Verachtung, mit der man den Juden begegnete, doch so gerecht, Entwendungen und Beschimpfungen an Juden geübt, nicht ganz unbestraft zu lassen. Einen Bürger aus Estella peitschte man in Murillo öffentlich durch, weil er auf freier Straße einem Juden die Mütze vom Kopfe gerissen hatte, hingegen wurde der 1407 von einem Bürger aus Falces an dem Juden Barselay begangene Mord nur mit Confiscation des Vermögens bestraft.

Wollte man aus den wenigen vorhandenen, hier mitgetheilten Criminalfällen die Folge ziehen, daß die Juden Navarras Diebe und Betrüger gewesen, so würde man in den Irrthum verfallen, welchen man so häufig bei Beurtheilung der Juden und jüdischer Zustände begeht, indem das Besondere, vereinzelt Dastehende, zur allgemeinen Norm erhoben wird; wir haben vielmehr allen Grund behaupten zu dürfen, daß ihre Moralität und sittliche Führung hinter der ihrer Glaubensgenossen anderer Länder nicht zurückstand, besonders wenn man erwägt, in welchen Verfall die sittlichen Zustände Navarras, namentlich im vierzehnten Jahrhundert gerathen waren.

Die klimatischen Verhältnisse, das Ehegesetz als solches, sowie vorzüglich die gelinden Strafen, mit welchen die Vergehen gegen die Sittlichkeit belegt wurden, mögen nicht wenig zu diesem Verfall beigetragen haben.

Was die Ehe im Allgemeinen betrifft, so finden sich auch in ihr die Spuren äußerster Barbarei und Demoralisation. Jedem Vater stand es frei, seiner Tochter beliebige Männer in Vorschlag zu bringen; hatte sich das junge Mädchen zweimal geweigert, den Wünschen des Vaters, betreffs der Wahl ihres zukünftigen Gatten nachzukommen, so wurde sie durch das Gesetz gezwungen, dem Manne ihre Hand zu bieten, welchen er für sie auserſehen hatte. Nicht selten wurde die Ehe unter schimpflichen Bedingungen geschlossen. Daß aus solchen ehelichen Bündnissen, wo Mann und Weib ohne das leiseste gegenseitige Verständnis neben einander hergiengen, kein Glück ersprießen konnte, daß die Kette der Sittlichkeit gänzlich zerrissen werden mußte, und auf eine moralisch und physisch reine Erziehung der Kinder keine Sorgfalt verwendet werden konnte, war selbstverständlich. Der Mann sei der mächtige und weise Herrscher des Hauses, und das Weib sei nicht seine Sclavin, sondern die sanfte, ebenbürtige Herrscherin. In Beiden paare sich Sanftmuth und Stärke, Liebe und Verstand zu einer schönen Harmonie. Dieser Mangel haftete den meisten jener Ehen an, und wo diese Verschmelzung fehlt, fehlt der Kitt einer gesunden Ehe, von der Goethe sagt, sie sei „der Gipfel aller Cultur."

Fünftes Capitel.

Dergestalt war der Unsittlichkeit Thür und Thor geöffnet. Dazu kam noch, daß der Hof, besonders unter

dem wilden Carl II., dem Sohn und Nachfolger des 1343 verstorbenen Philipp, und die Geistlichkeit auch hier mit dem guten Beispiel vorangiengen. Die Freundinnen und Gefährtinnen der Geistlichen trieben zum Hohne ehrlicher Bürgerfrauen und verarmter Prinzessinen einen so auffälligen Luxus, daß die Regierung dagegen einschreiten mußte. Vergehen wie Ehebruch und sträfliches Concubinat wurden sehr gelinde bestraft. Mehrere grobe Vergehen wider die Sittlichkeit liegen uns vor, die wir dem Leser ihrer Derbheit halber nicht vorführen wollen. Aber wie die Juden das mit der Religion in ihr Fleisch und Blut gedrungene Princip der Sittlichkeit und Sittenreinheit in allen Zeiten und in allen Ländern sich bewahrt haben, so trotzten sie auch hier den Einflüssen des Klimas und der sie umgebenden, tiefgesunkenen Masse. Die Camera de Comptos weiß nur von einem einzigen Falle, daß auch ein Jude schändlich genug gewesen, seines Geburtsadels zu vergessen. Es ist der Jude Isaac, Salomos Sohn, vielleicht derselbe, welcher ein Jahr später wegen Fälschung aufgeknüpft wurde, (s. S. 41) der wegen eines groben Vergehens 1311 in eine Strafe von zehn Sueldos verfiel.

Sonderbarer Weise hat sich in Navarra die Polygamie unter den Juden noch im dreizehnten Jahrhundert erhalten. Nach einem vom Könige Theobald erlassenen Gesetze, stand ihnen von Seiten des Staates nichts im Wege, sich so viele Frauen zu halten, wie sie ernähren und regieren konnten; freilich war an diese Erlaubnis die peinliche Bedingung geknüpft, daß sie die eine nicht

verstoßen durften, ohne zugleich alle Uebrigen zu entfernen.

Daß die Juden Navarras durch die Sitte, mehrere Frauen zu halten, der Religion keineswegs zuwider handelten, ist bekannt. Der Bann, welcher von Rabbi Gerschon, „der Leuchte der Diaspora" mit Zustimmung der meisten Autoritäten seiner Zeit auf der großen, im Anfange des elften Jahrhunderts zu Worms abgehaltenen Synode über die Polygamie der Juden war verhängt worden, traf bekanntlich nur Deutschland und das nördliche Frankreich, nicht aber die südlichen Gegenden Europas; den navarresischen Juden stand also auch von Seite der Religion nichts entgegen, mit mehreren Weibern in ehelicher Verbindung zu leben. Wie lange sie diesem Gebrauche nachhingen, läßt sich nicht bestimmen; aller Wahrscheinlichkeit nach hörte mit dem Reichthum auch die Polygamie auf.

Kaum bedarf es der Erwähnung, daß die jüdischen Frauen in den größeren Städten Navarras an Luxus und Aufwand es nicht fehlen ließen; hierin mögen sie ihre christlichen Mitbürgerinnen womöglich noch übertroffen haben. An diese wie an jene ergieng von König Karl III. am 22. April 1405 der Befehl, daß sie es nicht fernerhin wagten, goldene oder silberne Ketten, Guirlanden, Perlen, Edelsteine, seidene Kleider, Schleier und dergleichen zu tragen; statt der Ketten sollten feine Bändchen ihren Nacken, statt der Edelsteine silberne Knöpfe ihren Busen zieren.

In demselben Jahre, in welchem die Zählung der

Juden Navarras war veranstaltet worden, stürzte sich eine fürchterliche Lawine vom pyrenäischen Hochgebirge auf die fruchtbare Ebene des Landes. Bertrand du Guesclin, Graf von Langueville, der rohe Führer der großen Compagnie, nahm auf seinem Zuge gegen Don Pedro von Kastilien seinen Weg durch Navarra und behandelte es wie feindliches Gebiet. Allenthalben ließ er den Ruf: „Krieg dem Pedro! Krieg den Ketzern und Juden" zum Schrecken der Letzteren erschallen.

Von den Leiden, welche während der Bürgerkriege in Kastilien die Juden dieses Königreiches trafen, waren ihre Glaubensgenossen in Navarra nicht verschont geblieben, denn König Karl II. spielte in diesem Kriege eine weit elendere als wichtige Rolle. Jeder der Parteiführer wollte ihn zum Freunde haben, Jedem wollte er mit seiner Freundschaft dienen; bald schloß er mit Heinrich, bald mit Pedro Verträge; bald nahm er von dem Einen, bald von dem Andern Kaufgelder. Mit Schwüren war er verschwenderisch; heute betheuerte er auf das Evangelium das zu thun, was er einige Tage zuvor beschworen hatte, zu unterlassen. Durch diese heuchlerische Politik gab er sein ohnehin bedrängtes Ländchen den Kriegsstürmen und Kriegsnöthen preis. Jahre des Jammers und Elends nahten für die Juden der ganzen Halbinsel: von Burgos bis Tudela wüthete das Schwert, Mangel und Entbehrung zeigten sich an allen Orten, der Verkehr stockte, jede Handelsverbindung war gelöst. Die navarresischen Juden, welche sich in Aragonien aufhielten, wurden geplündert und aus dem

Reiche gejagt; in ähnlicher Weise verfuhr Karl mit denen des feindlichen Staates, sobald sie sich auf seinem Gebiete blicken ließen.

Selbst nachdem Pedro durch des grausamen Bruders Hand gefallen war, dauerten die Streitigkeiten zwischen Navarra und Kastilien noch fort. Am 26. October 1370 wurde von der Königin Juana in Abwesenheit ihres Gemahls, welcher sich auf einem Zuge nach der Normandie befand, ein Waffenstillstand auf zehn Monate geschlossen und zugleich festgesetzt, daß die Juden aus Kastilien, sobald sie nach Navarra kämen, beschützt, und ob reich oder arm, nur zwei Florins an Personensteuer jährlich zahlen, von allen übrigen Pflichten und Lasten der Aljamas, die Accise auf Wein und Fleisch ausgenommen, befreit sein sollten. Auch Bann und Gemeindebestimmungen hatten für sie keine Kraft.

Durch die mehrere Jahre währenden Streitigkeiten, in welchen Karl mit den benachbarten kastilischen und aragonischen Königen, sowie später mit Frankreich, verwickelt war, wurde der Ruin des Landes unvermeidlich. Nur zu bald fühlten die Juden, daß die Staatscassen geleert seien; noch nie waren sie so durch Steuern und Subsidien gequält, wie in der Regierungszeit Karls II., welchen selbst heimatliche Geschichtsschreiber den „Bösen" nennen. Die von ihnen zu zahlenden Steuern wurden unerträglich. Aus den Rechnungsabgaben des Jahres 1375 ergibt sich, daß die Juden Pamploas: monatlich 261 Florins, 7 Sueldos, 2 Dineros, die Estellas: 119 Florins, 9 Dineros zu zahlen hatten. 1384 fanden

sich die Juden des gesammten Königreiches für alle Steuern mit einer Totalsumme von zwölf Tausend Livres das Jahr ab; die Pimienta oder Pfeffersteuer jedoch nicht mit inbegriffen.

Man kann sich den Druck und die Schwere der Lasten, unter welchen die Juden Navarras keuchten, erst dann recht lebhaft vorstellen, wenn man bedenkt, daß außer den jährlichen Steuern, sie auch noch von Zeit zu Zeit zur Zahlung von Subsidiengeldern angehalten wurden. 1333 erlegten die Juden Tudelas allein vier Tausend Livres. Wurden die Subsidiengelder nicht freiwillig gezahlt, so wandte die Regierung Zwangsmittel an; die Juden Estellas ließ der König 1377 pfänden, weil sie sich geweigert hatten, hundert Sueldos als Rest einer Summe zu zahlen, welche ihnen gewaltsamer Weise abgenommen worden war, und 1401 wurde gegen die Juden Pamplonas auf Befehl Karls III. Execution vollzogen, ja gedroht, die Vornehmen unter ihnen gefänglich einziehen zu lassen, um sie zu zwingen, gutwillig die Majestät aus der Klemme zu erlösen.

Auch das Grundrecht, welches sich die Könige Navarra's über die Juden ihres Landes angemaßt hatten, wurde von ihnen in drückenden Verhältnissen benutzt, sich Freunde und Mittel zu verschaffen. Die Juden wurden, ähnlich wie im deutschen Reiche, versetzt, verschenkt und verkauft. Die Städte Cascante und S. Martin de Una schenkte Carl II. im Jahre 1378 sammt der Jurisdiction über die Juden dem Grafen Roger Bernard de Foix; die Gerichtsbarkeit über die Juden

in Nada und die von ihnen zu zahlenden Steuern gelangten 1379 an Arnold de Mauleon, und an einen königlichen Kammerdiener die Judensteuer Galipienzós. Verschieden von den Vorfahren Carl's II. behielt sich Carl III. bei seinen Schenkungen die Judensteuer häufig vor.

Unter solchen Umständen ließe sich erwarten, daſs den Juden Freiheiten im Verkehr und Handel und Wandel wären eingeräumt worden, um ihnen die Möglichkeit nicht zu benehmen, für die sie aussaugenden Monarchen und Großherren das Nothwendigste zu erschwingen: um die Steuern zu zahlen und um leben zu können. Allein, es wurden ihnen keine neuen Freiheiten gegeben, selbst die alten Rechte wurden geschmälert. Die Beschränkung gieng so weit, daß ohne des Königs ausdrückliche Erlaubniß weder Christen noch Mauren von den Juden liegende Güter kaufen durften. Was Carl mit diesem Erlasse wollte, liegt klar vor: Die Juden an sein Land fesseln und ihnen den Abzug erschweren.

Aber in Navárra war ihres Bleibens nicht mehr. Die Lasten und Steuern waren nicht zu erschwingen, der Verkehr war gehemmt, das Volk verabscheute sie, was sie kauften und verkauften, was sie am Leibe trugen, ja den Hut, mit dem sie ihr Haupt bedeckten — Alles, Alles unterlag einer bestimmten und nicht unbedeutenden Steuer. Dazu kam noch der Krieg mit Kastilien, welcher sich die Gegend von Tudela zum Schauplatz gewählt, und die Pest, welche in den Jahren 1379 und

1380 wieder furchtbare Verheerungen im Lande angerichtet hatte, draußen wüthete das Schwert und im Innern der Tod. Wer nur konnte, wanderte aus. Schaarenweise passirten sie die Grenze und suchten in Aragonien und Katalonien Schutz.

Die natürliche Folge dieser Auswanderungen war, daß die Steuern, welche auf den Aljamas lasteten, nicht eingezahlt wurden. Dem fortwährenden Abziehen der Juden mußte Einhalt gethan werden. Daher legte Carl II. 1830, gegen Ende seines Lebens, tief gebeugt von all dem Mißgeschicke, das über ihn gekommen und der ärmste Mann im Staate, eine Contribution von fünf Sueldos von jedem Livre auf alle liegenden Güter, welche die Juden innerhalb der letzten fünfzig Jahre den Christen verkauft oder verpfändet hatten, „denn", so begründete er seine Verordnung, „es wäre seit langer Zeit befohlen, untersagt und verboten, sowohl Christen als Mauren, irgend welche Grundstücke ohne seine besondere Erlaubniß von den Juden zu kaufen, als Geschenk oder als Pfand anzunehmen." Wie gewöhnlich, trieb er auch diese Abgabe mit eiserner Strenge ein; 1381 sandte er seine Commissäre in das Gebiet von Tudela, um die Steuern einzuziehen, sowohl von den Grundstücken, welche Juden an Mauren oder Christen verkauft, als auch von denjenigen, welche letztere von ersteren gekauft hatten. Die Summe dieser neuen Taxe belief sich 1384, seit der großen Pest, für Tudela, Cortes, Buñuel, Ablitas, Fontellas, Monteagudo, Cas-

cante, Cintruenigo, Corella, Fustinana und Cabanillas auf 2221 Livres und vier Dineros.

Wie hatte sich nach kaum zehn Jahren Tudela verändert. Was war aus der reichen Stadt, dieser „Haupt- und Mutterstadt in Israel" geworden? Ihr Glanz war auf immer geschwunden. Ueber dreihundert Judenfamilien, und bei Weitem die reichsten, waren fortgezogen, von den fünfhundert, welche in früheren Jahren dort wohnten, befanden sich 1386 kaum noch zweihundert, und diese waren so blutarm, daß selbst der goldgierige, hartherzige Karl nicht umhin konnte, ihnen die Steuern im Betrage von 131 Livres zu erlassen.

Es war dies aber auch der einzige Gnadenact, welchen Karl II. den Juden erwies.

Sechstes Capitel.

Mit dem Neujahrstage von 1387, dem Todestage Karls, wurde sein Sohn Karl III. zum König proclamirt. Die Juden giengen einer besseren Zeit entgegen. Das Land hatte von den Nachbarschaften nichts zu fürchten: mit Kastilien und Frankreich lebte der junge König in Frieden, die Freundschaft, welche der Vater mit Aragonien unterhalten hatte, wurde erneuert; von Karls Gerechtigkeitsliebe war das Beste zu hoffen. Auch die Juden ihrerseits bemühten sich seine Gunst zu gewinnen; es wird erzählt, daß sie ihm sechs Tausend Livres als Geschenk überreichten, als er seine erste Reise nach Frankreich unternahm.

Sie täuschten sich in ihren Hoffnungen nicht. Karl III. gewährte ihnen, den in jüngster Zeit schwer Heimgesuchten, mannigfache Erleichterungen und Begünstigungen, und wenn mit dem Beginn seiner Regierung in der allgemeinen Geschichte Navarras neue Hoffnungen und Erwartungen für die Zukunft erwachten, so kann insbesondere in der Geschichte seiner Juden eine neue Aera bezeichnet werden.

Mit einem Acte der Gerechtigkeit begann er seine Regierung. Er verwarf das eigenmächtige und despotische Verfahren der Beamten seines Vaters und entlud die solange bedrückten Juden ihres Joches. Mit welcher Freude mußten die Juden diese Reformen begrüßen! Die navarresischen Geschichtsschreiber sind darum auch nicht karg mit den Bezeichnungen, die sie Karl III. beilegen; sie nennen ihn den friedliebenden, frommen, gerechten Karl. Keinen Ehrennamen möchte er aber wohl mit mehr Recht verdienen, als den des Weisen, des Salomo seiner Zeit. Gleich seinen Musterbildern, den Wissenschaft liebenden, edlen Monarchen Alfons von Kastilien und Sancho von Navarra, ließ auch er den Juden Schutz angedeihen und zog jüdische Gelehrte an seinen Hof und in seine Umgebung.

Josef Orabuena, Oberlandesrabbiner von Navarra, war sein Leibarzt, und wir wissen, daß auf sein Verwenden, den Juden Tudelas die hundertzwanzig Livres, welche sie an Contributionsgeldern schuldeten, erlassen wurden, damit sie ihre große baufällige Synagoge restaurieren konnten. Sein Sohn Juda hatte die Auf-

merksamkeit des Königs in solchem Grade auf sich gezogen, daß er ihn in seiner beständigen Begleitung behielt. Wir hören nicht, daß das Verhältnis dieser vom Könige begünstigten Juden aufgelöst oder auch nur getrübt sei; in weit ungünstigerer Lage befand sich der jüdische Leibarzt der verarmten Königin Lenore. Gram und Sorge hatte an ihrer Gesundheit genagt, sie fühlte sich ihrem Ende nahe. Ihr sorgsamer Gatte, von dem sie getrennt lebte, wollte das ihm theuere Leben seiner Lenore nicht den Händen der kastilianischen Aerzte anvertrauen und sandte ihr einen Mann aus seinem Staate, einen Juden. Dieser jüdische Leibarzt gab sich alle Mühe, die Königin zu erhalten, und wandte, wie sich aus dem eigenhändigen Schreiben derselben an ihren Bruder ergibt, verschiedene stärkende Kräuter an. Ihr Zustand besserte sich nicht, ihre Schwäche nahm zu und Lenore war judengehässig genug, gegen ihren treuen Leibarzt, weil er Jude war, die Anklage zu erheben, daß er ihr giftige Kräuter beigebracht habe. Obgleich sie trotz der „giftigen Kräuter“ am Leben blieb, war ihr der Jude stets die „widerwärtigste Person.“

Der Umgang des Königs mit seinen Juden, besonders mit den Gliedern der Familie Orabuena, ist gewiß nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben, und wäre es nicht unwahrscheinlich, daß ihnen die im Ganzen glückliche Stellung verdankt wurde, welche ihre Glaubensgenossen unter der Regierung Karls III. einnahmen. In seiner Gerechtigkeitsliebe war er taub gegen die Einflüsterungen der Geistlichkeit, der er im Uebrigen

sich stets ergeben zeigte, und selbst seine Frömmigkeit ließ sich nicht zu Thaten hinreißen, durch welche er das Lob der Priester geerntet hätte. Ließ er auch in seiner Residenz eine Kirche errichten, dergleichen an Schönheit sich in ganz Spanien nicht wieder fand, und mit den Steuern der Juden und Mauren die ungeheuren Kosten dieses Baues decken; erfuhren wir auch, daß er die Steuern von den Juden Pamplonas (1401) auf dem Wege der Execution, unter Androhung von Gefängnisstrafe eintrieb (s. S. 50), daß als während seines Aufenthaltes in Olite (Juni 1413) den Einwohnern von Viena ein Freibrief ertheilt wurde, zur größeren Ehre der Christenheit er die Juden von den Privilegien ausschloß: so ist es doch vorzüglich seiner umsichtigen Regierung zu danken, daß in den Jahren von 1390 und 1391 Navarras Juden nicht unter den Fäusten des wilden, vom Clerus aufgewiegelten Pöbels endeten, daß den gewaltsamen Taufen, welche 1412 und 1413 auf der ganzen Halbinsel ihre Opfer forderten, in Navarra nicht stattgegeben wurde.

Ein sprechendes Zeugnis für die Gerechtigkeitsliebe Karls III. bietet die am 1. Juni 1417 erlassene Ordonnanz, welche bestimmt, daß alle Diejenigen, welche nach talmudischem Gesetze ausgestellte Schuldscheine in Händen hätten, nach welchem das Recht der Verjährung eines ausgeliehenen Gutes oder Capitals nicht geltend gemacht werden kann, das in den Urkunden näher angegebene Vermögen zu jeder Zeit reclamiren könnten.

Karl gab durch ein solches Verfahren deutlich genug zu verstehen, daß ihm die Rechte der Juden heilig seien und er es nicht wage, nach eigener Willkür zu entscheiden.

Ohne erhebliche Veränderungen verblieben die politischen Zustände der Juden Navarras unter der Regierung der Donna Blanca, der mit Juan II. von Aragonien verheirateten Tochter Karls III., welcher 1425 mit dem Tod abgieng. Das alte System der Ausschließung, woran sich die Juden durch die Länge der Zeit gewöhnt hatten, wurde beibehalten, und es ist nicht überraschend, daß König Juan II. das wahrscheinlich häufig umgegangene Gesetz erneute, daß Juden und Mauren, Geistliche und Aussätzige die königlichen Domänen weder pachten, noch kaufen und Waffen nicht als Pfand nehmen dürften.

Nichtsdestoweniger erscholl Jammer und laute Klage in ihren Hütten und Häusern; die Pest mähte wieder in ihren Reihen. 1410 und 1411 war das Sterben so groß in Pamplona, daß die königliche Familie die entferntesten Thäler aufsuchte, die Bauern die Hauptstadt nicht zu betreten wagten und das Getreide keine Käufer fand. 1422 hatte Estella den größten Theil seiner Bevölkerung eingebüßt; Caparrosa war ausgestorben, menschenleer; in einzelnen Dörfern von hundert und mehr Einwohnern, waren kaum drei oder vier übrig geblieben. Der Winter von 1432 brachte neues Leid; der Schnee bedeckte die Städte, Wölfe und Tiger nisteten sich in den Häusern ein; eine große Ueberschwemmung folgte im nächsten Frühling. Doch nichts glich dem

Elende von 1431 und 1435; man fürchtete, diesesmal würde die Pest Navarra ganz und gar entvölkern. Tudela war in erschrecklicher Weise heimgesucht; ganze Judenfamilien waren von der Erde verschwunden; andere hatten das Land geräumt, die meisten der Zurückgebliebenen und am Leben erhaltenen waren so arm, daß der König selbst einsah, daß solche Menschen keine Steuern zahlen konnten und ihnen die dreihundertzweiundvierzig Livres, welche sie ihm jährlich erlegen mußten, erließ. Diese unfreiwillige Gnade sollte die Abgezogenen bewegen, in die Heimat zurückzukehren.

Ob sie der Einladung des Königs folgten? Ob sie in Kastilien und Aragonien verblieben? Ob sie dort weilten, bis das Gespenst, das sich vor ihren Augen erhob, sie an Furcht und Rettung mahnte? Die aus Furcht vor der Pest ausgewanderten Juden und viele andere mit ihnen, kehrten in den nächsten dreißig Jahren nach Navarra zurück; da wurde das gemiedene Land wieder die geliebte Heimat. Sie blieb es, bis auch für sie die Stunde der Trennung für immer nahte, und sie das Loos der Tausende ihrer spanischen Brüder theilen mußten, entweder den Boden, der die Wiege der Kinder getragen und die Gräber ihrer Väter und Mütter umschloß, zu meiden, oder den Boden, in dem sie mit unzähligen Fasern wurzelten, aus dem sie Nahrung und Kräftigung in allen Lagen ihres Seins gesogen, ihre Religion zu verlassen.

Es war unter der Regierung Heinrich IV. von Kastilien. Auf seiner Reise nach Frankreich, mit dessen

Monarchen er in St. Jean de Luz, nicht weit von Bayonne, zusammentreffen wollte, nahm er durch das baskische Gebiet seinen Weg. In seinem Gefolge befand sich der Generalpächter D. Gaon, ein Jude aus Vitoria, welcher, während der König in Fuenterralia verweilte, zu den Guipuzcoanern gesandt wurde, um das Pedido, eine Steuer, welche die kastilianischen Könige ihnen auferlegt hatten, zu erheben. In jener Zeit, in welcher bei den Basken alle Bande der Ordnung gelöst waren, betrachteten die Hidalgos von Guipuzcoa diese königliche Forderung als einen Eingriff in ihre Rechte; ihr ritterlicher Sinn sträubte sich gegen Königthum und Gehorsam, sie erklärten sich unabhängig von Kastilien und der Jude Gaon wurde bei seiner Ankunft in Tolosa, Freitag den 6. Mai 1463, ermordet.

Einen solchen Gewaltstreich durfte Heinrich nicht ungestraft lassen. Von seinem Zusammentreffen mit Ludwig XI. stand er für jetzt ab. In aller Eile zog er ein Reitercorps von der Grenze zusammen und rückte gegen das aufrührerische Tolosa, um Rache für Gaon zu nehmen. Die Stadt fand er leer, die Bewohner waren fortgezogen und hatten sich auf einen in der Nähe gelegenen hohen Berg geflüchtet. Im ersten Zorne wollte er Tolosa der Erde gleich machen. Schon war das Haus, in welchem der Mord an dem Juden begangen worden, niedergerissen, als die vornehmsten Tolosaner, die Wuth des Königs fürchtend, ihm ihre alten Freiheitsbriefe vorlegten und ihm bedeuteten, daß sie, alte Basken, die Vertreter der iberischen Freiheit wären,

daß sie ihr Blut gegen Karthager, Römer und Gothen vergossen, daß sie Spanien den Mauren wieder entrissen hätten, und nun schon über sechshundert Jahre mit den Khalifen kämpften. In Anbetracht aller dieser der kastilianischen Krone erwiesenen Dienste möge man sie jetzt auch in Frieden und im Genusse ihrer alten Privilegien lassen, dieser alten Rechte, welche von ihren Vorfahren mit Blut und Leben theuer genug wären erkauft worden. Was nun das von ihm ungerechter Weise verlangte Pedido und den Mord des Juden Gaon beträfe, so möge der König doch nicht vergessen, daß der tapfere Guipozcoaner, welcher ihn getödtet, dem Lande einen trefflichen Dienst erwiesen und seine That nicht zu büßen hätte. Ihnen stände es frei, jeden kastilianischen Unterthan, der ihre Rechte und Gesetze, ihre Privilegien und Freiheitsbriefe verletze, zu tödten; daher sei der Mord an Gaon vollkommen gerechtfertigt.

Dieser kühne Bescheid besänftigte den schwachen Heinrich, er wagte keine ferneren Versuche, den Mörder zu bestrafen, und die That fiel der Vergessenheit anheim!

Wie die Basken für die Aufrechterhaltung ihrer eigenen Rechte wachten, so sorgten sie auch für die Sicherheit des Eigenthums Derjenigen, welche sich unter ihren Schutz begeben hatten, und ließen den Juden Gerechtigkeit widerfahren, so oft sie ihre Justiz in Anspruch nahmen. Am 16. August 1163 ließ Don Lope Lopez de Ayala, der Alcalde der Stadt Victoria, auf Antrag der dortigen Juden Abraham Alauades die Besitzungen eines Beltran de Guevara in öffentlicher

Auction verkaufen, weil dieser dem Juden acht Tausend Maravedis obligatorisch schuldete, und der Steuerpächter Ben-Arrevo wurde von der Stadt mit dem von ihm gewünschten Empfehlungsschreiben versehen, dessen er auf einer Geschäftsreise nach Soria bedurfte.

Eine bedeutende Veränderung in den Zuständen der Juden Victorias wurde 1482 durch einen Juden namens Barselay hervorgerufen. Barselay befand sich am 28. Mai im Gefängnis und der Staatsprocurator Inigo Perez de Orosco forderte den Alcalden Garcia Martinez de Estella auf, die betreffende Angelegenheit so schnell als möglich zu untersuchen und durch schleunige Erledigung Störungen in der Stadt zu verhüten; spätestens bis zum nächsten Sonnabend müsse die Sache entschieden sein. Weder von dem Vergehen des Barseley, noch von dem über ihn gefällten Urtheilsspruch erfahren wir das Geringste; möglich, daß ihm, ob mit Recht oder Unrecht, eine grobe unsittliche That vorgerückt wurde, wie sich aus dem gleich in den ersten Tagen seiner Einkerkerung publicirten Verbot, daß Christinnen die Judenstadt bei Strafe ferner nicht betreten sollten, vermuthen läßt.

Hiermit war jedoch die in Dunkel gehüllte Angelegenheit keineswegs abgethan. Um ärgerlichen Vorfällen, welche durch den Verkehr der Juden mit den Christen könnten veranlaßt werden, vorzubeugen, und um zu verhüten, daß erstere den öffentlichen Gottesdienst der letzteren störten, wurde am 21. August verfügt, und auch in der Judenstadt zur allgemeinen Kenntniß ge-

bracht, daß kein Jude und keine Jüdin bis nach Beendigung der Messe es wage, das Franziskanerkloster, weder seine Hallen, noch seine Zellen, zu betreten unter Strafe von sechshundert Maravedis, welche auf die Mauern und das Straßenpflaster der Stadt sollten verwendet werden.

Was führte überhaupt die Juden in die Räume des Klosters? Besuchten sie es nur, um mit den Mönchen zu handeln und zu feilschen, oder betraten sie die Hallen der Klosterkirche, um sich an der Feier zu betheiligen? Weit davon entfernt, die Vitorianer Juden der Irreligiosität zu beschuldigen, liegt dennoch nach den am 4. October 1482 von dem gesammten Rathe erlassenen Beschluß die Vermuthung nicht fern, daß einzelne Juden keinen Anstand nahmen, in der Klosterkapelle ihr Gebet zu verrichten. Durch diese Ordonnanz vom 4. October wurde die frühere dahin abgeändert, daß sie die äußeren Gänge des Klosters, sowie einen genau angegebenen Theil des Innern für die Folge wieder betreten dürften.

An Beschränkungen und Verordnungen hat es der hochweise Rath in dieser Zeit nicht fehlen lassen; es vergieng kaum ein Jahr, in welchem nicht eine neue Verfügung in der Judenstadt zur öffentlichen Kunde gelangte.

Am 24. October 1482 proclamirte der Rath, und gewiß nicht zum ersten Male das Verbot, „daß keine Frau und kein Mädchen von über zehn Jahren die Judenstadt weder bei Tag noch bei Nacht ohne eine

männliche Begleitung im Alter von wenigstens vierzehn Jahren betreten solle, unter Androhung von neun Tagen Gefängnis und einer Strafsumme von sechzig Maravedis, deren eine Hälfte der Denunziant, die andere die Justiz erhalte.

Auch wurde zugleich bekannt gemacht, „daß keine Christin weder mit, noch ohne Begleitung an Sabbath- und Fasttagen weder Feuer anzünde, noch im Hause der Juden für einen Juden koche; im Uebertretungsfall, sollte die Christin mit fünfzig Peitschenhieben, und der Jude, der solches in seinem Hause dulde, jedes Mal mit 200 Maravedis bestraft werden.

Sobald diese Ordonnanz publicirt worden war, meldeten, wie es in der Urkunde heißt, die Aljama und einige Juden, insbesondere dem Rath, daß sie gegen ein solches, die Uebertretung ihrer religiösen Pflichten nothwendig herbeiführendes Gesetz bei der Landes-Deputation und der höchsten Instanz appelliren würden. Es geschah und man darf erwarten, daß auf ihre Bitten und eindringlichen Vorstellungen der Befehl außer Kraft gesetzt wurde; wenigstens geschieht seiner in der Folge keine Erwähnung mehr.

Eine ganze Reihe neuer Judengesetze wurden auf der Versammlung, welche, aus den Vertretern des Landes gebildet, 1486 in Vitoria tagte; entworfen und zur öffentlichen Kenntniß gebracht. Man verbot den Juden „ihr Brot in den Oefen der Christen zu backen, ihre Kaufläden an den christlichen Festtagen zu öffnen, an Sonn- und Feiertagen öffentlich Arbeit zu verrichten,“

und befahl ihnen, Erkennungszeichen auf ihren Kleidern zu tragen.

Durch Beschluß vom 16. Juni wurde das Gesetz wieder eingeschärft, „daß es Niemand wage, in der Judenstadt zu verkaufen: Gemüse, Früchte, Eßwaaren, Heu und Gerste! das außerhalb der Juderia von Juden gekaufte, sollte bis an die Straße der Judenstadt gebracht, sie selbst aber nicht betreten werden, unter Androhung des Verlustes dessen, was sie gekauft und einer besonderen Strafe von 24 Maravedis, wovon die Hälfte dem Denunzianten, die andere Hälfte der Stadtcasse verfiel.

Daß ferner weder eine Frau noch ein Mädchen die Straße der Judenstadt unter irgend welchem Vorwande ohne männliche Begleitung betrete, sich überhaupt ohne diese in ihr befinde, unter Androhung der obigen Geldstrafe und drei Tagen Gefängnis.

Daß keine jüdische Familie weder eine Frau, noch ein Mädchen in ihrem Hause aufnehme, bei Gefängnißstrafe von neun Tagen und 500 Maravedis.

Daß keine Frau und kein Mädchen sich bei einem Juden oder einer Jüdin vermiethe, bei Strafe von 24 Maravedis und drei Tagen Gefängniß.

Siebentes Capitel.

Zu den angesehensten und reichsten Juden der Stadt gehörte die Familie Chacon, Nachkommen des D. Gaon, von dessen tragischem Ende früher die Rede gewesen. (S. 59). Sein Sohn Elieser Chacon war Kaufmann,

besaß in der Judenstraße mit einem D. Salomo mehrere Gebäude und war 1482 mit Eleasar Tello und Moses Valid Steuereinnehmer und Schatzmeister.

Besondere Erwähnung verdient noch, daß David Chacon sich in anerkennenswerther Weise für seine Brüder in der Gemeinde verwandte, sobald Gesetze gegen sie erlassen wurden, durch welche eine Verletzung der religiösen Pflichten zu befürchten war.

Allem Anscheine nach erlebte er nicht mehr die Publication des furchtbaren März-Edictes, welches den Juden in den spanischen Balkanländern, trotz der vielen, in den letzten Jahren erfahrenen Beschränkungen um so unerwarteter kam, als noch wenige Monate vorher, am 29. August 1491, in der Rathsversammlung der Hauptstadt beschlossen wurde, das äußere Thor der Juderia Vitoria auf Kosten der Commune repariren zu lassen. Hatten doch die armen Juden, um einer ihnen vom Staate angedrohten Strafe von 5000 Maravedis zu entgehen, noch in dem Herbste vor ihrer Vertreibung den nach der Malerstraße gelegenen Theil ihres Viertels vor Ueberfall in Sicherheit gebracht.

Der Befehl konnte nicht rückgängig gemacht werden. Die Juden fügten sich in das Unvermeidliche und schickten sich zum Abzuge an. Ihr sicheres Los war, aus ihren friedlichen Wohnungen verjagt zu werden; wer bürgte ihnen dafür, daß nicht ihre Todten aus den Gräbern geschleudert, daß nicht auch diesen der Ort der Ruhe mißgönnt wurde? Diese Sorge beschäftigte sie in den letzten Tagen viel und ernst. Ihre

Häuser giengen in die Hände der Fremden über, die Wohnungen der geliebten, selig entschlafenen Eltern und Verwandten aber, wollten die Exulanten in Heiligkeit erhalten. Es versammelten sich darum am Mittwoch den 27. Juni 1492 die ersten Juden Vitorias und beschlossen, der Stadt ihren Friedhof, Judimendi genannt, mit allem Zubehör, allen Ein- und Ausgängen, zum unwiderruflichen Geschenke zu machen, damit er für alle Zeiten Gemeingut der Stadt bleibe. Der Bürgermeister Juan de Martinez de Alava nahm die Schenkung an; er versprach und beschwor im Namen der Stadt ihren Wunsch zu erfüllen, den Friedhof unberührt zu lassen, nie den Pflug darüber zu ziehen.

Nach den Grabhügeln wankten in den letzten Tagen noch oft die armen Vertriebenen; die Leichensteine rissen sie aus und nahmen sie mit oder verschenkten sie den zurückbleibenden Brüdern, welche freilich aufhörten Juden zu sein, aber doch fortfuhren, ihre Genossen im Glauben zu bleiben. — Noch vor Ablauf des Juli verließen die Meisten die Stadt; sie flüchteten zum Theil nach dem nahegelegenen Navarra.

Die Synagoge wurde Eigenthum der Stadt. Juan Martinez de Ullivari hatte sie der jüdischen Gemeinde abgekauft gegen den allgemeinen Befehl, daß Niemand die Synagogen der vertriebenen Juden käuflich an sich bringen dürfe. In Folge dieses gesetzwidrigen Kaufes meldete der Rath dem Juan Martinez am 9. Juli 1492, daß sein Kauf ungiltig wäre; er sollte das Geld nicht zahlen; wenn solches bereits geschehen, so möchte

er sich an den Vorsteher der Gemeinde um Rückzahlung wenden; die Synagoge müsse Eigenthum der Stadt werden. — Ein Jahr nach der Vertreibung bestimmte man das Gebäude zu einer Schule, in welcher Humaniora gelehrt werden sollten, und im September 1493 eröffnete der Bacalaureus Pero Diaz de Uriondo dort seine Vorlesungen.

Die Juden waren fortgezogen, der Name Jude war aus der Stadt getilgt.

Gegen Ende des Jahres 1492 wurde Vitoria von einer Feuersbrunst heimgesucht, durch welche das Hospital de S. Jago und andere Gebäude zerstört worden sind.

Alava entvölkerte sich gegen Ende des 15. Jahrhunderts; „die Vertreibung der Juden trug am meisten dazu bei."

Es gab keinen Arzt mehr im Lande, denn die jüdischen Aerzte waren vertrieben; besonders in Vitoria wurde der Mangel sehr fühlbar.

Die bekehrten Juden wurden am 20. August 1493 (11. April 1494?) aus der Judenstraße getrieben, damit sie unter den alten Christen wohnten und fernerhin nicht jüdischen Gebräuchen nachhingen. In der Folge vermischten sich die Marranen mit den eingeborenen Basken.

Die letzten dreißig Jahre ihres Verweilens in Navarra waren überhaupt eine Zeit der größten Wirren und politischen Aufregung.

Navarra lag im Todeskampf und rang mit der letzten Anstrengung um seine Selbständigkeit, die ihm von seinem aragonischen Nachbar streitig gemacht wurde; der katholische Ferdinand wollte das kleine Ländchen mit seinem Reiche vereinen und ehe er noch Herr desselben war, bemühte er sich seinen Institutionen auch dort Eingang zu verschaffen.

Das Tribunal fluchwürdigen Andenkens, dessen Schöpfer zu sein, Ferdinand die Ehre hat, wollte er auch dort einführen. Die Navarresen, die, wie wir oben sahen, auch christlich und judenfeindlich genug gesinnt gewesen, sträubten sich dennoch mit aller Kraft dagegen. Einige Neu-Christen, welche um den an dem Pater Arbues begangenen Mord wußten, flüchteten sich von Saragossa aus nach Tudela; bei dem Sohne der Königin, dem Infanten von Tudela, fanden sie Unterkommen und Schutz. Sobald die Inquisitoren Aragoniens hiervon Kunde erhielten, begaben sie sich nach der mit den Ketzern verbundenen Stadt, um Haussuchung anzustellen. Tudela versperrte ihnen die Thore, es berief sich auf seine alten Freiheitsbriefe, und die Bürger gaben zu verstehen, daß sie jeden Spürhund des Tribunals ergreifen und in den Ebro stürzen würden. Solches mußte Ferdinand von guten Katholiken hören! Sofort richtete er ein Schreiben an die „Alcalden, Ritter, Magistratspersonen und alle guten Menschen Tudelas", in welchem er sich über ihre hartnäckige Weigerung, seine Inquisition aufzunehmen, bitter beklagt und sich höchlichst darüber wundert, daß sie, katho-

lische Christen, es mit Ketzern hielten und freudig die Hand böten, diese der Gerechtigkeit zu überliefern. Er droht mit der Ungnade des Herrn und des heiligen Glaubens und erwartet, daß sie für die Folge die pünktliche Ausführung seiner Decrete für ihr Seelenheil und das Wohl der Kirche Sorge trügen.

Der Geist der Toleranz, für welchen dieses Widersetzen der Tudelaner allerdings spricht, verschwand früher, als man es erwartet. Nur zu bald verspürte man den Einfluß des benachbarten Aragonien auch hier.

Schon 1469 hatte Leonore, die Tochter Juan II., als Mitregentin, bevor sie noch den Thron bestieg, auf dem sie nur einen Monat blieb, an den Magistrat Pamplanas den strengen Befehl erlassen, daß die dortigen Juden, welche außerhalb der Judenstadt wohnten, in ihre Mauern zurückkehren mußten; die Juderia sollte erhalten und den Juden die Verpflichtung auferlegt werden, die in derselben befindlichen Häuser, welche zum Theil königliches Patrimonium waren, zu repariren.

Aehnliches bestimmte Don Juan de Labrit, der letzte König Navaras, 1488, für die Juden Corallas; auf das von den Christen abgesperrte Viertel, in welchem sich ihre Synagoge befand, sollten sie sich beschränken.

An dem ewigdenkwürdigen Märztage des Jahres 1492 publicirten Isabella und Ferdinand das Edict der allgemeinen Vertreibung der Juden. Die Unglücklichen sahen sich nach neuen Wohnsitzen um; eine kleine Anzahl wandte sich an das benachbarte Navarra (s. oben). Juden

aus Burga, Saragossa und anderen, der Grenze nahegelegenen Städten fragten bei dem Magistrate der Stadt Tudela an, ob sie kommen und unter ihnen wohnen dürften. Bevor der Magistrat ihnen irgend welchen Bescheid ertheilte, setzte er sich mit Tafalla in Verbindung, der Stadt, deren Bewohner sich vornehmlich durch Judenhaß hervorthaten. Zehn Jahre früher wurde auf der hier abgehaltenen Cortes-Versammlung der Beschluß gefaßt, daß die Juden an den Sonn- und Festtagen die Grenzen ihres Quartiers nicht überschreiten und bis nach Beendigung des Gottesdienstes sich in den Straßen nicht zeigen sollten, die Aerzte und Wundärzte ausgenommen, denen es freistand, ihre Patienten zu besuchen. Wie wenig Tafalla gewilligt war, die kastilianischen Juden aufzunehmen, ergibt sich aus folgendem, vom 8. Juni 1492 datirten Schreiben an den Alcalden und die Geschworenen der Stadt Tudela:

„Sehr geehrte und hochweise Herren."

„Euer Schreiben haben wir erhalten und aus demselben ersehen, daß die aus Kastilien vertriebenen Juden sich Hoffnung machen, sich in unserem Lande niederzulassen. Wir sagen Euch vielen Dank für die uns hierüber gegebene Nachricht und Mittheilung. Ohne Zweifel halten wir es für das Beste, der Majestät unserem Herscherpaare kund zu thun, daß es dem Dienste Gottes, dem Ruhm der Majestäten und dem des ganzen Landes entgegen ist, die Juden aufzunehmen, wie Ihr dieses bereits ausgesprochen habet und Andere es noch versichern können, denn es ist

ohne Zweifel ein Wunder Gottes und der Fluch, welcher über sie ist ausgestoßen, daß ihnen solches zugefügt. Lasset uns daher, geehrte Herren, mit vereinten Kräften und wie ein Mann dafür sorgen, daß den Vertriebenen die Aufnahme nicht bewilligt werde. Unser Beschluß ist gefaßt: wir dulden nicht einen Einzigen bei uns, so lange die Verhandlungen über diese Angelegenheit unentschieden sind und haben am heutigen Tage einige Juden, welche sich heimlich bei uns eingeschlichen, schleunigst wieder verjagt. Damit wir aber in der an das Königspaar zu richtenden Deputation einstimmig sind, wollen wir die Sache noch einer sorgfältigen Berathung unterziehen und Euch das Nähere darüber schriftlich mittheilen; berathet auch Ihr und machet uns mit dem Resultate bekannt, damit wir nicht verschiedener Meinung sind."

Welche Maßregeln die Tudelaner im Vereine mit den Tafallensern anwandten, um den Eintritt der Juden zu verhindern, wissen wir nicht; es läßt sich annehmen, daß sich alle Städte des Landes gegen die Zulassung erhoben, und die Mittheilung Lindos in „MS. Historia de Estella", daß das navarresische Königspaar dem Magistrat der Stadt Estella in einem Schreiben vom 8. Juni 1492 aufgetragen habe, den vertriebenen Juden die Thore zu öffnen und ihnen jede mögliche Bequemlichkeit zu verschaffen, ist sehr zu bezweifeln.

Die Juden kamen. Ob mit oder ohne besondere Erlaubniß der Städte — gegen zwölf Tausend betraten das Königreich Navarra; jedoch nur die wenigsten von

ihnen ließen sich häuslich nieder. Eine verhaltnißmäßig große Anzahl concentrirte sich auf den Kreis Lerin, weil sie vermuthlich der Graf Lerin, welcher gegen Juan de Labrit Ansprüche auf die Krone Navarras machte, begünstigte und ihnen gegen schwere Steuern den Aufenthalt gestattete.

Die Exulanten hatten aber kaum den Wanderstab aus den Händen gelegt, als im Jahre 1495 König Juan, vom kastilianischen Königspaare getrieben, das Decret erließ, daß alle Juden den Staat verlassen sollten, so sie sich weigerten, die Taufe anzunehmen. Die Chronisten berichten nicht, wie viele der Unglücklichen das Land räumten: ein Theil begab sich nach der Provence und Frankreich. Die Meisten waren an den Boden Navarra's gefesselt, sie konnten nicht fort, denn der Weg war ihnen versperrt; also ließen sie sich taufen. In der Stadt Tudela allein traten 180 Familien zum Christenthum über.

Jedoch der Haß, welchen die Navarresen seit einem Jahrhundert gegen die Juden eingesogen, hatte zu tiefe Wurzeln geschlagen, als daß sie ihn nicht auch auf die Nachkommen derselben hätten übertragen sollen. Wiewohl zum Christenthume bekehrt, hießen sie noch immer die elenden Juden und hatten als Neu-Christen dieselbe Verachtung zu ertragen, der ihre dem Christenthume nicht anheimgefallenen Vorfahren beständig ausgesetzt waren. Ganze Dorfschaften ließen keinen Sproß des jüdischen Geschlechts zu und zahlten gern die Strafe welche der Staat ihnen deshalb auferlegte; von Brüder

schaften und Vereinen, von Processionen und Staatsämtern wurden sie fern gehalten; dabei lebten sie äußerlich so fromm und christlich, daß die Inquisitoren nur sehr wenige von ihnen zu den Scheiterhaufen führten, und schon 1561 die Vornehmsten der Stadt Tudela, selbst Geistliche, sich an Philipp II. mit der dringenden Bitte wandten, den Neuchristen das Recht einzuräumen, zu öffentlichen Staatsämtern gelangen zu können. „Ihre Väter und Großväter hatten sich vor mehr denn 62 Jahren zum Christenthume bekehrt; sie selbst wären geschickt und bescheiden, von guten Sitten und Gewohnheiten und weder sie, noch ihre Väter eines Verbrechens zu bezichtigen, durch welches sie von dem Genusse der allgemeinen Rechte müßten ausgeschlossen bleiben."

Alle Versuche waren vergeblich; die Neu-Christen blieben als geheime Juden der öffentlichen Verachtung preisgegeben. Ihre Namen wurden in eine große Rolle, La Manta genannt, verzeichnet und in dem Schiffe der Hauptkirche Tudela's zur Schau ausgehängt, damit man Juden von Christen unterscheiden könne und das Andenken an das jüdische Geschlecht erhalten bleibe, bis in alle Ewigkeit.

Achtes Capitel.

Eines der merkwürdigsten Ereignisse in der Geschichte der Juden in Spanien ist eine Art Congreß, welcher im Anfange des 15. Jahrhunderts zu Tortosa gehalten wurde, und auf welchem die christlichen und

jüdischen Theologen mehrere Monate lang mit allem Aufwand von Gelehrsamkeit und Hartnäckigkeit disputierten. Da die geschicktesten Rabbiner auf diesem Congreß versammelt waren, und der Ausgang desselben auf die Lage der Juden nicht blos in Spanien, sondern in der ganzen christlichen Welt von Einfluß war, so glauben wir uns hinsichtlich desselben auf einige Details einlassen zu müssen, welche uns einerseits von den Juden, andererseits von den Christen erhalten sind.

Die Juden wußten aus Erfahrung, wie diese Conferenzen für sie endigten, die in der That nur Fallen waren, in denen man sie zu fangen suchte; aber da es nicht in ihrer Macht stand, den Vorschlag der Christen von sich zu weisen, so konnten sie sich nicht anders helfen, als für ihre Vertheidigung in dieser Art Proceß dadurch zu sorgen, daß sie dieselbe den geschicktesten Lehrern übertrugen. Sie schickten daher mehrere ihrer ersten Rabbiner auf den Congreß; es kamen dahin von Saragossa, Osca, Alcogea, Daroca, Mont-Real, Mont-Alban, Veles und Gironne die Rabbiner: Astruc Moses Aben-Abes, Vidael Ben-Venista, ein gewandter Redner, Macaltiob, welcher den Titel eines Magid führte, endlich Josef Albe, der berühmte Philosoph und Verfasser des „Sopher Ikarim“.

Der Congreß wurde zu Tortosa am 7. Februar 1413 unter dem Vorsitze des Papstes oder Gegenpapstes in Gegenwart einer Menge von Prälaten und Theologen eröffnet. Josef Lurki, welcher seit seiner Taufe Hyronymus de la Sainte-Foy hieß, begann mit dem

Vortrag einer langen und heftigen Rede gegen die Juden, auf welchen der Rabbiner Ben Venista in einer folgenden Sitzung antwortete. Die Juden hatten ihn wegen seiner Fertigkeit in der lateinischen Sprache zu ihrem Redner gewählt. Die Disputation gieng sofort auf die Frage über, ob der Messias gekommen sei, und auf die Lehren des Judenthums. Es wurden im Ganzen 69 Sitzungen gehalten, in welchen die Angriffe von Seiten der Christen mit gelehrten Vertheidigungen auf Seiten der Juden abwechselten. Obwohl man es nicht an Anführung von Bibelstellen mangeln ließ, so artete doch der Streit häufig in Beleidigungen aus; namentlich konnten die päpstlichen Theologen sich in ihrer Verachtung gegen ihre Gegner nie mäßigen. Da die jüdische Deputation sah, daß der Ausgang für sie unglücklich sein werde, welches auch das Ende der Deputation sein möge, so gewannen sie mehrere Prälaten, die in den Papst drangen, die Sitzungen einzustellen; aber der Papst war damit nicht einverstanden.

Im Gegentheil, er drohte den Juden mit Verfolgung, und zwang sie, sich zu bekehren. So endete diese schmähliche Disputation damit, daß sich 120 Familien, darunter angesehene Rabbiner, taufen ließen.

Aber diese Bekehrungen erfolgten zu rasch, um glauben zu können, daß sie in Folge der durch die Conferenzen bewirkten Ueberzeugungen hätten sein können, zumal die Theologen sie in ihren lateinischen Unterredungen sehr beleidigend behandelt hatten.

Am 11. Mai 1415 erließ der Papst von Valentia

aus die Bulle, welche alle bürgerlichen Rechte der nichtbekehrten Juden vernichtete.

Die Bulle enthält beinahe ein ganzes Gesetzbuch, von welchem jeder Artikel gewissermaßen eine Strafe für die Juden bildet. Es wurde ihnen aufgetragen, binnen eines Monats alle Exemplare des Talmud, sowie alle Commentare und Auszüge desselben, oder irgend eine andere den Dogmen der Kirche widerstreitende Schrift, an die Kathedralkirchen der verschiedenen Diöcesen abzuliefern und damit das Verbot verbunden, den Talmud zu studieren, oder darnach zu lehren, widrigenfalls sie als Gotteslästerer bestraft werden sollten. Kein Jude sollte künftig Richteramts-Functionen ausüben, auch nicht in jüdischen Streitigkeiten, keiner als Arzt, Chirurg, Materialist oder Gastwirth sich ernähren und keiner ein öffentliches Amt bekleiden. Es wurde ihnen sogar untersagt mit den Christen Handel zu treiben und Verträge zu schließen, ihre Verwalter oder Geschäftsführer zu sein und christliche Dienstleute oder Ammen zu halten. Ferner wurde angeordnet, daß alle neuerbauten oder wiederhergestellten Synagogen geschlossen werden sollten, daß an den Orten, wo ihrer zwei oder mehr seien, nur die kleinste offen bleiben dürfe, und daß künftig die Juden in den Städten und Dörfern von denen der Christen abgesonderte Quartiere haben sollten; daß die jüdischen Eltern ihre zur christlichen Religion übergegangenen Kinder unter keinem Vorwande enterben könnten, endlich daß überall, wo Juden wohnten, ihnen jährlich drei Predigten gehalten werden sollten,

welchen beizuwohnen sie durch Zwang anzuhalten seien. — Diese Bulle blieb natürlich nicht ohne die traurigsten Folgen für die Juden. Die darin enthaltenen Bestimmungen wurden in der Folge auf dem Concilium zu Basel erneuert und später von den Päpsten Paul IV. und Pius V. bestätigt.

Zu dieser Zeit bereiste der berühmte wüthende Judenfresser und Missionär Vincenz Ferrier, die Geißel aller Synagogen, ganz Spanien. Jede Hetzrede des talentirten Predigers wirkte wie ein Stachel auf die unwissende Menge und verdoppelte den Fanatismus des Pöbels. Viele Juden bekehrten sich daher in demselben Augenblick, wo sie zitternd die Zerstörung ihrer Synagogen erwarteten und fester auf die Hilfe Gottes bauten, wie vorher; es hätte Vincenz Ferrier nur ein Wort gekostet, so hätte sich das Volk auf die Ghettos geworfen und hier keinen Stein auf dem andern gelassen. Viele verlassene Synagogen wurden in Kirchen umgewandelt und von den Dominikanern eingeweiht. In den Städten, welche er durchzog, nahmen viele Juden von Angst gepeinigt, und von bitterster Noth getrieben, die christliche Religion an, ohne sie im Grunde zu halten, im Gegentheil, sich nur noch fester im Innern des Herzens an die jüdische Religion anklammernd; viele Andere, von Schrecken erfüllt, verließen Alles, um sich zu den Mauren Andalusiens oder nach Portugal und Afrika zu flüchten.

Man verbot denen, die in Spanien blieben, Geld auf Interessen zu leihen, oder unbewegliche Güter zu

besitzen, und machte sie verbindlich, Zeichen auf ihren Kleidern und Hüten zu tragen.

Die Convertiten dagegen überhäufte man mit Vortheilen. Von dem Augenblicke ihrer Taufe an waren sie frei von Abgaben, der Weg zu allen kirchlichen und Staatsämtern stand ihnen offen, und so war es kein Wunder, daß sich täglich die Zahl der Ueberläufer vermehrte. — In der Diöcese von Valentia ließ die große Zahl der Convertiten den Bischof für seine Einkünfte fürchten, die meistens in den von den Juden bezahlten Abgaben bestanden hatten; er bat den König, ihm bei diesem Triumph der Kirche zu Hilfe zu kommen, der für ihn in pecuniärer Hinsicht ein Unglück sei.

Es bildete sich eine beträchtliche Classe, die der neuen Christen, welche die treugläubigen Juden aus Verachtung Marranen nannten („maran atha“ „verflucht“, „verwünscht“, und welche die Christen selbst weder mit Achtung noch mit Vertrauen behandelten.

Von den treuen Juden verworfen, von den Christen, die in ihnen nur zu viel Anhänglichkeit an ihre alten hebräischen Gebräuche fanden, mit Mißtrauen beachtet, waren sie arm, unglücklich und standen in der Gesellschaft allein da. Sie lebten unter sich und übten insgeheim, aber mit größter Vorsicht, oft die Gebräuche ihrer Vorfahren.

Mit Recht sagt Montesquieu in seinem Geiste der Gesetze: „Alle Grundsätze, Principien und Anschauungsweisen der Inquisition“ verdanken wir dem Gesetzbuche der Westgothen und die Mönche hatten nichts weiter zu

thun, als die früheren Beschlüsse der Bischöfe gegen die Juden zu copieren."

Im Jahre 1451 hatte ein Mönch in Valladolid das Volk gegen die Juden aufgehetzt, in Folge dessen alle dortigen jüdischen Einwohner verbrannt wurden. In Segovia hatte der Bischof auf Grund eines ausgesprengten Gerüchts, die Juden hätten ein Christenkind ermordet, eine Anzahl Gemeindemitglieder das Feuergerüst besteigen lassen. Der geistreiche Engländer Ford sagt: „Da die Ketzerei für den großen Haufen eine gar zu subtile Sache ist, so erfand der Verfolgungsgeist der Priester sociale Verbrechen, welche das Volk versteht und seine Leidenschaft eher entflammen. So wurden den Juden schändliche Greuel angedichtet, vor Allem der Kindermord — eine der häufigsten Beschuldigungen, weil sie die erfolgversprechendste ist. Sie stachelt alle Mütter gegen die Verleumdeten auf und macht das schöne Geschlecht zu Furien." Bei einem ähnlichen Vorfall auf der „goldenen Insel" retteten sich die Juden durch Empfang der Taufe. Allein die Wirkungen der Proselytenmacherei fingen bereits an, in der Kirche sich bemerklich zu machen. Die Geistlichen und das Volk wetteiferten in Beschuldigungen auch gegen die Marranen: „sie hätten keine Hochachtung für die Klöster, entführten die Nonnen, entweihten die Heiligthümer und dergleichen mehr; enthielten sich des Schweinefleisches, feierten jüdische Feste und spendeten Oel für die Synagogen. Ihre Neugeborenen ließen sie nicht taufen, oder wenn getauft, wuschen sie das Kind bald ab, sie haschten

nach einträglichen Aemtern und hielten es für erlaubt, Christen zu betrügen und zu ermorden." Die Kirche hat nicht bloß einen großen Magen, der ganze Länder auffrißt, sondern auch noch „eine merkwürdig gute Nase und namentlich für Ketzerei einen fein ausgebildeten Spürsinn" — und die Neuchristen waren nun ebenso gehaßt, wie die Juden.

Es geschah am 14. März 1472 zu Cordova, daß ein junges neuchristliches Mädchen Wasser aus einem Fenster goß, während eine Prinzessin unter einem Baldachin, das Marienbild in der Hand, durch die Straße zog und der Baldachin bespritzt wurde. Eine rasende Wildheit bemächtigte sich der Menge; sie zündete das Haus an und es entstand ein hartnäckiger Kampf; der Adel mit den Marranen meistens verschwägert, nahm für sie Partei und verschlimmerte so die Sache. Alle Neuchristen, die nicht geflohen, wurden erbarmungslos niedergemetzelt. Aber auch das Fliehen half wenig, das Morden wälzte sich mit eruptiver Gewalt von Stadt zu Stadt und wiederholte sich fast täglich. Die Lage der Marranen wurde der ihrer Stammesgenossen ähnlich, wenn nicht schlimmer. Solche, die im Heere eine hohe Stellung einnahmen, oder sich dem geistlichen Stande widmeten, waren zwar momentan vor dem Wuthausbruch des Pöbels gesichert, aber ihre Rechtgläubigkeit war darum nicht minder verdächtigt.

Daß Abrabanel das Vertrauen Ferdinands des Katholischen gewann, war ein neues Glück für die Juden in Spanien; aber noch während dieser berühm-

teste Rabbiner zu solchem Ansehen gelangt war, bereitete ihnen die Verfolgung neues schreckliches Elend. Was schon viele Juden zur Einwanderung nach Portugal bewogen hatte, war, wie wir sahen, die Strenge, womit das seit mehr als einem Jahrhundert begründete Institut, die Inquisition, die Juden in Aragonien verfolgte. Die Dominikaner hatten jene inquisitorischen Vollmachten vom Papste bei Gelegenheit der neuen Lehren der Albigenser erhalten; Aragonien wurde bald einem Tribunale dieser Art unterworfen, welches, wenn es auch noch von der Grausamkeit fern war, die es unter dem wüthenden Torquemada entwickelte, nichts destoweniger viel Verwirrung und Unruhe über die Gemüther brachte und Viele ins Unglück stürzte. Obwohl die unbekehrten Juden nicht gerade zu den Ketzern gezählt wurden, so konnten sie doch unmöglich in einem Lande ruhig leben, wo eine Abweichung von der Religion, sei es auch in den geringfügigsten Materien, als das größte Verbrechen bestraft wurde; und was die getauften Juden betrifft, so wurde ihr ganzes Benehmen so sehr verdächtigt, und so genau ausspionirt, daß die Ausübung auch nur des geringsten nationalen Gebrauchs der Juden hinreichte, um sie als Rückfällige zu denunciren und den Inquisitoren abzuliefern. Kaum hatten daher 1484 die Kortes von Tarragona die Einführung der Inquisition beschlossen, und kaum waren die ersten Decrete dieses fürchterlichen Tribunals erlassen, als der Lärm dagegen zuerst bei den Juden und Convertiten, dann bei jenen Mauren entstand, die aufrichtig an den

Freiheiten ihrer Nation hingen, und mit lebhaftem Verdrusse eine willkürliche Procedur sahen, welche die Vernehmung der Zeugen ausschloß und dem System der Confiscation huldigte.

Bei der Regierung, bei den Gelehrten, von allen Seiten wurden Klagen erhoben; man gieng damit um, Gesandtschaften an den Hof, sowie nach Rom zu senden; die Kortes, durch das Geschrei des Volkes heftig aufgeregt, glaubten die Rechte der Nation vertheidigen zu müssen, und das Volk, welches sah, daß die Mächtigen auf seiner Seite waren, widersetzte sich den ersten Operationen der Inquisitoren. Man vertrieb Diejenigen, welche sich zu Teruel in Bewegung setzen wollten; der König ließ sie durch Bewaffnete unterstützen, dies konnte indes die Erbitterung nur noch steigern. Zu Saragossa erhitzten sich die Köpfe so sehr, daß man den Inquisitor Peter d' Arbues in der Kathedralkirche ermordete. Dieses Verbrechen, statt die Fortschritte der Inquisition zu hemmen, beschleunigte sie noch mehr. Der Erzbischof zog sich aus der Stadt zurück und hinterließ dem Clerus die Vollmacht, die Rebellen ohne Einhaltung der gesetzlichen Form zu richten. Der Schrecken wurde allgemein, und nach Rache dürstend wegen des an einem der Ihrigen verübten Mordes, begannen die Inquisitoren, mitten in der Verwirrung sogleich ihre fürchterlichen Verfolgungen.

Uebrigens beschränkte dieses Tribunal seinen Einfluß noch auf Aragonien, und vermochte noch nichts in Kastilien, wo die Juden noch einen erträglichen Zustand

hatten. Der fanatische Dominikaner Alfons de Spina gesteht in seinem Werke, das von fragwürdigen und giftigen Erzählungen wimmelt, mit Bedauern, daß es ihm nicht möglich gewesen sei, den Tod eines Juden zu bewirken, welcher angeklagt war, auf dem Gebiete von Almanca in Verbindung mit einem seiner Glaubensgenossen ein Christenkind ermordet zu haben. Der Gutsherr und der Bischof von Lucena hätten Denjenigen, welchen man im Verdacht hatte, in den Kerker werfen, und ihm das Geständnis (!) des Verbrechens entreißen lassen"; aber der König reclamirte die Untersuchung für seine Gerichte und diese erkannten ihn für nicht schuldig, weil höchst wahrscheinlich keine Beweise gegen ihn vorlagen.

Während der Minderjährigkeit König Johanns II. denuncirten die Dominikaner von Segovia dem Bischofe mehrere Juden, welche einem Meßner eine Hostie abgekauft und sie hatten sieden wollen. Schon war das gewöhnliche Wunder, daß das Jesuskind auf dem siedenden Wasser geschwommen, in der ganzen Stadt bekannt und verbreitet. Man nahm mehrere Juden gefangen, unter Anderen Don Mayr, welcher Arzt bei Heinrich III. gewesen war. Man spannte ihn auf die Folter und zwang ihn zu lügen, er hätte seinen Herrn getödtet. Dieser Unglückliche, der wahrscheinlich alle mögliche Sorgfalt auf die Genesung Heinrichs III. verwendet hatte, wurde nebst anderen Juden, die man ihn als seine Gehilfen anzugeben gezwungen hatte, geviertheilt. Die Synagoge von Segovia wurde in eine Kirche ver-

wandelt, und daselbst eine Procession mit der Hostie gestiftet. In der Folge gieng das Gerücht, die Juden hätten den Bischof zu vergiften gesucht, um sich an diesem Verfolger zu rächen. Dies wurde ein neuer Grund, um mehrere Juden theils hinzurichten, theils aus der Stadt zu verbannen.

Neuntes Capitel.

Im Jahre 1481 zogen sich, durch die Heirat „der katholischen Majestäten" König Ferdinands mit Isabella, die Aragonien und Kastilien unter demselben Scepter vereinigten, die schwarzen Wolken immer dichter und dichter über den Marranen zusammen. Diese Regierung war in doppelter Hinsicht auch höchst traurig für die jüdische Nation, zuerst durch die Einführung der Inquisition in Kastilien, und nachher durch die Eroberung des maurischen Königreiches Grenada und des ganzen Gebietes, welches die Muselmänner noch in Andalusien besaßen. Dem Schutze des Halbmondes entzogen, fanden sich nun mit einemmale alle Juden in Spanien der Willkür der Regierung Ferdinands und dem Fanatismus seiner Räthe preisgegeben.

Man beschränkte sich Anfangs auf den Kortes zu Toledo 1480 darauf, die Decrete von Tortosa und der älteren Concilien zu erneuern, indem man den Juden befahl, eine gesonderte Kleidung zu tragen, abgesonderte Quartiere zu bewohnen, und ihnen die Ausübung des Handels, der Arzneikunst, einer Wirtschaft u. s. w. untersagte.

Aber als Sixtus IV., der im Jahre 1478 die Ermächtigung ertheilte, in Spanien ein Inquisitionstribunal zu errichten, eine Commission aus Geistlichen und hohen Staatsbeamten zusammensetzte und nach Sevilla absandte, und als die Inquisitionen daselbst ankamen, da änderte sich diese Art von Milde allzubald.

Bevor zwar die mordlustigen Inquisitoren an die Vollführung ihres gräßlichen Auftrages schritten, sollten alle vorher noch einmal den Versuch machen, ob die Verstocktheit der Marranen nicht durch Belehrung zu curiren sei; Isabella ließ zu diesem Zwecke eigens einen leicht faßlichen Katechismus ausarbeiten. Aber alles vergebens. Denn das, was geheimnißvoll dem Innersten des menschlichen Herzens, des gläubigen Gemüthes tiefster Tiefe entquellen muß, läßt sich weder durch künstliche Verstandes-Reflexion, geschweige durch Katechismen, Leibesstrafen, Güterconfiscationen ersetzen.

Die Inquisition, das „nuovo y santo tribunal", wie sie ein spanischer Geschichtsschreiber bezeichnet, begann das blutige Handwerk zuerst in Sevilla. 15.000 jüdische Ketzer, verdächtig, daß ihnen das rechte Verständniß für den damaligen Katholicismus und sein Kirchenwesen abgehe, wurden eingekerkert; nur wenige von ihnen haben je das Tageslicht wieder erblickt. Am 6. Januar 1481 wurde der Scheiterhaufen mit einer Procession eingeweiht, der Bischof Alfonso de Ajedo hielt die Einweihungsrede und während etlicher Wochen waren bereits 300 dem Scheiterhaufen übergeben. Aus dem Erzbisthum Cadix allein hatten im ersten Jahre 2000

jüdische Ketzer den Flammentod erduldet, meistens reiche und angesehene Personen, talentirte, großartige Köpfe. In der Stadt Cidnad Real wurden am 13. Februar 1484 750 verbrannt, am 2. April 800, am 7. Mai 750, am 15. August 27, am 12. December 950, im Ganzen 3277 in einem Jahr.

Die treuen Anhänger des Judenthums wurden unter den unbedeutendsten Vorwänden vor die Dominikaner geschleppt.

Die Inquisitoren setzten eine Frist von einigen Monaten fest, binnen welcher diejenigen, die in das Judenthum zurückgefallen waren, ihren Fehler bekennen sollten; man ermuthigte die Angeber und machte selbst das Denuncieren zu einer religiösen Pflicht. Die Inquisition verfaßte eine Instruction, worin alle Merkzeichen, daß ein Convertit sich wieder zum Mosaismus neige, auf's kleinlichste angegeben waren. Z. B.: Am Sabbath köstlichere Kleider als an den Wochentagen zu führen; an diesem Tage die Tafel mit einem weißen Tischtuche zu bedecken; am Montag und Donnerstag bis Mittag zu fasten; vor der Schlachtung eines Thieres zu prüfen, ob das Messer nicht schartig sei; beim Fleisch das Hintertheil vom Vordertheil zu sondern; während des Laubhüttenfestes Gastereien zu geben; von jüdischen Schlächtern zugerichtetes Fleisch zu essen; die Psalmen Davids ohne Beifügung des „gloria patri“ am Ende abzusingen; einem Kinde einen hebräischen Namen zu geben; sich beim Antritt einer Reise von den Verwandten und Freunden segnen zu lassen; im Sterben

das Gesicht gegen die Mauer zu wenden: bei einem Todten Klagelieder zu singen und auf einem Schemel zu sitzen u. s. w. — waren lauter Umstände, welche Convertiten verdächtig machen konnten, und wenn sie Feinde hatten, liefen sie Gefahr, vor ein unerbittliches Tribunal geschleppt zu werden, welches, wenn es sie nicht den Flammen übergab und sich nicht der Früchte ihrer Arbeit bemächtigte, sie doch wenigstens zu entehrenden Strafen und Geldbußen verurtheilte. So zwangen 1486 die Inquisitoren zu Toledo die Rabbiner der Synagoge, die Convertiten anzuzeigen, welche zu ihnen zurückgekommen waren, und verdammten etwa 900 dieser Unglücklichen, wie gemeine Verbrecher, Kirchenbuße zu thun, und zwar im Hemde mit entblößten Füßen und mit einer Kerze in der Hand, unter großem Zulaufe des Volkes. Ungefähr 1700 wurden derselben Strafe unterworfen und viele lebendig verbrannt.

Habsucht hat hierbei nicht weniger mitgespielt, als Glaubensfanatismus. Ferdinand wollte ihr Vermögen an sich reißen, und das war die leichteste Art, seinen Zweck zu erreichen. Ueberaus praktisch wurde es angefaßt. Selbst über Längstverstorbene saß die Inquisition zu Gericht; wenn sie ketzerisch befunden, wurden ihre Beine ausgegraben und geschändet, und was für Ferdinand wichtiger war, ihre Hinterlassenschaft den Erben fortgenommen, mochten diese noch so fromm und papstgläubig sein. „Es war eine Anstalt systematischer Gütereinziehungen, zu denen der Glaube den Vorwand gab“ sagt de Castro. Ein neuchristlicher Troubadour

klagte der Königin seinen „brennenden Schmerz" über diese Grausamkeiten in einem längeren Gedicht, das von einer bitteren Ironie durchweht ist, an dessen Schluß er anspielend auf eine Aeußerung des alten Testaments ausruft: „O großmächtige Königin, zum Gedeihen des heiligen Glaubens will unser Herr nicht den Tod des Sünders, sondern daß er lebe und Reue empfinde".

Nachdem einmal die Confiscation des Vermögens der Verurtheilten eingeführt worden war, fand der habsüchtige Ferdinand Geschmack an diesen Verfolgungen ungeachtet einiger Ermahnungen des Papstes, welcher mehr Mäßigung empfahl; unglücklicherweise bewies der Papst so wenig Festigkeit in seinen Grundsätzen, daß er selbst die Königin Isabella über diese Plünderung der Verurtheilten beruhigte. Der Schrecken war unter den neuen Christen allgemein herrschend. Sie fürchteten die Beschimpfung fast ebenso sehr, als die Verbannung, denn sie drückte ihren Familien ein unauslöschliches Siegel auf und gab sie der öffentlichen Verachtung Preis. Es gab ihrer Viele, die sich an den Papst wandten und durch ihr Gold Schutzbriefe gegen die Verfolgungen der Inquisition erhielten. Ferdinand und die Inquisitoren beschwerten sich darüber. Der Papst war schwach genug, die verkauften Absolutionen zurückzunehmen, und dennoch verkaufte er deren wieder neue. Andere Marranen erhielten in Spanien selbst, natürlich auch gegen bare Bezahlung die Erlaubnis, insgeheim ihre jüdischen Gebräuche auf der Kanzel der Inquisition zu bekennen.

Die Familien der Neu-Christen waren wahrhaft zu beklagen; sie brachten ihr Leben unter Furcht und Verachtung hin, mehrere von ihnen verließen dieses vom Fanatismus verheerte Land.

Inzwischen hatte die Inquisition ihre Organisation vollendet; Scheiterhaufen waren in allen Städten des südlichen Spaniens angezündet, um die Schlachtopfer der Mönche zu empfangen; ein Großinquisitor, der abscheuliche Torquemada, wurde an die Spitze des heiligen Officiums gestellt, und unter diesem vom Blutdurst erfüllten Manne die Bestrafung der Ketzer in ein wahres Gemetzel verwandelt, dessen Andenken ein ewiger Schandfleck für den Namen Ferdinand ist.

Unbeschreibliche Aufregung herrschte unter den Marranen; viele flohen nach Afrika, nach Granada, wo sich ebenfalls eine zahlreiche jüdische Einwohnerschaft befand, an deren Spitze der Talmudist, Dichter und Geschichtsschreiber Saadia Ben Danan, ein Mann altarabischen Geistes, altarabischer Bildung, der mit seinen freien Ideen und Anschauungen, seinen reizenden, schöngeformten Gedichten gegenüber der halberstarrten, glaubensängstlichen Gelehrsamkeit seiner Zeitgenossen gleichsam als ein Stück lebend herumwandelnde Vergangenheit sich ausnahm, als religiöses Oberhaupt fungirte. Eine große Anzahl Neu-Christen reisten nach Portugal, nach Italien, einzelne von ihnen, besonders die reichen, wußten den Papst zu einem Sendschreiben an die „Katholischen Könige" in Spanien zu bewegen, worin er das grausame Verfahren der Inquisition, welche selbst

Unschuldige als Ketzer erklärt und ungerecht mit Folterqualen martert, mit den schärfsten Worten tadelt und erklärt, es war übereilt von ihm, zur Errichtung der Inquisition die Hand geboten zu haben. Bald darauf scheint Sixtus anderen Sinnes geworden zu sein, denn er erlaubt nicht allein, daß die Inquisition ihr Vorgehen verschärfen und selbst die gewöhnlichsten Rechtsnormen außer Acht lassen (s. oben), sondern daß sie auch in den aragonischen Provinzen ein Tribunal errichten dürfe.

Am 17. October 1483 bestieg der Dominikanermönch Thomas Torquemada, der zum Großinquisitor ernannt wurde, ihren blutigen Thron, „gründete ihre Statuten und verfluchte mit diesem Vermächtniß auf ewig seinen Orden". Wenn je, so hat hier der rechte Mann seine Stelle gefunden.

Ferdinands Lieblingswunsch, die Inquisition auch in seinen Erbländern zu errichten, war nicht leicht durchzuführen; das Volk versuchte bewaffneten Widerstand zu leisten, einflußreiche Männer, hohe Staatsbeamte, Judenchristen, wie Franzes Sanchez, Haushofmeister des Königs, sein Bruder Gabriel Sanchez, Großschatzmeister, Alfonso de Cabaleria, Vicekanzler, Baron und Graf von Aranda, Ritter Perez-Sanchez und andere hohe Würdenträger verschworen sich, um durch Schrecken die Inquisition in Aragonien unmöglich zu machen. Fast immer haben derartige Gewaltversuche die entgegengesetzte Wirkung; der Sache, für die sie unternommen werden, schaden sie mehr, als sie nützen. Als der aragonische Oberinquisitor Peter de Arbues in Saragossa

von den Verschworenen zu Tode verwundet worden, erhielt die Kirche gerade das, was sie jetzt in hohem Grade benöthigte, — einen Märtyrer und einen Vorwand zur größeren Grausamkeit (s. S. 82).

Die unsäglichen Leiden der Marranen haben in ihnen das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit ihren Stammesgenossen wieder erweckt. Es wurden heimliche Zusammenkünfte gehalten, Berathungen gepflogen, heimlich jüdische Riten ausgeübt, das Passahfest gemeinschaftlich gefeiert, die Kinder in den Religionsvorschriften und Ceremonien unterrichtet. Torquemada stellte an die Rabbiner die Forderung, sie sollten alle Neuchristen angeben, welche jüdische Gesinnungen hegen, jüdische Gebräuche ausüben — er wollte sie zu Verräthern ihrer eigenen Stammesgenossen machen. Einzelne Rabbiner sind infolge dessen entflohen, und da sich auch wahrscheinlich die Uebrigen nicht dazu hergeben wollten, wurden die Juden aus Sevilla und Andalusien theilweise vertrieben. Dagegen hat er das spanische Volk förmlich zum Verrath und Treubruch erzogen; wer nicht selbst den gefährlichen Verdacht jüdischer Ketzerei sich zuziehen wollte, mußte geradezu den Spion und Denuncianten spielen. Eine große Anzahl Merkmale der jüdischen Ketzerei wurden publicirt (S. 86 und 87), damit Jeder seinen Nächsten heimlich beobachten konnte, ob er nicht in dieser oder jener Beziehung etwas zeigte, das mit dem Signalement übereinstimmte.

Als wollte die Vorsehung das auf spanischem Boden seit vielen Jahrhunderten sich abspielende Drama mit

einem wirksamen, kunstgerechten Schluß beenden, das erschütternde Trauerspiel mit einem der Theilnahme und Sympathie des Publicums würdigen Helden ausstatten, stellte sie jetzt an die Spitze der Juden einen Staatsmann und Gelehrten, welcher sich den Besten zugesellt, die dieser Stamm auf der hesperischen Halbinsel hervorgebracht.

Don Isaac ben Juda Abrabanel (1437—1509) stammt aus einer edlen, durch Reichthum und Bildung ausgezeichneten Familie, welche den König David als ihren Urahn auszugeben pflegt. Er hat eine vortreffliche Erziehung genossen, das ganze damals gepflegte Wissen in sich aufgenommen, war in den verschiedensten Fächern heimisch, mit den Werken christlicher Scholastiker nicht weniger vertraut, wie mit den Schriften jüdischer und arabischer Philosophen und wußte seine vielseitigen Kenntnisse gut zu verwerten. Auch in seiner Persönlichkeit lagen mannigfache liebenswürdige Vorzüge, welche ihn überall zu einem gern gesehenen Gaste zu machen geeignet waren. Er stand abwechselnd im Dienste verschiedener Höfe, zuletzt als Gesandter in Frankreich für Venedig; in der Zwischenzeit benutzte er gewöhnlich seine Muße zu literarischer Thätigkeit. Gründlichkeit und Vielseitigkeit der Kenntnisse, Productionskraft und Sauberkeit der Arbeit, tiefeindringender Scharfsinn und Anschaulichkeit der Exposition waren bei ihm mit einer Willenskraft und Ausdauer, einer Unabhängigkeit und Uneigennützigkeit, einer Offenheit zugleich und Zurückhaltung, einer patriotisch warmen Hingebung und Scheu

vor Allem, auch den ehrenvollsten Zeugnissen des Dankes und der Anerkennung vereinigt, wie sie in diesem Maße wohl höchst selten zusammentreffen. Von einer Seite hat man ihn den jüdisch-spanischen Wilhelm von Humboldt genannt, doch muß man das cum grano salis nehmen, sonst würde man vielleicht Beiden Unrecht thun. Außer den umfassenden Commentaren zu den alttestamentlichen Schriften, existiren noch andere Arbeiten von ihm, welche nach vielen Seiten hin von Interesse sind. Für die historische Wissenschaft sind sie insofern wichtig, da Abrabanel alte jüdische und nichtjüdische Schriftsteller citirt, die sonst nicht bekannt geblieben wären. Sein Stil ist vornehm und glatt, gewinnend und von äußerst würdiger und eleganter Manier, breit, aber klar und meistens oratorisch gehalten. Epigrammatische Schärfe und Bündigkeit gehörten nicht zu seinen Vorzügen. Auf ein Wort mehr kam es ihm nicht an, wenn er nur Klarheit dadurch schaffen konnte. So ist er gewohnt in den Commentaren zu jedem Verse alle bedeutsamen Fragen und Schwierigkeiten, die sich etwa einstellen könnten, vorerst klar auseinander zu legen, um sie sodann durch eine geschickte, scheinbar leichte Wendung zu lösen, — ein diplomatisches Kunststück, welches nur allzu oft den Charakter eines Kunststückes trägt. Er gehörte eben nicht dem sechszehnten, sondern dem fünfzehnten Jahrhundert an. Es ist das auch eine Schicksalstücke, daß oft ein hervorragender Geist an das Grab eines versinkenden Zeitalters, eines hinscheidenden Jahrhunderts gestellt wird, welches ihn unerbittlich mit sich zieht,

dagegen ein Anderer, weit hinter ihm stehender dadurch, daß mit ihm die neue Epoche beginnt, mit ihren neuen Ideen und Bahnen, eine hohe, oft ganz unverdiente Bedeutung erlangt.

In Lissabon geboren, lebte Abrabanel lange Zeit am portugiesischen Hofe, hochangesehen beim Könige, innig befreundet mit dem reichen Herzog Ferdinand von Braganza und seinen Brüdern, dem Grafen von Faro und Marquis von Montemar, wie mit mehreren christlichen Gelehrten. Nach dem Tode Alfonsos V. wurde unter den Granden aufgeräumt, Abrabanel fiel in Ungnade und mußte fliehen; seine Güter wurden vom Könige confiscirt. Aller Mittel bar wandte er sich 1483 nach Toledo, wo er seinen Studien zu leben gedachte. Während er seinen Commentar zu den historischen Büchern des alten Testamentes ausbreitete, ließ ihn Ferdinand der Katholische an seinen Hof entbieten und ernannte ihn zum Finanzminister. Acht Jahre lang stand er der Finanzverwaltung vor; während der ganzen Zeit hatte er nach keiner Seite hin Anlaß zur Klage gegeben. Die Finanzminister in den meisten Staaten, namentlich in Spanien, zählten nie zu den Glücklichen, um so weniger, wenn der betreffende ein Jude, noch dazu ein orthodoxer Jude war, und an dem Hofe ein Torquemada das große Wort führte. Wie gewissenhaft, wie treu und geschickt muß Abrabanel sein Amt verwaltet haben, wenn der allmächtige Einfluß des Beichtvaters Ihrer Majestät der Königin Isabella ihm nichts anhaben konnte. — Dankbarkeit gehört jedoch weder zu

den Tugenden der Völker, noch zu den Attributen der Majestät. Es war bekanntlich ein spanischer Ferdinand, der dem edlen Riego die Rettung seines Lebens mit dem Galgen lohnte.

Zehntes Capitel.

Nachdem die Juden mehrere Jahre hindurch der definitiven Entscheidung ihres Schicksals zitternd entgegengesehen hatten, erschien endlich 1492 eine Ordonnanz, welche ihr Unglück aussprach und sie aus den Staaten Ferdinands unter dem Vorwande verbannte, daß es zur Strafe für ihre gegen die Religion und die Sicherheit des Staates angezettelten Complotte und für die Verführung der alten, wie der neubekehrten Christen geschehe. Man hatte in Spanien wie anderwärts das Gerücht ausgesprengt, daß die Juden heimlich Kinder geraubt hätten, um sie zum Passahfeste zu opfern; man gab sogar Ort und Zeit (!), sowie die Namen der Kinder (!), die sie geopfert hätten (!) an.

Die königliche Ordonnanz, welche am 31. März erschien, bestimmte den Juden einen Termin von drei Monaten zum Verkaufe ihrer Güter und zu ihrer Entfernung aus Spanien. Sie waren für den Fall einer Verzögerung mit Todesstrafe und Confiscation ihres ganzen Vermögens bedroht; ferner mußten sie all ihr Gold und Silber in Spanien lassen und durften nur Wechselbriefe und Waaren mit sich nehmen.

Vergebens bot Abrabanel seinen ganzen Einfluß auf, um den König und die Königin auf mildere Ge-

sinnungen zu bringen und zur Zurücknahme des strengen Beschlußes zu bewegen; vergebens benutzte er auch den Credit der Höflinge für seinen Zweck und bot im Namen seiner Glaubensgenossen jede Summe, die Ferdinand fordern würde. Das Verbannungsdecret blieb aber ohne die geringste Aenderung, und Abrabanel selbst war mit allen übrigen angesehenen Juden in der allgemeinen Proscription begriffen. Torquemada fügte zu der Härte der Verbannung noch den für Kastilien, Leon, Andalusien und Toledo gegebenen Befehl bei, die Flüchtlinge weder aufzunehmen, noch sonst mit ihnen zu verkehren.

In Aragonien, Valentia und Katalonien verfügte dieser unerbittliche Verfolger eine Schätzung des Vermögens der Juden, damit man dasjenige davon nehmen könne, was erforderlich sei, um die Gutsherrn und die Klöster, denen die Juden unterthan gewesen waren, für die Abgaben zu entschädigen, die diese Eigenthümer durch die Entfernung ihrer Abgabepflichtigen verlören. Seiner überlegten Ruchlosigkeit war es nicht genug, sie ihren Herren zu entreißen, sondern sie mußten auch noch Diejenigen entschädigen, von denen man sie gewaltsam getrennt hatte.

Die Verzweiflung war allgemein, und überall begegneten die Augen der Christen herzzerreißenden Scenen, bei welchen ein Torquemado allein gefühllos und grausam zu bleiben verstand. Bei der Eile, mit welcher die Abreise so vieler Tausend Familien bewerkstelligt werden mußte, wurden die Güter der Juden um geringen Preis weg=

gegeben, und der Verkauf derselben glich mehr einer Plünderung als einer Veräußerung. Mit den lebhaftesten Schmerzen und der gebietenden Nothwendigkeit folgend, verließen sie*) das Land, an das sich all ihre Neigungen knüpften.

Ein anschauliches Bild von der unsteten Wanderung der Vertriebenen und Verbannten gibt das Leben eines Leidensgenossen, der an sich ohne besondere Bedeutung, durch seinen Eifer, den gesunkenen Muth der Unglücklichen zu heben, sich einen Namen gemacht hat. Es war ein rühriger Sendbote, ein Bücherwurm, der Spanier Jsaac ben Abraham Akrisch (1489—1578), dem die jüdische Literatur die Erhaltung manches Wertvollen zu verdanken hat.

Das riesenhafte Elend, das die verfolgten Juden erduldeten, hob das Bewußtsein des sephardischen Juden zu einer Höhe, welche an Hochmuth streifte. Wen Gottes allmächtige Hand so wuchtig und schwer, so nachhaltig getroffen, wer so unermeßlich viel gelitten, der müsse ein besonders Auserwählter sein; dieses Gefühl lebte in der Brust aller Uebriggebliebenen mit mehr oder minder großer Stärke.

Einige schätzten die Zahl der durch Ferdinand und Torquemada Verbannten auf 170, Andere sogar auf 40.000; zu Granada allein hatten sie 1500 Häuser gehabt, welche nach dem Befehl des Königs zuvörderst geräumt wurden, um sich ihrer Schätze bemächtigen zu

*) Am 9. Ab., dem unglücklichen Tage der ersten und zweiten Tempelzerstörung.

können. Die Juden im nördlichen Spanien zogen sich nach Novarra und Biscaja zurück; 80.000 von ihnen, sollen sich nach Portugal geflüchtet haben; eine Menge Anderer schiffte sich in Kadix und anderen Häfen von Katalonien und Valentia nach Afrika und der Levantia ein. „Niemand," sagt Salomon Ben Virga, „kann das Elend beschreiben, oder sich auch nur vorstellen, welches über die Hebräer nach ihrer Auswanderung aus Kastilien hereinbrach, die erschreckliche Hungersnoth, welche die Einen auf dem Meere auszustehen hatten, die Grausamkeit der Straßenräuber, die den Andern alles nahmen, was sie besaßen, endlich die Barbarei der Schiffsherrn, welche noch Andere auf entfernte Inseln brachten und sie für Kriegsgefangene ausgebend, sie als Sclaven verkauften oder die Kranken ins Meer warfen, um sich ihrer Schätze zu bemächtigen. Auf einem der mit Auswanderern angefüllten Schiffe war eine Pest ausgebrochen; der Schiffscapitän setzte alle auf einer wüsten Insel aus, wo die Unglücklichen sich zerstreuten, um Hilfe zu suchen. Eine Mutter, welche zwei Kinder trug und an der Seite ihres Gatten dahinschwankte, starb auf dem Wege; der Vater, von Müdigkeit übermannt, fiel bei seinen Kindern nieder und fand sie bei seinem Erwachen vom Hunger getödtet. Er bedeckte sie mit Sand und seufzte: „O Gott, mein Unglück scheint mich aufzufordern, Dein Gesetz zu verlassen; aber ich bin Jude und werde es immer bleiben."

Eine beträchtliche Zahl Juden hatte sich nach Fez begeben; da die lange anhaltende Trockenheit eine Theuerung bewirkt hatte, verweigerten die Mauren den

Proscribirten den Eintritt und zwangen sie auf einer Ebene zu lagern, wo diese Bejammernswerthen nur Wurzeln und Kräuter zur Stillung ihres Hungers fanden. Mehrere von ihnen verkauften ihre Kinder, um Brod zu haben; Andere starben mitten unter ihnen. Ein Seeräuber lockte eine Anzahl Kinder durch das Versprechen, ihnen Brot zu geben, auf sein Schiff und lichtete hierauf die Segel, während die ans Ufer geeilten Mütter ihn mit Thränen baten, ihnen ihr einziges Gut zurückzugeben. — Ein anderer Schiffsherr, d. h. Seeräuber beraubte die Juden, die auf seinem Schiffe waren, ihrer ganzen Habe, selbst ihrer Kleider, und setzte sie hierauf ganz nackt auf einer Insel aus, wo ein Löwe einen derselben verschlang, während Diejenigen, die mit ihm waren, sich von der Höhe der Felsen herabstürzten; Andere, die sich in einer Höhle verborgen hatten, wurden endlich auf ein vorbeifahrendes Schiff genommen, und in eine Gegend gebracht, wo eine jüdische Gemeinde sich ihrer annahm.

Indes wurden die Akademien, die Schulen, die Synagogen, die Gelehrtenvereine, die Handlungshäuser, alles mit einem Male vernichtet; die berühmtesten Männer irrten gleich den andern umher, ohne zu wissen, was aus ihnen werden solle. Wie viele Talente, wie viel mühsam erlangtes Wissen, ja selbst wie viel Genie, und wie viel Hoffnungen für den Ruhm und das Glück des jüdischen Volkes wurden an diesem unglückseligen Tage zerstört, wo der König die Vernichtung aller jüdischen Institutionen in seinen Staaten unterzeichnete.

Diejenigen, welche aus Furcht und Anhänglichkeit an den vaterländischen Boden, sich bekehrt hatten, blieben dem Argwohn des Clerus preisgegeben; man zwang sie, ihre Taufe zu beweisen und sich unter die Spanier zu mengen, statt wie ehedem unter sich zu leben. Die alten Rabbiner wurden selbst gezwungen, die Stätte zu verlassen, die sie ehemals bewohnt hatten, so sehr fürchtete man ihren Einfluß auf ihre ehemaligen Religionsgenossen.

Einige Juden versammelten sich noch mit Lebensgefahr zur heimlichen Ausübung des Cultus ihrer Väter, während sie sich öffentlich für Christen ausgaben. Man entdeckte 1501 eine heimliche Synagoge zu Valentia. Man bemächtigte sich des Eigenthümers und ließ ihn durch ein Auto-da-fé büßen; sein Haus wurde von Grund aus abgetragen, und die Inquisition errichtete an der Stelle desselben eine Capelle, die noch jetzt unter dem Namen der „Neuen Kreuz-Capelle" (Cruz nueva) bekannt ist.

Diese Unglücklichen, deren Bekehrung nur das Werk des Zwanges war, ergriffen mit Begierde die geringsten Ereignisse, die eine bessere Zukunft versprachen, um daran ihre Hoffnungen zu knüpfen. Ein junges, hysterisches Mädchen hatte Verzuckungen und Visionen; sie wollte Moses und die Engel gesehen haben, die ihr angekündigt hätten, daß der Messias komme, um die Juden zu befreien und sie in das gelobte Land zu führen. Mehr brauchte es nicht, um die Einbildungskraft einer großen Zahl von Convertiten zu beleben; sie

verließen das Christenthum und kehrten zu ihrem alten Glauben zurück, in Erwartung des verheißenen Glückes.

Ihre Täuschung wurde aber schmerzlich gestört. Die Inquisition bemächtigte sich ihrer und die junge Kranke wurde nebst 37 andern zum Scheiterhaufen verdammt.

Der Fanatismus der Spanier achtete zuletzt selbst die Asche der Todten nicht mehr. Zu Sevilla hatten die Juden einen Kirchhof bei dem Thore von Minjoar, welches nach einem reichen Juden so genannt war, der bei demselben gewohnt hatte; schöne Trauerdenkmäler zierten den Gottesacker; das Volk von Sevilla zertrümmerte sie 1580 und öffnete die Gräber.

Man will daselbst mehrere mit kostbaren Stoffen bekleidete und mit Juwelen in Gold und Silber gezierte Leichname gefunden haben. Einige Gräber schlossen auch Manuscripte ein, die man dem berühmten Arias Montanus mitzutheilen die Vorsicht übte.

Wie oft mußten die Verbannten ihr auf immer verlorenes Vaterland beweinen, an dessen Größe und Glück sie seit fast einem Jahrtausend emsig und rüstig mitgearbeitet hatten — eine intelligente, fleißige, durch Bildung und Wissenschaft gehobene, zahlreiche Bevölkerung. Das Vaterland, das sie verstieß, sie haben es unsäglich geliebt, so innig, so schwärmerisch und mit solcher Glut, daß Jahrhunderte lang ihre Nachkommen, in der Fremde weilend, sich der vaterländischen Sprache, der vaterländischen Sitte nicht entäußern wollten. Die Sprache und Literatur des Heimatlandes pflegten sie

fortwährend, trotz der jammervollen Exilsleiden, denen sie preisgegeben waren. Den spanischen Boden durften sie nicht betreten, der spanischen Muse sind sie immer treu geblieben und die spanische Bibelübersetzung aus dem Jahre 1553, von welcher kein geringerer Kritiker, als Lessing sagt: daß jeder Theolog sich Kenntnis des Spanischen aneignen müßte, wenn auch nur, um jene merkwürdige Bibelversion kennen zu lernen, der jede andere in vielen Beziehungen nachsteht — ist auf kastilianischem Boden entstanden. Wohl eine Erscheinung einzig in ihrer Art. In Holland, Frankreich, England, Italien, Deutschland, in der Türkei, Marokko, fast überall, wohin nur der Fuß jener unbarmherzig Gemarterten gelangte, sehen wir während des 16., 17., zum Theil noch während des 18. Jahrhunderts spanische Dichter und Dichterinnen entstehen, Lyriker, Dramatiker, Romanschriftsteller, einzelne von bedeutender Genialität, es sind die Kinder jener spanischen Juden, welche von ihren Wohnsitzen verjagt, von einem Lande zum andern getrieben und gehetzt, gespensterhaft leichenblassen Gesichts, tiefgesunkenen Augen, nur durch die Bewegung von den Todten unterscheidbar, hier der Kälte, dem Hunger und Durst, dort der Wuth des Pöbels preisgegeben waren, aus deren Herzen aber trotz alledem die heiße, glühendste Liebe zum Vaterlande nicht schwinden konnte. Die bornirte, stupide Aeußerung eines modernen Vertheidigers des Erlasses von 1492: „Die Vorsehung hat diese neue Zerstreuung der Juden zugelassen, damit die Kenntnis der spanischen Sprache in die Ferne getragen und ver-

breitet werde," ist nach vielen Seiten hin charakteristisch. — Hören wir wie Schiller in seiner „Geschichte des Abfalls der Niederlande" über die Inquisition spricht.. „Schändung der Vernunft und Mord der Geister heißt ihr Gelübde; ihre Werkzeuge sind Schrecken und Schande. Jede Leidenschaft steht in ihrem Solde, ihre Schlinge liegt in jeder Freude des Lebens. Selbst die Einsamkeit ist nicht einsam für sie: die Furcht ihrer Allgegenwart hält selbst in den Tiefen der Seele die Freiheit gefesselt. Alle Instincte der Menschheit hat sie herabgestürzt unter den Glauben; ihm weichen alle Bande, die der Mensch sonst am heiligsten achtet. Alle Ansprüche auf seine Gattung sind für einen Ketzer verscherzt; mit der leichtesten Untreue an der mütterlichen Kirche hat er sein Geschlecht ausgezogen. Ein bescheidener Zweifel an der Unfehlbarkeit des Papstes wird geahndet wie Vatermord und schändet wie Sodomie; ihre Urtheile gleichen den schrecklichen Fermanten der Pest, die den gesündesten Körper in schnelle Verwesung treiben. Selbst das Leblose, das einem Ketzer angehörte, ist verflucht; ihre Opfer kann kein Schicksal ihr unterschlagen; an Leichen und Gemälden werden ihre Sentenzen vollstreckt, und das Grab selbst ist keine Zuflucht vor ihrem entsetzlichen Arme."

„Die Vermessenheit ihrer Urtheilssprüche kann nur von der Unmenschlichkeit übertroffen werden, womit sie dieselben vollstreckt. Indem sie Lächerliches mit Fürchterlichem paart und durch die Seltsamkeit des Aufzuges die Augen belustigt, entkräftet sie den theilnehmenden

Affect durch den Kitzel eines andern; im Spott und in der Verachtung ertränkt sie die Sympathie. Mit feierlichem Pompe führt man den Verbrecher zur Richtstatt, eine rothe Blutfahne weht voran, der Zusammenklang aller Glocken begleitet den Zug; zuerst kommen Priester im Meßgewande und singen ein heiliges Lied. Ihnen folgt der verurtheilte Sünder, in ein gelbes Gewand gekleidet, worauf man schwarze Teufelsgestalten abgemalt sieht. Auf dem Kopfe trägt er eine Mütze von Papier die sich in eine Menschenfigur endigt, um welche Feuerflammen schlagen und scheußliche Dämonen herumfliegen. Weggekehrt von dem ewig Verdammten wird das Bild des Gekreuzigten getragen; ihm gilt die Erlösung nicht mehr. Dem Feuer gehört sein sterblicher Leib, wie den Flammen der Hölle seine unsterbliche Seele. Ein Knebel versperrt seinen Mund und verwehrt ihm, seinen Schmerz in Klagen zu lindern, das Mitleid durch seine rührende Geschichte zu wecken und die Geheimnisse des heiligen Gerichtes auszusagen. An ihn schließt sich die Geistlichkeit im festlichen Ornat, die Obrigkeit und der Adel; die Väter, die ihn gerichtet haben, beschließen den schauerlichen Zug. Man glaubt eine Leiche zu sehen, die zu Grabe geleitet wird, und es ist ein lebendiger Mensch, dessen Qualen jetzt das Volk so schauderhaft unterhalten sollen. Gewöhnlich werden diese Hinrichtungen auf hohe Feste gerichtet, wozu man eine bestimmte Anzahl solcher Unglücklichen in den Kerkern des heiligen Hauses zusammenspart, um durch die Menge der Opfer die Handlung zu verherrlichen, und alsdann sind selbst die Könige

zugegen. Sie sitzen mit unbedecktem Haupte auf einem niedrigeren Stuhle als der Großinquisitor, dem sie an einem solchen Tage den Rang über sich geben — und wer wird nun vor einem Tribunal nicht erzittern, neben welchem die Majestät selbst versinkt?" . . . . . . Vae victis! . . .

Mit welchem Eifer mußten sich die Verbannten auf die Ausübung ihrer religiösen Pflichten werfen, die allein sie noch trösten konnte. Mit welcher Inbrunst mögen sie ihre rührenden Gebete zum Himmel emporgesandt haben, besonders das des Montags, worin es heißt: „die Männer der Wahrheit sind untergegangen; die, welche sich mit der Kraft ihrer Werke zeigten, die allen Gefahren Trotz bietenden Kämpfer, welche die schlechten Grundsätze verwarfen, und uns in Zeiten des Unglücks zur Schutzmauer dienten, die deinen Zorn durch ihre heißen Gebete besänftigten und erhört wurden, selbst bevor sie dich, o Gott, anriefen, welche dich zu bitten und auszusöhnen verstanden, und Diejenigen, denen zu Liebe du Mitleid mit uns hattest, wie ein Vater mit seinen Kindern, und die sich niemals vergebens von deiner Gegenwart zurückzogen; wir haben sie verloren um unserer Ungerechtigkeit willen, sie sind uns geraubt, um unserer Sünden willen, sie sind eingegangen zur Ruhe und haben uns zurückgelassen in unserem Jammer . . . Wir sind nach den vier Weltgegenden zerstreut und finden keinen Trost in unserem Elend; wir kehren zu dir zurück, allmächtiger Gott,

bedeckt mit Schande, um dich von frühem Morgen an zu suchen in der Zeit unserer Angst!"

Die Hoffnung blieb im Innersten dieser unglücklichen Verbannten lebendig und bei jedem Neumond erinnerten sie sich, daß die Nachkommen Jakobs sich einst, wie dieses Gestirn, zu neuem Glanz erheben würden.

Torquemada, der die Juden erbarmungslos vertrieb, der mehr als acht Tausend Juden das Feuergerüst besteigen ließ, predigte eiligst auf den Straßen die Christuslehre, predigte die Religion — der Liebe. Verbitterten Herzens, starkgebeugten Nackens schritten die Gehetzten, ewig Verfolgten einher, entschlossen, den bitteren Kelch zu leeren, sich gegenseitig ermunternd: „Laßt uns stark sein!"

* * *

Die Geschichte der spanischen Inquisition hatte mit dem Jahre 1492 ihren überaus tragischen Abschluß noch nicht gefunden. Die äußerliche Maske vermochte nicht die jüdische Zähigkeit, den jüdischen Opfermuth, den echt jüdischen Geist bei ihnen ersterben zu lassen und das spanische Volk hat das Glaubensbekenntnis der für ihre Religion sich opfernden Juden bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein an jedem volksthümlichen Feste zu hören bekommen. Bei jeder freudigen Gelegenheit wurden Auto-da-fés veranstaltet; ob die Königin von einem Prinzen entbunden, ob eine königliche Prinzessin ihre Vermählung feierte, immer wurden dem lieben Gott Menschenopfer dargebracht, Juden, die von

ihrem Glauben, ihrer Ueberzeugung nicht lassen wollten. Es war kein echtes Fest für die Madrider, wenn nicht die Flammen eines Scheiterhaufens lichterloh gen Himmel schlugen. Karl II. z. B. hat mit allerhöchst eigener Hand den Feuerstoß angezündet, auf dem achtzehn Juden und neun Christen wegen Ketzerei verbrannten.

Spanien war sich selbst zur Hölle geworden, einem jähen Verfall gieng es entgegen. Wohl rühmten sich noch seine stolzen Könige, daß in ihrem Reiche die Sonne nicht untergehe — aber das wirklich erwärmende, gesunde, das wahrhaft milde, göttliche Licht war aus Spanien für immer verbannt. Die herrlichen Triften und Gefilde des stolzen, großen Hispaniens, wo die Blumen Indiens duften und die Früchte von Hoziz reifen, über deren wunderbare Schönheit und Fruchtbarkeit schon Plinius, Livius u. A. nicht genug staunen konnten, waren ein Jahrhundert nach der Vertreibung der Juden derart verwildert und verkommen, daß ihr Ertrag die äußerst schwache Bevölkerung nicht mehr ernähren konnte. Alonso de Herera sagt in seinem Buche „Ueber spanische Landwirthschaft" 1598: „Ich bin über weite, öde Strecken gezogen, öde, nicht weil die Natur ihre Gaben versagt, sondern weil hier Niemand wohnt, der geerntet hätte. Wo früher 1000 Araber rege Hände hatten, können heute kaum 500 Christen ihr Dasein fristen.

Und als Philipp II. auf Drängen des Erzbischofs Ribera auch die Moriscos aus dem Lande verjagte, da jubelte zwar das begeisterte Volk, aber die aragonischen

Hochländer wurden zu nacktem Stein, zu triebloser Erde, zu ausgedehnten öden Wüsteneien. Hungersnoth und Armuth nahmen überhand. Große Massen starben vor Mangel und Obdachlosigkeit, ganze Dörfer waren verwüstet und in vielen Städten lagen während des 17. und Anfangs des 18. Jahrhunderts mehr als drei Viertel der Häuser in Trümmern. Jegliche Bildung war aus dem Lande geschwunden, der Geist der Nation erschlaffte immer mehr, fluchbeladen gieng sie zu Grunde, unrühmlich, nicht im heißen Ringen der mächtigen Ueberzahl der Feinde erliegend! Sie schuf sich selbst ihr Grab.

Schmerzerfüllten Herzens, ja zukunftsbange blickt noch heute der arme Spanier auf sein unglückliches, tiefgebeugtes und gedrücktes Vaterland, während dem zerstreuten Volke Juda's längst die Strahlen eines neuen Morgenrothes Frieden und Freiheit verkündet haben. Krachend sind die verhaßten Schranken zusammengebrochen, getilgt ist die Jahrtausend alte Schmach; die Holzstöße, welche dort ihre Flammen gegen Himmel schlugen, sind verkohlt; die Asche ihrer Opfer ist zerstreut, die Richter sind lange schon verstummt vor dem Throne des höchsten, gerechtesten Richters; an Stelle traditioneller Vourtheile und fanatischen Aberglaubens, trat die allerleuchtende Wissenschaft, welche Völker und Fürsten Gerechtigkeit üben gelehrt, Gerechtigkeit gegen die ganze Menschheit.

Bibliographie.

Abrabanel. Vorrede zum „Buch der Könige“.

Andree R. Zur Volkskunde der Juden. Bielefeld 1881.

Ayala. Crón. del Rey D. Enrique III. Madrid 1779/80.

Bernaldez. Historia de los Reyes Católicos D. Fernando y Donna Isabel. Granada 1856. 2 Bde.

Bloch. Die Juden in Spanien Leipzig 1875.

Castro Ad. de. Hist. de los Judios en Espana.

Chwolson. Die semitischen Völker. Berlin 1877.

Fita F. La inquisicion espagnola en 1487.

Förster P. Der Einfluss d. Inquisition auf das geist. Leben.

Gams. Kirchengeschichte von Spanien. III Bde. Regensburg 1879.

Geiger A. Das Judenthum und seine Geschichte. Breslau 1865/71.

Gieseler C. L. Kirchengesch. von Spanien. II Bde. Bonn 1835.

Graetz H. Gesch. der Juden. V., VIII. und IX. Bd. Leipzig.

— La police de l'inquisition d'Espagne.

Guichot. Historia de Sevilla. II. Bd. Sevilla 1873.

Hecht. Handbuch d. israel. Geschichte. Leipzig 1884. 5. Auflage.

Helfferich. Der westgoth. Asianism. u. d. span. Ketzergeschichte. Berlin 1860.

Henne Otto am Rhyn. Culturgeschichte d. jüd. Volkes Jena 1892.

Kayserling M. „Sephardim.“ Leipzig 1859.

— Geschichte der Juden in Spanien und Portugal. Berlin 1861/67.

— Biblioteca espanola-judaica. Strassburg 1870.

Lafucute. Historia de Espana. IX. Bd.

Lea, H. Ch. Chapters from the religions hist. of Spain, connected with the inquisition. Philadelphia.

Lederer. Johann von Torquemada. Freiburg 1879.

Llorente J. A. Hist. critique de l'inquisition d'Esp. Paris 1817/18.

Loeb J. Polem. chrétiens et juifs en Esp. en 1487.

— Notes sur l'histoire des juifs d'Espagne.

Mariana. Historia de Espana. IV. Bd.

Masdeu. Hist. critica de Espana. XIII. Bd. Madrid 1808.

Prescott. Historij of the reyn of Ferd. and Isab. London 1838.

Pressel W. Die Zerstreuung d. Volkes Israel. Heilbronn.

Pulgar, Fern. del. Crón. de los reyes catól. D. Fernando y Donna Isabel. Valencia 1180.

Schäfer. Geschichte von Portugal. II. Bd.

Schirrmacher F. W. Gesch. v. Span. VI. Bd. Gotha 1893.

Zunz. Eidesleistung der Juden. Berlin 1859.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort 5

1. Capitel. Die Juden unter den ersten Khalifen und unter der Regierung Alfons des Weisen von Kastilien 9

2. Capitel. Die Regierung Alfons XI. und Peter des Grausamen 24

3. Capitel. König Johann I., Heinrich III., Johann II. und die Juden 29

4. Capitel. Judeneide, Kesselproben, Criminalfälle, Ehen 35

5. Capitel. Demoralisation, Polygamie, Luxus. Die Juden unter Karl dem Bösen 45

6. Capitel. Karl der Fromme und Juan II. Mißstände. Heinrich II. und D. Gaon. Neue Decrete 53

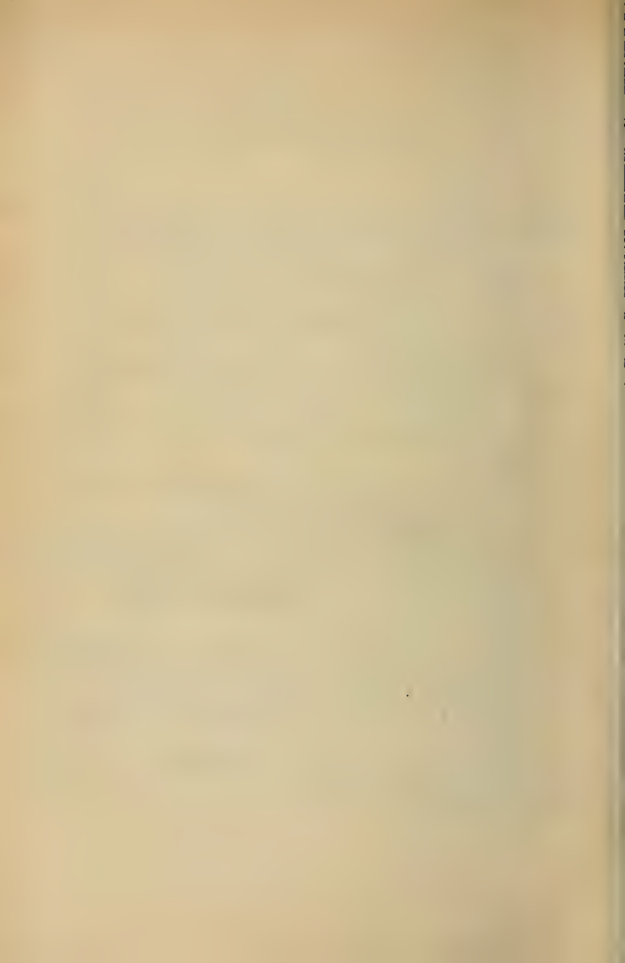
7. Capitel. D. Chacon; Vertreibungen. Das Tribunal. Die Marranen 64

8. Capitel. Der Congreß zu Tortosa. Die Bulle des Papstes. Vinzenz Ferrier. Judenhetzen . . 73

9. Capitel. Die Juden unter Ferdinand dem Katholischen 84

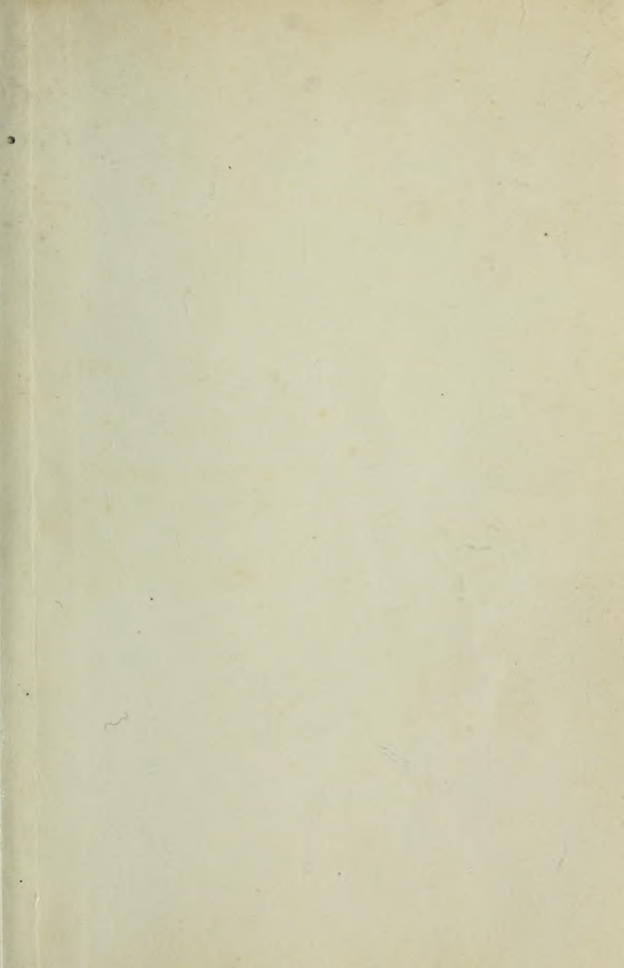
10. Capitel. Auswanderungen. Schluß 95

Bibliographie 109

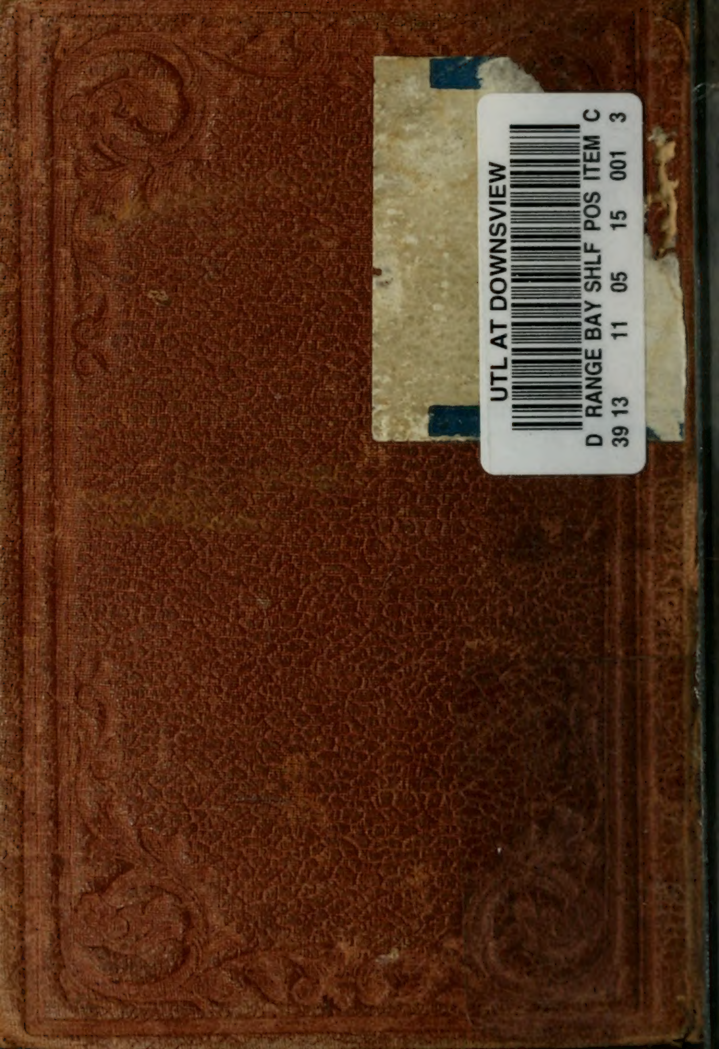











UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 11 05 15 001 3